August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Sechsunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändl[illegible]

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1848.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene.

Mein Söhnlein, verplempere dich nicht, oder: Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

Aus einigen unzusammenhängenden Worten einen kleinen Roman zu verfassen, ist ein angenehmes Spiel des Witzes und der Einbildungskraft, welches allen Gesellschaften, aus denen die Karten verbannt sind, empfohlen werden kann. Schon vor vielen Jahren sind von dem Herausgeber der Biene einige dergleichen Erzählungen geliefert worden (die Geschichte meines Vaters und die gefährliche Wette). Sie fanden Beifall, darum schmeichelt er sich, daß man auch diese, und vielleicht noch einige folgende, die alle auf dieselbe Art entstanden sind, nicht ungern lesen werde. Die sechs Worte, welche diesmal auf Befehl einer liebenswürdigen Dame zu einer romantischen Heirathsgeschichte verarbeitet werden sollten, waren folgende: Königin, Wäscherin, Bildergallerie, Haar, Aderlassen, Modell.

Einleitung.

»Der Junge soll ein Maler werden,« sagte der alte Advokat Spinne zu seiner Frau, der Madame Spinne, »ein Maler ist in unsern Tagen der glücklichste Mensch auf Gottes verfluchtem Erdboden.«

Die Frau Advokatin entsetzte sich heftig, denn er ha[illegible] ihr mütterliches Ansehen und nebenher auch den li[illegible]

Gott angetastet, dessen Erdboden, wie sie meinte, seit dem berühmten Paktum, für dessen Erfüllung der Regenbogen Bürgschaft leistet, nicht mehr verflucht sein könne. Ihr schwarzgallichter Gemahl bewies ihr hingegen, daß wir, trotz des Regenbogens, mitten in der Sündflut leben, und zwar in einer weit schlimmern, als jene noachitische war, denn statt der Wasserströme würde die Welt durch Blutströme überschwemmt. Dieser Sündflut zu entrinnen, sei es vergebens, eine Arche zu bauen; denn man würde die Arche sogleich in Requisition setzen, um ein Feldlazareth daraus zu machen.

»Der liebe Gott,« erwiederte Madame Spinne seufzend, und an die Theurung des Kaffees gedenkend, »wird auch hier endlich einen Regenbogen des Friedens erscheinen lassen!«

»Er würde wohl thun,« brummte der Advokat, »wenn er ein anderes Friedenszeichen wählte; denn es könnte sich zutragen, daß gewisse Leute den Bogen für eine Brücke ansähen, und mit hundert tausend Mann hinauf marschirten, um den Himmel zu erobern.«

Da Madame Spinne wußte, daß ihr Mann über diesen Text unerschöpflich war, so hielt sie für besser, ihm vor der Hand Gottes Erdboden Preis zu geben, und sich auf die Vertheidigung ihrer gekränkten Mutterrechte zu beschränken. Der Junge soll ein Maler werden, hatte er gesagt. Dieses Soll, ohne ihr Will, schien ihr für einen Ehemann doch gar zu keck. Er pflegte sie zwar immer seine [illegible]ite Hälfte zu nennen, und sie nannte ihn hinwie-

derum ihr anderes Ich; aber zum Unglück paßten die Hälften so wenig zusammen, als die Stücke von Olber's zersprungenen Planeten, deren jedes seine eigene Bahn wandelt, und das andere Ich wurde zum Nichtich, so oft es mit dem Ich der Lebensgefährtin in Eins verschmelzen sollte.

»Der Junge soll kein Maler werden," sagte Madame Spinne, »denn ich wüßte gar nicht, warum er nicht auch Prozesse führen könnte, so gut, und vielleicht noch besser, als du?»

Herr Spinne. Lieber möchte er Kastanien braten, oder in einem Weinkeller den Gästen die Austern aufmachen.

Frau Spinne. Ich denke doch, mein Schatz, du habest dich über die Themis nicht zu beklagen?

Herr Spinne. Ich beklage mich auch nicht über die alte Themis, sondern über die neue. Ein halbes Jahrhundert hindurch habe ich jener gedient; ihre Gesetze verstand ich; in ihrem Irrgarten wußte ich alle Wege und Stege zu finden. Nun soll ich im Alter das Neue lernen, ohne Ueberzeugung, daß es für uns das Bessere sei.

Frau Spinne. So laß es bleiben. Du hast deine Schäfchen im Trockenen. Nun möge unser Ludwig auf die Weide treiben. Er kennt das Alte noch nicht, ihm wird es nicht schwer fallen, das Neue zu lernen.

Herr Spinne. Sehr wohl; aber wer steht ihm dafür, daß um zehn Jahre das Neue wieder einem Neueren Platz machen muß? — Wir leben in einer Zeit, wo m[illegible] für gar nichts schwören darf, nicht einmal de credulita

Alles, was dem Ehrgeize der Gewalt erreichbar ist, das verwandelt sich schneller als die Dekorationen in der Donaunymphe. Königreiche werden geschaffen und vernichtet, ohne daß man erfährt warum. Auch der Thron der neuen Themis steht noch gar nicht fest gegründet. Die Kunst hingegen ist und bleibt unabhängig, kein Schwert erreicht sie, kein Codex dringt ihr neue Formen auf. Der Maler wandert aus, wenn es in der Heimath ihm nicht mehr behagt; mit Palette und Pinsel ist er überall willkommen. Er findet Brot, so lange die Eitelkeit der Menschen währt, das heißt — ewig. Das Mädchen läßt sich malen für den Geliebten, der Vater für seine Kinder, der Gelehrte, um in Kupfer gestochen zu werden; und nun vollends der Soldat! der begnügt sich nicht einmal mit einem gewöhnlichen Portrait; der hat mit eigener Hand, auf hohen Befehl, so und so viele Menschen erschossen und erstochen; das gibt schöne Gruppen, das muß gemalt werden, es koste, was es wolle, er kann's bezahlen, er hat genug requirirt. So füllt der Maler seinen Beutel, wann, wie und wo er will, ruht oder arbeitet nach Belieben, sammelt sich ein Kapital, und sucht am Ende ein ruhiges Plätzchen, um es ruhig zu verzehren.

Madame Spinne fühlte wohl, daß in den Worten ihres andern Ichs viel Wahrheit liege; da aber der Gedanke ganz allein von ihm herkam, so konnte er doch unmöglich unwidersprochen bleiben. Zuerst bemerkte sie ein wenig spöttisch, daß zum Juristen kein Genie gehöre, wohl aber zum Maler, und daß es zweifelhaft sei, ob der kleine Ludwig vom Geiste

seiner Mutter so viel geerbt habe, daß diese Erbportion ihn zum Maler qualifizire. Herr Spinne war so galant, sie zu versichern, daß der Junge keine Ader von ihm habe, und auch bereits so viele dumme Streiche mache, daß an seinem Genie gar nicht zu zweifeln stehe. Diesem Grunde ergab sich die zärtliche Mutter. Wohl! der Junge soll ein Künstler werden. Damit es doch aber nicht heißen möchte, sie habe zum ersten Male während ihres fünfzehnjährigen Ehestandes unbedingt nachgegeben, so verwarf sie die Malerei und wählte die Bildhauerkunst, weil es gewissermaßen eine seltenere, vornehmere Kunst sei, die übrigens eben so viel und vielleicht noch mehr eintrage als jene, weil Creti und Pleti Flachköpfe und gebuckelte Schädel sich in unsern ruhmdurstigen Zeiten abformen und en buste repräsentiren ließen, um auf einem Piedestal den Winkel eines Zimmers zu zieren; weil ferner die Kunstprodukte eines Bildhauers weniger der Vergänglichkeit und Zerstörung unterworfen seien, als die eines Malers, indem zum Beispiel von Phidias noch manche Kunstwerke bis auf uns gekommen, doch kein einziges von Polygnot; endlich und hauptsächlich, weil es ihre Idee war, und sie nun das schwere Bekenntniß nicht abzulegen brauchte: Mein Mann hat den Plan entworfen. Allein der Advokat Spinne beharrte eben so steif und fest auf seiner Meinung, als Madame Spinne auf der ihrigen, und so sah man sich endlich gezwungen, einen Mittelweg einzuschlagen, der beide Theile zufrieden stellte; der kleine Ludwig sollte nämlich beide Künste erlernen und treiben, da man sich erin

nerte, daß auch Michel Angelo Buonarotti in beiden gleich groß gewesen sei.

So wurde der Knabe zum Künstler gestempelt, ohne Gall zu Rathe zu ziehen. Glücklicherweise kam die Natur den Launen der Eltern zu Hilfe, und entwickelte wirklich seltene Talente in ihm. Alles, was die Vaterstadt und die Kunstschulen in Dresden und Wien an Hilfsmitteln darboten, wurde benutzt, und in seinem zwanzigsten Jahre hatte er es schon so weit gebracht, daß nur noch eine Wallfahrt zu den Kunsttempeln in Italien und Frankreich erforderlich war, um ihn den Meistern zuzugesellen.

Der Vater hielt die Reise für überflüssig, denn Ludwig hatte ihn bereits in einem schwarzen Sammtrocke mit dem Corpus juris unter dem Arme gemalt, und so wohl getroffen, daß die alte Köchin sich nicht genug darüber verwundern konnte. Die Mutter hingegen war von dem Gedanken, Briefe aus Paris zu erhalten, die sie in ihren Theegesellschaften vorlesen könnte, dermaßen entzückt, daß sie dem andern Ich so lange in den Ohren lag, bis es der zweiten Hälfte den Sieg zuerkannte.

1. Die Königin.

Ludwig begab sich also auf den Weg nach Paris, mit Wechseln, Mutter-Pfennigen und guten Lehren reichlich versehen. Zu den letztern gehörte besonders die tausendmal wiederholte Warnung der Madame Spinne: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!«

Wenn die guten Mütter sich fein erinnerten, daß man

einst von jedem unnützen Worte Rechenschaft ablegen soll — (wobei jedoch schwer zu begreifen ist, woher der liebe Gott so viel Zeit nehmen werde, alle unnützen Worte vor seinen Richterstuhl zu ziehen, wenn er sich auch blos auf die Friedenstraktate einschränken wollte) — so würden sie ihre reisenden Söhne mit solchen Ermahnungen verschonen, die, bei dem besten Willen sie zu befolgen, doch nur so lange im Gedächtnisse bleiben, als es dem Zufalle beliebt. Dem jungen Künstler selbst schien seine Freiheit so kostbar, daß er fest beschlossen hatte, sie nie zu veräußern, wenn auch die schönsten Augen von der Welt ihn darum ansprechen sollten. Mit diesem löblichen Vorsatze erreichte er wirklich die Grenzen von Frankreich, und da er auf dieser Reise ganzer vier Tage zugebracht, auch in manchem Posthause manches hübsche Mädchen gesehen hatte, so hielt er sein Herz nunmehr für eben so unverwundbar, als den in den Styx getauchten Achilles.

Wohlgemuth kam er eines Abends in eine kleine Stadt zwischen Straßburg und Paris. Das Wetter war schlecht, der Abend sehr dunkel, er beschloß zu übernachten. Die Zeit wurde ihm lang, das sagte er dem Postmeister, der ihm sogleich einen geschriebenen Komödienzettel unter die Augen schob.

»Wir haben hier eine Gesellschaft von vortrefflichen Künstlern,« sagte er mit jener wichtigen und jeden Widerspruch verbiethenden Miene, die den Franzosen, besonders wenn sie von der Kunst sprechen, so eigen ist. »Es sind Leute darunter, die sich auf dem Theatre français den

einzigen in der Welt, formirt haben; indem alle Billete die herausgetragen, alle Stühle, die gesetzt wurden, durch ihre Hände gingen; ja mein Herr, wir besitzen einen zweiten Talma, der den Orest gleich Jenem mit nackenden Armen spielt. Eilen Sie! heute gibt man Semiramis. Eine junge Künstlerin wird debütiren. Man sagt, sie sei schöner als Mademoiselle George, und spiele wenigstens eben so gut.»

Ludwig war kein Liebhaber von französischen Trauerspielen, deren unnatürlicher Pathos eben so weit über die eine Grenze schweift, als der deutsche Conversationston über die andere, aber die Langeweile trieb ihn hin. Er betrat eine von Bretern zusammengeflickte Bude, in welcher die schöne Welt des Städtleins sich versammelt hatte, und mit ungestümen Verlangen dem Aufrollen des Vorhanges entgegen sah. Fünf Nasen mit Brillen bewaffnet saßen im Orchester und spielten auf fünf Violinen die Ouverture des Babiers von Sevilla, worauf die vier ersten Scenen von Voltaire's Semiramis durch einige Babylonier im römischen Kostüm und einen Oberpriester im geblümten Schlafrock abgeleiert wurden. Zu Anfang der fünften Scene erschien die Königin im Hintergrunde, auf ihre Vertraute gestützt. Nie hatte Ludwig eine schönere Gestalt noch ein lieblicheres Gesicht erblickt. Von ihrem ersten Erscheinen an sah er nur noch sie, obgleich die Prinzessin Azema auch ein recht hübsches Mädchen mit feurigen Augen war. Das Publikum schien sein Wohlbehagen zu theilen, denn es empfing die junge Debütan-

tin mit einem so wüthenden Händeklatschen, daß die Bude zitterte und die von der Decke herabhängende Lampe sich bewegte.

Die Königin von Babylon verbeugte sich tief vor ihren Richtern von Krähwinkel, und lehnte sich dann wieder auf Otamen's Arm. Als sie endlich zu sprechen anhub: »O Schleier des Todes! wann wirst du meine bethränten müden Augen verhüllen!» Da vollendete ihre sanfte, bebende Stimme den mächtigen Eindruck, den ihre reizende Gestalt auf den jungen Fremdling gemacht hatte. »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!» flüsterte der Genius der Mutter ihm zu; aber Ludwig war taub für jede andere Stimme, als die, welche so süß von der Bühne herablispelte.

Umsonst machte das Publikum mit dem flüsternden Genius gemeinschaftliche Sache, indem es nach dem ersten Wohlgefallen an der schönen Gestalt der Semiramis das entschiedenste Mißfallen gegen ihr Spiel an den Tag legte. Bekanntlich soll die Königin von Babylon, gleich nach den ersten Seufzern um den Tod, den Schatten des Ninus zu sehen glauben, und den höchsten Schrecken ausdrücken. Das meinte sie genügend zu vollbringen, wenn sie, an die Vertraute sich schmiegend, sich gleichsam hinter ihr verbergend, starr und bebend nach einer Gegend schaute, und wirklich fand Ludwig diesen Ausdruck wahr und folglich schön. Die französischen Zuschauer hingegen, die es besser verstanden, erwarteten, daß sie ein wenig rasend auf der Bühne herum rennen, den Leib einziehen,

Arme weit voraus strecken, mit allen zehn Fingern zittern und dabei aus hohler Brust heulen sollte. Da von alle dem nichts geschah, so ließ sich bald ein leises Murmeln vernehmen: »Sie hat keine moyens — Schade um die hübsche Figur.« — Nach und nach wurde das Murmeln immer lauter, die Stöcke der Kenner klopften auf den Boden, die Pfeifen der Kritiker schwirrten dazwischen, die arme Königin war mehr todt als lebendig. Ludwig ärgerte sich, daß er blaß wurde. Er zischte seinen Nachbarn entgegen, wie einst Göthe bei der Aufführung des famösen Alarcos, um sie zum Schweigen zu bringen; allein er bewirkte nichts dadurch, als Hohngelächter und verdoppeltes Geräusch. Er erhub seine Hände und klatschte aus allen Kräften, um eine Gegenpartei zu erwecken; aber Niemand klatschte mit, und fast hätte er über sein einzelnes Klatschen mit einem Militär Händel bekommen, weil bekanntlich die Militärs in allen Theatern das große Wort nicht selten sehr zur Unzeit führen. Es blieb folglich dem armen Ludwig nichts weiter übrig, als ein wenig mit den Zähnen zu knirschen, und die bebende Semiramis herzlich zu bemitleiden. Diese Empfindung drückte er, während einer kleinen Pause, gegen einen ältlichen Mann aus, der, mit dem Kinn auf dem Stockknopf gedrückt, ruhig neben ihm saß, und weder pochte noch pfiff.

»Mein Herr,« sagte der Mann, »die Demoiselle Nina hat diese Züchtigung verdient, denn sie spielt in der That sehr schlecht, und hätte sich nie unterfangen sollen vor einem gebildeten Publikum, als das unsrige ist, aufzutreten.

Indessen zweifle ich nicht, man würde glimpflich mit ihr verfahren sein, da sie sehr jung, sehr hübsch und sehr bescheiden ist; aber sie hat die Unbesonnenheit begangen, wenigstens ein Dutzend unserer reichsten und liebenswürdigsten jungen Herren durch eine unerhörte Prüderie vor den Kopf zu stoßen, ja sie hat nicht einmal einen begünstigten Liebhaber, folglich Niemanden, der eine Partei für sie geworben hätte. Ihr geschieht ganz Recht.“

Bei den letzten Worten schnupfte er eine Prise Tabak, und pflanzte sein eiskaltes Gesicht wieder auf den Stockknopf, ohne zu ahnen, daß er den Liebespfeil, der bis jetzt Ludwig's Herz nur ein wenig geschrammt, ihm durch diese sinnreiche Erklärung tief hinein gedrückt hatte. Ludwig blickte nun mit inniger, zärtlicher Wehmuth auf die schöne, unglückliche Königin, die gegen Ende des zweiten Aktes die Mißhandlungen der Zuschauer nicht länger ertragen konnte, sondern ohnmächtig die Bühne verlassen mußte, worauf eine lange, hagere Person, der alte Liebling des Publikums, die Rolle fortspielte, und so entsetzlich wüthete und heulte, daß die Zuschauer sich die Hände wund klatschten und vor Entzücken wollüstige Thränen vergossen.

So bald Ludwig gewiß war, daß die schöne Nina nicht mehr erscheinen würde, verließ er die Bude mit dem Bilde des lieblichen Mädchens im Herzen und mit dem heftigsten Verlangen sie zu sprechen. Daß es unschicklich sei, dieses Verlangen noch am nämlichen Abende zu befriedigen,

fühlte er wohl, da sie jetzt schwerlich in der Stimmung sein konnte, Fremde zu empfangen. Er verschob also seine weitere Reise auf unbestimmte Zeit und seinen Besuch bis auf den andern Morgen. Die Nacht brachte er schlaflos zu, hin und her sinnend, unter welchem Vorwande er sich bei ihr wolle melden lassen. Er stand aber bereits vor ihrer Thüre, ohne etwas anders ausgesonnen zu haben, als das gewöhnliche Kompliment: Ein Fremder lasse um die Ehre bitten, der Demoiselle Nina aufzuwarten. Eine alte grämliche Weibsperson, die den Auftrag brummend übernahm, kam mit der Antwort zurück, Mademoiselle empfange keine Besuche, wenn der fremde Herr ein Geschäft habe, so möge er sich an ihren Vater wenden.

So unangenehm es auch für einen Verliebten ist, wenn ihm der Vater für die Tochter untergeschoben wird, so ergab sich doch Ludwig mit guter Art in den Wechsel, hoffend, den Vater durch seine Treuherzigkeit zu gewinnen und von ihm selbst zu der schönen Nina geführt zu werden. Ein alter kränklicher Mann erschien, der unter den buschichten Augenbraunen mißtrauische Blicke auf den fremden Jüngling richtete, und ihm, auf die hergestammelte Erklärung, daß er ein Reisender sei, der gestern im Theater von den Reizen seiner Tochter so sehr bezaubert worden, daß er die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihr persönlich zu huldigen, sehr trocken antwortete:

»Mein Herr, wenn Sie auch nicht einer Unglücklichen [illegible]tten, wie ich nach dem, was gestern vorgefallen, wohl [illegible]nuthen dürfte, so ist doch unsere Lage von der Art, daß

wir durchaus keine Besuche von jungen Leuten annehmen dürfen. Wir haben aus den Trümmern unsers Wohlstandes nichts gerettet als unsern guten Ruf, den wollen wir erhalten, darum verzeihen Sie.» — Bei den letzten Worten machte er eine Verbeugung und wollte sich zurück ziehen. Ludwig wagte noch einen Versuch. Er gab zu erkennen, daß er Maler und Bildhauer sei, daß er in der schönen Nina ein Ideal gefunden, welches er durch den Pinsel oder Meißel darzustellen wünsche, daß dieses Verlangen sich blos auf seinen Enthusiasmus für die Kunst gründe, und daß er sogar mit Vergnügen die Zeit vergüten würde, wenn Mademoiselle die Gefälligkeit haben wollte, ihm in Gegenwart ihres Vaters einige Stunden zu sitzen.

Aber auch diese, in großer Verwirrung herausgestammelte Bitte wurde mit höflicher Kälte versagt. Ludwig setzte sich mit großem Unmuthe auf den Postwagen und fuhr träumend nach Paris.

2. Die Wäscherin.

Schon vier Monate hatte er in der Hauptstadt von Europa verlebt, mit großem Eifer die Kunst getrieben, und seine Königin so ziemlich vergessen. Da er die Tage gewöhnlich im Museum Napoleon und die Abende im Theater zubrachte, so machte er wenig Bekanntschaften und pflog eigentlich nur mit zwei Menschen öftern Umgang. Der eine derselben, Heinrich Bork, war sein Landsmann, und diese Eigenschaft auch nur das einzige

Band, welches den stillen, sittsamen Ludwig an den wilden, leichtsinnigen Jüngling fesselte. Der andere, ein reicher Engländer, zog ihn mehr durch seine Originalität an. Er studirte bei Cuvier die Anatomie und hatte eine seltsame Liebhaberei für alle chirurgische Operationen. Wo ein Arm oder ein Bein abzunehmen war, da fehlte er nicht und legte selbst Hand mit an. Wenn es aber an dergleichen großen Operationen mangelte, so beschränkte er sich auf die kleinern des Aderlassens, welches er eben so gern verrichtete, als Peter der Erste die Zähne auszog. Er beschenkte überdies reichlich einen Jeden, der seine Ader ihm anvertrauen wollte. Die Armen in seiner Nachbarschaft erfuhren das bald, und fast an jedem Morgen fanden sich Einige bei ihm ein, oft ohne das mindeste Bedürfniß zur Ader zu lassen, sondern blos um ein paar Unzen Blut gegen ein paar Livres zu vertauschen. Ludwig lachte über den Sonderling, schätzte in ihm den braven, wohlthätigen Mann, und benutzte dessen Kenntnisse in der Anatomie, einer ihm für die Kunst so wichtigen Wissenschaft.

Eines Morgens, nach einem Spazirgange auf den Boulevards, fiel es ihm ein, daß sein Landsmann, Heinrich York, eine neue Wohnung bezogen, die nicht weit entfernt sei. Er ging, um dort zu frühstücken. Als er Heinrich's Vorzimmer betrat, wollte der Bediente ihn abweisen unter dem Vorwande, sein Herr sei nicht zu Hause; aber plötzlich hörte er in dessen Zimmer ein weibliches Gekreisch, sprang hinzu, riß die Thür auf und erblickte den Wildfang, der ein sich sträubendes Mädchen mit Gewalt in seine Arme

schloß. Bei Ludwig's Erscheinen ließ er sie los, und dieser stand versteinert, als er die schöne Nina erkannte.

»Herr Bruder,« sagte Heinrich, »du kommst diesmal zu ungelegener Zeit.« Er begleitete diese Worte mit einem bittenden Winke, sich zu entfernen.

»Mir scheint,« erwiederte Ludwig mit kaltem Ernste, »ich sei für Mademoisell zu sehr gelegener Zeit gekommen.«

»Für Mademoisell?« sagte Heinrich spöttisch lächelnd, »es ist nur meine Wäscherin.«

»Ja,« rief Nina schluchzend, »ich bin nur eine Wäscherin. Ich habe geglaubt, durch Unschuld und Tugend könne man jeden Stand adeln, jeden Uebermuth im Zaume halten — ach! ich habe mich geirrt. Sie wissen nicht, mein Herr,« fuhr sie mit einem Blick voll bitterer Wehmuth gegen Heinrich gewendet fort, »Sie wissen nicht, wie viel Sie mir rauben, indem Sie mich zwingen, auch diesem armseligen Stande zu entsagen. Ich muß es, denn wie könnte ich zum zweiten Male einer solchen Mißhandlung mich aussetzen? Gott vergebe es Ihnen, daß Sie mir und meinem kranken Vater dies karge, mühselige Brot entrissen haben! Auf Demüthigungen war ich gefaßt, nicht auf Beschimpfungen.«

Mit diesen Worten eilte sie, glühend von edlem Unwillen, nach der Thüre. Heinrich machte eine Bewegung, sie zurück zu halten, aber Ludwig faßte mit Heftigkeit seinen Arm. Gott segne Sie! rief Nina, indem sie an ihrem Retter vorüberschlüpfte.

»Herr Bruder, bist du toll?« sprudelte Heinrich un

stand im Begriffe, Ludwig's ungebetene Einmischung sehr übel aufzunehmen; aber Ludwig, ohne sich an die funkelnden Augen zu kehren, sagte ihm mit erzwungener Gelassenheit — denn im Herzen war er sehr bewegt — es gäbe ja hübsche Dirnen genug in Paris, er solle doch nicht den Fluch der Unschuld auf sich laden. Heinrich brach in ein lautes Gelächter aus: »Eine unschuldige Wäscherin in Paris!»

»Ich habe sie als Königin gekannt,» erwiederte Ludwig mit ausbrechender Hitze, »jedem Stande macht sie Ehre.» — Bei dem Worte Königin stutzte Heinrich, sah den Landsmann bedenklich an und meinte, es sei nicht recht richtig in seinem Kopfe.

»Wenn es schicklich wäre,» sagte er, »sich um eine Pariser Wäscherin zu schlagen, so würde ich dich ersuchen, mir nach dem Gehölze von Boulogne zu folgen; aber das wäre in der That gar zu deutsch, und ich begnüge mich daher, dich ganz trocken zu bitten, mich mit deinen fernern Besuchen zu verschonen.»

»Sehr gern,» antwortete Ludwig und eilte um so schneller hinaus, da ihn plötzlich der Gedanke ergriff, der schönen Nina zu folgen, und mit der Wäscherin das Gespräch anzuknüpfen, welches die Königin verweigert hatte. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hinunter und auf der Straße; aber da stand er sehr verlegen im Gewühle der tausend Gehenden und Kommenden. Nach welcher Seite war sie gegangen? wo sollte er sie suchen? Er rannte gut Glück die eine Straße hinauf, wurde von einem

Duzend Kabriolets mit Koth besprützt, stieß einen armen Blinden fast über den Haufen, guckte jedem Frauenzimmer unter den Hut, kam mit jedem Karrenschieber in unsanfte Berührung; aber alles war vergebens, Nina war verschwunden.

Nachdem er sich endlich müde gelaufen, geschoben und gestoßen, schlich er bedächtig zu einem Restaurateur, ließ vor dessen Thüre von einem Savoyarden sich reinigen, ging dann hinein und setzte sich in einen Winkel, um bei einer Tasse Chokolate seinem Herzen Audienz zu geben. Er sprach sehr laut zu Gunsten des räthselhaften Mädchens, und ließ den mütterlichen Genius mit seinem ewigen: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!« gar nicht zum Worte kommen. Der deutlichste unter allen Gedanken, die auf ihn einstürmten, unter allen Beschlüssen, die er faßte, war der, daß sie aufgesucht werden müsse. Aber wie? und wo? — denn ohne einen ganz besonders günstigen Zufall schien es ihm fast unmöglich, sie zu finden, weil einem Verliebten das einfachste Mittel immer zuletzt und oft gar nicht einfällt. Er durfte ja nur den Lohnbedienten seines Landsmannes fragen, wo Heinrich's Wäscherin wohne? sonder Zweifel war dieser Mensch davon unterrichtet. Erst spät in der Nacht, als Ludwig schon einige Stunden schlaflos verträumt hatte, überraschte ihn dieser Gedanke, und er fuhr in die Höhe, als habe ein Blitz sein Schlafzimmer erleuchtet. Mit der brennendsten Ungeduld erwartete er nun den Anbruch des Tages, fuhr dann hastig in seinen Oberrock, strich durch die Straßen mit dem verwach-

ten Antlitze eines Spielers, der die ganze Nacht an der Faraobank gesessen, und gelangte keuchend in das Vorzimmer seines Landsmannes, der, wie zu vermuthen stand, noch im tiefsten Schlaf begraben lag.

Zum Glück hatte der Lohnbediente sich bereits eingefunden, gab auf der Stelle die hastig begehrte Nachweisung, und wunderte sich, ein Trinkgeld damit zu verdienen. Ein Dachstübchen in einer entlegenen Straße war die angezeigte Wohnung, in welcher die unglückliche Semiramis jetzt hausen sollte. Ludwig flog dahin. Nachdem er fünf Treppen gestiegen, stand er vor einer berußten Thüre und zog mit bebender Hand an einem schmutzigen Bindfaden, der ein helles Glöcklein inwendig in Bewegung setzte. Bald hörte er weibliche Schritte — sie näherten sich — eine Hand krabbelte an der Thür — der Schlüssel wurde umgedreht — mit klopfendem Herzen erwartete Ludwig, bei dem ersten Knarren der Thüre, das reizende Gesicht nur zwei Zoll breit von dem seinigen zu erblicken, aber eine lange, spitzige Nase schob sich ihm entgegen, und ein zahnloser Mund fragte nach seinem Begehren. —

»Ich suche eine Wäscherin, die hier wohnen soll.«

»Ach ja, die kleine Nina, das Engelskind, sie hat mit ihrem kranken Vater ein paar Monate bei mir gewohnt; aber gestern Abend ist sie ausgezogen.«

»Warum?« —

»Das Quartier wurde ihr zu theuer, wöchentlich ein Livre, und ich konnte es doch nicht wohlfeiler geben, denn ist hübsch, wie Sie sehen.« —

Bei diesen Worten ließ sie den Fragenden in ein Loch schauen, dessen vier schwarze Wände durch ein kleines Dachfenster matt beleuchtet wurden. Ludwig schauderte. »Und diese Wohnung war ihr zu theuer?« —

»Ja, mein Herr. Es mochte wohl ein wenig Eigensinn mit unterlaufen, denn sie wäscht vortrefflich und verdiente ein feines Stück Geld. Aber gestern — der Himmel weiß, was ihr widerfahren sein mag — gestern kam sie schluchzend nach Hause und erklärte, sie habe alle ihre Kunden aufgegeben, wolle für Niemanden mehr waschen. Der Vater, mit dem sie eine Zeit lang leise sprach, und immer dabei weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; der Vater, statt ihr die Grillen aus dem Kopf zu reden, umarmte sie und weinte mit und sprach: Ich habe es dir wohl vorher gesagt. Du mußt zu etwas Anderem greifen, denn lieber wollte ich verhungern, als solche Angst um dich leiden, so oft du abwesend bist. — Mich dauerten die guten Leutchen in der Seele. Ich erzählte ihnen zum Troste, daß schon mancher schmucke junge Herr mich bei meinem Korbe angesprochen — denn ich bin, mit Ehren zu melden, eine Obstverkäuferin — und mir viel Geld geboten habe, wenn ich ihnen, so zu sagen, die köstlichste Frucht verschaffen könnte — Sie verstehen mich wohl. Die Leutchen verstanden mich auch, Gott weiß, ich meinte es gut; aber sie gaben mir spitzige Reden, als ob unser Eins nicht auch in die Kirche ginge. Nun da forderte ich mit aller Gelassenheit den Miethzins, und meinte, da das Jüngferchen doch nicht mehr waschen, auch sonst keine ve-

fühlte er wohl, da sie jetzt schwerlich in der Stimmung sein konnte, Fremde zu empfangen. Er verschob also seine weitere Reise auf unbestimmte Zeit und seinen Besuch bis auf den andern Morgen. Die Nacht brachte er schlaflos zu, hin und her sinnend, unter welchem Vorwande er sich bei ihr wolle melden lassen. Er stand aber bereits vor ihrer Thüre, ohne etwas anders ausgesonnen zu haben, als das gewöhnliche Kompliment: Ein Fremder lasse um die Ehre bitten, der Demoiselle Nina aufzuwarten. Eine alte grämliche Weibsperson, die den Auftrag brummend übernahm, kam mit der Antwort zurück, Mademoiselle empfange keine Besuche, wenn der fremde Herr ein Geschäft habe, so möge er sich an ihren Vater wenden.

So unangenehm es auch für einen Verliebten ist, wenn ihm der Vater für die Tochter untergeschoben wird, so ergab sich doch Ludwig mit guter Art in den Wechsel, hoffend, den Vater durch seine Treuherzigkeit zu gewinnen und von ihm selbst zu der schönen Nina geführt zu werden. Ein alter kränklicher Mann erschien, der unter den buschichten Augenbraunen mißtrauische Blicke auf den fremden Jüngling richtete, und ihm, auf die hergestammelte Erklärung, daß er ein Reisender sei, der gestern im Theater von den Reizen seiner Tochter so sehr bezaubert worden, daß er die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihr persönlich zu huldigen, sehr trocken antwortete:

»Mein Herr, wenn Sie auch nicht einer Unglücklichen spotten, wie ich nach dem, was gestern vorgefallen, wohl vermuthen dürfte, so ist doch unsere Lage von der Art, daß

wir durchaus keine Besuche von jungen Leuten annehmen dürfen. Wir haben aus den Trümmern unsers Wohlstandes nichts gerettet als unsern guten Ruf, den wollen wir erhalten, darum verzeihen Sie.» — Bei den letzten Worten machte er eine Verbeugung und wollte sich zurück ziehen. Ludwig wagte noch einen Versuch. Er gab zu erkennen, daß er Maler und Bildhauer sei, daß er in der schönen Nina ein Ideal gefunden, welches er durch den Pinsel oder Meißel darzustellen wünsche, daß dieses Verlangen sich blos auf seinen Enthusiasmus für die Kunst gründe, und daß er sogar mit Vergnügen die Zeit vergüten würde, wenn Mademoiselle die Gefälligkeit haben wollte, ihm in Gegenwart ihres Vaters einige Stunden zu sitzen.

Aber auch diese, in großer Verwirrung herausgestammelte Bitte wurde mit höflicher Kälte versagt. Ludwig setzte sich mit großem Unmuthe auf den Postwagen und fuhr träumend nach Paris.

2. Die Wäscherin.

Schon vier Monate hatte er in der Hauptstadt von Europa verlebt, mit großem Eifer die Kunst getrieben, und seine Königin so ziemlich vergessen. Da er die Tage gewöhnlich im Museum Napoleon und die Abende im Theater zubrachte, so machte er wenig Bekanntschaften und pflog eigentlich nur mit zwei Menschen öftern Umgang. Der eine derselben, Heinrich York, war sein Landsmann, und diese Eigenschaft auch nur das einzige

Band, welches den stillen, sittsamen Ludwig an den wilden, leichtsinnigen Jüngling fesselte. Der andere, ein reicher Engländer, zog ihn mehr durch seine Originalität an. Er studirte bei Cuvier die Anatomie und hatte eine seltsame Liebhaberei für alle chirurgische Operationen. Wo ein Arm oder ein Bein abzunehmen war, da fehlte er nicht und legte selbst Hand mit an. Wenn es aber an dergleichen großen Operationen mangelte, so beschränkte er sich auf die kleinern des Aderlassens, welches er eben so gern verrichtete, als Peter der Erste die Zähne auszog. Er beschenkte überdies reichlich einen Jeden, der seine Ader ihm anvertrauen wollte. Die Armen in seiner Nachbarschaft erfuhren das bald, und fast an jedem Morgen fanden sich Einige bei ihm ein, oft ohne das mindeste Bedürfniß zur Ader zu lassen, sondern blos um ein paar Unzen Blut gegen ein paar Livres zu vertauschen. Ludwig lachte über den Sonderling, schätzte in ihm den braven, wohlthätigen Mann, und benutzte dessen Kenntnisse in der Anatomie, einer ihm für die Kunst so wichtigen Wissenschaft.

Eines Morgens, nach einem Spazirgange auf den Boulevards, fiel es ihm ein, daß sein Landsmann, Heinrich York, eine neue Wohnung bezogen, die nicht weit entfernt sei. Er ging, um dort zu frühstücken. Als er Heinrich's Vorzimmer betrat, wollte der Bediente ihn abweisen unter dem Vorwande, sein Herr sei nicht zu Hause; aber plötzlich hörte er in dessen Zimmer ein weibliches Gekreisch, sprang hinzu, riß die Thür auf und erblickte den Wildfang, ein sich sträubendes Mädchen mit Gewalt in seine Arme

schloß. Bei Ludwig's Erscheinen ließ er sie los, und dieser stand versteinert, als er die schöne Nina erkannte.

»Herr Bruder,« sagte Heinrich, »du kommst diesmal zu ungelegener Zeit.« Er begleitete diese Worte mit einem bittenden Winke, sich zu entfernen.

»Mir scheint,« erwiederte Ludwig mit kaltem Ernste, »ich sei für Mademoisell zu sehr gelegener Zeit gekommen.«

»Für Mademoisell?« sagte Heinrich spöttisch lächelnd, »es ist nur meine Wäscherin.«

»Ja,« rief Nina schluchzend, »ich bin nur eine Wäscherin. Ich habe geglaubt, durch Unschuld und Tugend könne man jeden Stand adeln, jeden Uebermuth im Zaume halten — ach! ich habe mich geirrt. Sie wissen nicht, mein Herr,« fuhr sie mit einem Blick voll bitterer Wehmuth gegen Heinrich gewendet fort, »Sie wissen nicht, wie viel Sie mir rauben, indem Sie mich zwingen, auch diesem armseligen Stande zu entsagen. Ich muß es, denn wie könnte ich zum zweiten Male einer solchen Mißhandlung mich aussetzen? Gott vergebe es Ihnen, daß Sie mir und meinem kranken Vater dies karge, mühselige Brot entrissen haben! Auf Demüthigungen war ich gefaßt, nicht auf Beschimpfungen.«

Mit diesen Worten eilte sie, glühend von edlem Unwillen, nach der Thüre. Heinrich machte eine Bewegung, sie zurück zu halten, aber Ludwig faßte mit Heftigkeit seinen Arm. Gott segne Sie! rief Nina, indem sie an ihrem Retter vorüberschlüpfte.

»Herr Bruder, bist du toll?« sprudelte Heinrich und

stand im Begriffe, Ludwig's ungebetene Einmischung sehr übel aufzunehmen; aber Ludwig, ohne sich an die funkelnden Augen zu kehren, sagte ihm mit erzwungener Gelassenheit — denn im Herzen war er sehr bewegt — es gäbe ja hübsche Dirnen genug in Paris, er solle doch nicht den Fluch der Unschuld auf sich laden. Heinrich brach in ein lautes Gelächter aus: »Eine unschuldige Wäscherin in Paris!«

»Ich habe sie als Königin gekannt,« erwiederte Ludwig mit ausbrechender Hitze, »jedem Stande macht sie Ehre.« — Bei dem Worte Königin stutzte Heinrich, sah den Landsmann bedenklich an und meinte, es sei nicht recht richtig in seinem Kopfe.

»Wenn es schicklich wäre,« sagte er, »sich um eine Pariser Wäscherin zu schlagen, so würde ich dich ersuchen, mir nach dem Gehölze von Boulogne zu folgen; aber das wäre in der That gar zu deutsch, und ich begnüge mich daher, dich ganz trocken zu bitten, mich mit deinen fernern Besuchen zu verschonen.«

»Sehr gern,« antwortete Ludwig und eilte um so schneller hinaus, da ihn plötzlich der Gedanke ergriff, der schönen Nina zu folgen, und mit der Wäscherin das Gespräch anzuknüpfen, welches die Königin verweigert hatte. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hinunter und auf der Straße; aber da stand er sehr verlegen im Gewühle der tausend Gehenden und Kommenden. Nach welcher Seite war sie gegangen? wo sollte er sie suchen? Er rannte gut Glück die eine Straße hinauf, wurde von einem

Duzend Kabriolets mit Koth besprützt, stieß einen armen Blinden fast über den Haufen, guckte jedem Frauenzimmer unter den Hut, kam mit jedem Karrenschieber in unsanfte Berührung; aber alles war vergebens, Nina war verschwunden.

Nachdem er sich endlich müde gelaufen, geschoben und gestoßen, schlich er bedächtig zu einem Restaurateur, ließ vor dessen Thüre von einem Savoyarden sich reinigen, ging dann hinein und setzte sich in einen Winkel, um bei einer Tasse Chokolate seinem Herzen Audienz zu geben. Er sprach sehr laut zu Gunsten des räthselhaften Mädchens, und ließ den mütterlichen Genius mit seinem ewigen: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!« gar nicht zum Worte kommen. Der deutlichste unter allen Gedanken, die auf ihn einstürmten, unter allen Beschlüssen, die er faßte, war der, daß sie aufgesucht werden müsse. Aber wie? und wo? — denn ohne einen ganz besonders günstigen Zufall schien es ihm fast unmöglich, sie zu finden, weil einem Verliebten das einfachste Mittel immer zuletzt und oft gar nicht einfällt. Er durfte ja nur den Lohnbedienten seines Landsmannes fragen, wo Heinrich's Wäscherin wohne? sonder Zweifel war dieser Mensch davon unterrichtet. Erst spät in der Nacht, als Ludwig schon einige Stunden schlaflos verträumt hatte, überraschte ihn dieser Gedanke, und er fuhr in die Höhe, als habe ein Blitz sein Schlafzimmer erleuchtet. Mit der brennendsten Ungeduld erwartete er nun den Anbruch des Tages, fuhr dann hastig in seinen Oberrock, strich durch die Straßen mit dem verwach

ten Antlitze eines Spielers, der die ganze Nacht an der Faraobank gesessen, und gelangte keuchend in das Vorzimmer seines Landsmannes, der, wie zu vermuthen stand, noch im tiefsten Schlaf begraben lag.

Zum Glück hatte der Lohnbediente sich bereits eingefunden, gab auf der Stelle die hastig begehrte Nachweisung, und wunderte sich, ein Trinkgeld damit zu verdienen. Ein Dachstübchen in einer entlegenen Straße war die angezeigte Wohnung, in welcher die unglückliche Semiramis jetzt hausen sollte. Ludwig flog dahin. Nachdem er fünf Treppen gestiegen, stand er vor einer berußten Thüre und zog mit bebender Hand an einem schmutzigen Bindfaden, der ein helles Glöcklein inwendig in Bewegung setzte. Bald hörte er weibliche Schritte — sie näherten sich — eine Hand krabbelte an der Thür — der Schlüssel wurde umgedreht — mit klopfendem Herzen erwartete Ludwig, bei dem ersten Knarren der Thüre, das reizende Gesicht nur zwei Zoll breit von dem seinigen zu erblicken, aber eine lange, spitzige Nase schob sich ihm entgegen, und ein zahnloser Mund fragte nach seinem Begehren. —

»Ich suche eine Wäscherin, die hier wohnen soll.«

»Ach ja, die kleine Nina, das Engelskind, sie hat mit ihrem kranken Vater ein paar Monate bei mir gewohnt; aber gestern Abend ist sie ausgezogen.«

»Warum?« —

»Das Quartier wurde ihr zu theuer, wöchentlich ein Livre, und ich konnte es doch nicht wohlfeiler geben, denn ist hübsch, wie Sie sehen.« —

Bei diesen Worten ließ sie den Fragenden in ein Loch schauen, dessen vier schwarze Wände durch ein kleines Dachfenster matt beleuchtet wurden. Ludwig schauderte. »Und diese Wohnung war ihr zu theuer?« —

»Ja, mein Herr. Es mochte wohl ein wenig Eigensinn mit unterlaufen, denn sie wäscht vortrefflich und verdiente ein feines Stück Geld. Aber gestern — der Himmel weiß, was ihr widerfahren sein mag — gestern kam sie schluchzend nach Hause und erklärte, sie habe alle ihre Kunden aufgegeben, wolle für Niemanden mehr waschen. Der Vater, mit dem sie eine Zeit lang leise sprach, und immer dabei weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; der Vater, statt ihr die Grillen aus dem Kopf zu reden, umarmte sie und weinte mit und sprach: Ich habe es dir wohl vorher gesagt. Du mußt zu etwas Anderem greifen, denn lieber wollte ich verhungern, als solche Angst um dich leiden, so oft du abwesend bist. — Mich dauerten die guten Leutchen in der Seele. Ich erzählte ihnen zum Troste, daß schon mancher schmucke junge Herr mich bei meinem Korbe angesprochen — denn ich bin, mit Ehren zu melden, eine Obstverkäuferin — und mir viel Geld geboten habe, wenn ich ihnen, so zu sagen, die köstlichste Frucht verschaffen könnte — Sie verstehen mich wohl. Die Leutchen verstanden mich auch, Gott weiß, ich meinte es gut; aber sie gaben mir spitzige Reden, als ob unser Eins nicht auch in die Kirche ginge. Nun da forderte ich mit aller Gelassenheit den Miethzins, und meinte, da das Jüngferchen doch nicht mehr waschen, auch sonst keine ve

nünftigen Propositionen anhören wollte, so möchte sie wohl künftighin schwerlich im Stande sein, eine so theure Wohnung zu bezahlen. Das meinte sie auch und schnürte ihr Bündelchen und schlich mit ihrem alten Griesgram in der Dämmerung davon. Es hat mir recht in der Seele weh gethan, und ich habe ihr ein halbes Duzend Aepfel mit auf den Weg gegeben, die der liebe Gott mir hundertfältig bezahlen mag, wenn es ihm gefällig ist.»

»Und Sie wissen nicht, wohin die Leute ihre Zuflucht genommen?»

»Nein, das weiß ich nicht. Man muß auch nicht alles wissen; man muß dem lieben Gott nicht vorgreifen, wenn er seine Prüfungen über hochmüthige Seelen verhängt.»

Mit dem tiefsten Unmuthe, und mit einer Nase, die fast so lang und spitzig geworden war, wie die der Obstverkäuferin, klimmte Ludwig die fünf Treppen wieder hinab, und bewegte jedes Wort, das er gehört, in seinem Herzen.

3. Die Bildergallerie.

In der ersten Woche, die auf diese Begebenheit folgte, war Ludwig ein bloßer Pflastertreter, der vom Morgen bis in die Nacht auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen zu finden war, der gedankenlos, aber mit weit geöffneten Augen und beweglichem Haupte unter den dickſten Menschenhaufen sich herum trieb, und immer aussah, als ob ihm sein Taschenbuch wäre gestohlen worden. In der zweiten Woche fing er an zu begreifen, daß er diese Lebensart unmöglich länger fortsetzen könne, ohne an Leib und Seele zu

verderben. In der dritten gelang es seiner Vernunft, doch nicht eher, bis sein Freund, der Engländer, ihm ein paarmal zur Ader gelassen, ihn zu überzeugen, daß er nur in fleißiger Arbeit eine wohlthätige Zerstreuung finden werde, und in der vierten begab er sich wieder, wie er sonst zu thun pflegte, in die große Gallerie des Museum Napoleon, und pflanzte seine Staffelei vor einen heiligen, mit Pfeilen gespickten Stephanus, den er sich vornahm, zu kopiren, weil ihm in seiner jetzigen Gemüthsstimmung das gräßliche Bild behagte, und sein Herz ihm eben so mit Pfeilen gespickt schien, als der Körper des heiligen Stephanus.

Einige Schritte von ihm entfernt saß ein junger französischer Maler, der eine Hebe kopirte. Ludwig gab anfangs wenig Acht darauf; doch da sein Auge, so oft er das Haupt empor hob, unwillkürlich auf jene Hebe fiel, so bemerkte er endlich, daß der junge Künstler zwar das ganze Gemälde sehr treu nachzuahmen beflissen war, den Kopf hingegen und die Gesichtszüge der schönen Versorgerin von Jupiters Adler aus eigener Fantasie zu schöpfen schien, und — welch ein Wunder! — je mehr diese Züge hervortraten, je deutlicher wurde es, daß er das Portrait der reizenden Nina entwerfe.

So bald Ludwig diese Entdeckung gemacht hatte, so war es vor der Hand um den heiligen Stephanus geschehen. Er saß wohl noch mit seinem Pinsel hinter der Staffelei, aber die Farben vertrockneten auf der Palette und sein Auge verfolgte gierig einen jeden Pinselstrich des benachbarten Künstlers: die Aehnlichkeit wuchs mit jedem Tag

so wie Ludwig's Erstaunen. Ein ihm neues, marterndes Gefühl erwachte in seiner Brust, die Eifersucht. Wie konnte es anders sein? verliebt war der fleißige Nachbar in die schöne Nina, so verliebt als Ludwig selbst, und ohne Zweifel sah er sie täglich, denn wie könnten ihre Züge sonst so tief in sein Gedächtniß sich gedrückt haben? — oder sollte diese Aehnlichkeit blos ein Werk des Zufalls sein? — Unmöglich!

„So frag ihn doch!" flüsterte die Neubegier ihm zu. „Nein, frag' ihn nicht!" sprach das gereizte Herz, „du möchtest nur bestätigt hören, was dich martert." — Diese gespannte Lage ertrug er kaum eine Woche, und ein kleiner, seltsamer Umstand trieb seine Neubegier auf's höchste. Der junge Maler nämlich pflegte sehr oft, bisweilen drei, viermal in einer Stunde seine Staffelei zu verlassen und hinaus zu gehen; wenn er zurück kam, griff er hastig nach dem Pinsel, als ob er einen draußen aufgefaßten Zug geschwind fixiren wolle, ehe er seinem Gedächtnisse wieder entwischen könne, und jedesmal ging auch richtig eine neue Aehnlichkeit hervor. Nun konnte Ludwig nicht länger an sich halten, er redete den Nachbar an, den er bisher nur stumm gegrüßt, er lobte sein Gemälde mit jenem schmeichelhaften Ausdrucke des Kenners, und, nachdem er auf diese Weise schnell und leicht des jungen Künstlers Wohlwollen erworben, rückte er mit der Frage heraus: „Warum Jener dem Kopfe der Hebe nicht die Züge des Originals leihe?"

„Finden Sie die von mir gewählten Züge nicht schöner?" fragte der Franzose.

»O ja,« erwiederte Ludwig erröthend, »ja gewiß — und so schön, daß ich fast vermuthen möchte, Sie haben der Natur sie abgestohlen.«

»Errathen,« sagte der Franzose lächelnd, ich will Ihnen das Räthsel mit zwei Worten lösen. »Haben Sie nicht bemerkt, daß ich oft die Gallerie verlasse und stets neu begeistert zurückkehre?«

»Ja — ja — nun? — weiter?« rief Ludwig in der höchsten Spannung.

»Ich begreife nicht,« fuhr Jener fort, »wie es möglich ist, daß so viele hundert Menschen täglich hier aus- und einpassiren, ohne das reizende Geschöpf zu bemerken, welches draußen im Vorsaal den gedruckten Katalog der Gallerie verkauft? sie ist meine Hebe. Mehr jugendliche Anmuth, Unschuld und Grazie sah ich noch nie vereint. Fast nur mit Lumpen bedeckt, erscheint dies holde Wesen; aber unsere geschmückten Schönen werden zu gemeinen Dirnen, wenn sie an ihr vorüber gehen. Kommen Sie, mein Herr, urtheilen Sie selbst, ich hoffe, Sie werden finden, daß ich der Natur ziemlich treu geblieben. Nur einen gewissen Zug von Gram und Schwermuth, einen sehr interessanten Zug, durft' ich auf meine Hebe nicht übertragen, obschon er einen von des Mädchens rührendsten Reizen bildet.«

Während dieser Erklärung war der Franzose aufgestanden, voran geschritten, und der, die Farben seiner Wangen mit jedem Augenblicke wechselnde Deutsche folgte ihm stumm, mit hochklopfendem Herzen.

»Eins muß ich noch erinnern,« sagte der Franzose, in

dem sie gingen, »sehen Sie das schöne Mädchen nicht zu scharf an, sie wird sehr leicht verlegen, und ich selbst habe sie schon einmal durch meine Blicke vertrieben. Jetzt hüte ich mich, sie scheu zu machen, und wenn ich einen ihrer Züge stehlen will, so nehme ich stets den Augenblick wahr, wo sie ihren Katalog an irgend einen Fremden verkauft. Während dieses kleinen Handels, während sie Geld empfängt oder herausgibt, trete ich unvermerkt ihr gegenüber, und erhasche einen Zug aus ihrem Engelsgesichte.»

Ludwig ließ den redseligen Franzosen immer fort plaudern, und verschlang jedes Wort, ohne auch nur ein einziges erwiedern zu können. Jetzt traten sie in den Vorsaal — jetzt erblickte und erkannte er schon von Ferne die schöne Nina und rief überwältigt: Ja sie ist es! — Der Franzose meinte, diese Erkennung beziehe sich auf sein Bild, und sagte mit großer Selbstzufriedenheit: »Nicht wahr, ich habe sie getroffen?» — Nina war so eben mit drei Ankömmlingen beschäftigt, die ihren Katalog kauften; denn der Leser muß wissen, daß im siebenten Jahre der einzigen und untheilbaren französischen Republik, als das Museum Napoleon noch Musée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine Notice des tableaux des écoles française et flamande, exposés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerei am Eingange zu verkaufen, wobei sie dann freilich für ihre Mühe mit einem sehr kargen Gewinne sich begnügen mußten. — Der französische Maler irrte sehr, wenn er glaubte, Niemand als er habe die schöne Nina

bemerkt; es gab eine Menge lüsterne Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen stand, sich immer richtig einfanden und auch immer wieder einen neuen Katalog kauften, blos um das reizende Mädchen zu sehen, mit ihm zu sprechen und es durch Leichtfertigkeit schamroth zu machen.

Zu dieser Klasse gehörten auch die drei, welche eben jetzt vor ihr standen, während Ludwig, von ihr unbemerkt, seitwärts in ein Fenster sich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was sie flüsterten, aber Nina's glühende Wange und der unwillige, durch eine Thräne hervorschießende Blick ließen es ihn errathen. Er sah, daß man ihr ein Goldstück bot, um es zu wechseln, wohl vermuthend, daß sie so reich nicht sei, und nur Gelegenheit suchend, die Unterhaltung zu verlängern. Hastig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren warfen scheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig die holde Verkäuferin anzureden. Er bat sie, mit zitternder Stimme, um eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen und überreichte ihr gleichfalls ein Goldstück.

»Mein Herr,» sagte sie betreten, »ich habe so eben gesehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehlt.»

»Aber es soll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen,» erwiederte er stammelnd, »ich verlange nichts heraus.»

Hoch erröthend sah das Mädchen ihn mit großen, forschenden Augen an. Er schlug die seinigen nieder, das gab ihr Muth. »Wenn Sie nichts weiter dafür verlangen, als

dies Büchlein und den gerührten Dank einer Unglücklichen.» —

»Nichts weiter!» rief Ludwig, drückte ihr das Gold hastig in die Hand und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geschenk, als ein widerliches Hohngelächter um sie her sie aus der angenehmen Bestürzung riß. Es waren drei oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Kataloge verkauften, aber nicht um des allzukleinen Gewinns willen, sondern nur um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina sich zu ihnen gesellt hatte, wurden sie übersehen, und vergebens drängten sie sich frech hervor, denn Jedermann wollte nur bei dem bescheidenen, sittsamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entsprungene Madonna aus der Gallerie zu sein schien. Oefter schon hatten die Dirnen sie deshalb boshaft geneckt, und sich ergetzt, wenn sie der gelassen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen pressen konnten; jetzt, beim Anblick des Goldes, bemächtigte sich ihrer die Wuth des Neides, und sie theilten einander ihre hämischen Vermuthungen so laut mit, daß Nina endlich, in Thränen schwimmend, den Vorsaal verließ. Ein schallendes Gelächter begleitete sie, zerriß ihr Herz, und verscheuchte sie für immer aus den Vorhallen des Kunsttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um sich zu sammeln und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntschaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch sein

Geschenk sich die Sache erschwert, das fühlte er wohl; denn ein solches Mädchen konnte dadurch nur schüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verschwunden; wenn er nun sich zu ihr drängte, so brach er ja sein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe seines Nachbars, und beschloß endlich sehr weise, einen Brief zu schreiben, den er am andern Morgen ihr zustecken wollte. Von seiner Liebe sollte nicht ein Wort darin stehen, dagegen aber recht viel von dem Interesse, welches sie ihm eingeflößt, und von seinem uneigennützigen Wunsche, ihr zu helfen.

Mit diesem Vorsatze stand er auf und faßte sich ein heroisches Herz, durch den Vorsaal an ihr vorüber zu schreiten, ohne sich zu verrathen. Ob ihm das gelungen sein würde, muß unentschieden bleiben, da Nina sich bereits entfernt hatte, und folglich seine Standhaftigkeit, zu seinem großen Verdruße, nicht auf die Probe gestellt wurde. Er ging heim, verschloß sich in sein Zimmer, und stilisirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach seiner Meinung, eiskalt war, obschon aus jeder Zeile Flammen sprühten. Wie und mit welchen Geberden er ihr denselben überreichen wollte, überlegte er sehr reiflich und probirte es sogar vor dem Spiegel. Lauter verlorne Mühe, denn die reizende Nina erschien nicht wieder. Ludwig fand sich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug seinen Brief so lange in der Tasche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, so verhaßt, daß er seine

Staffelei stehen ließ und den Meißel ergriff, um durch diese, bisher wenig von ihm geübte Kunst, sich mehr Zerstreuung zu verschaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunst ihn schnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Payou, der ihm seine Werkstatt öffnete, seinen Geschmack bildete, und in den Kunstfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bei diesem wackern alten Manne zu, und hoffte schon zum zweiten Male die Semiramis vergessen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umstürzte, was er seit Monaten so emsig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauses, welches Payou bewohnte, hatte sich ein Haarkünstler etablirt, vormals Perückenmacher genannt, einer der berühmtesten Artisten in seinem Fache, der zu dem Artisten Payou nicht selten mitleidig hinaufblickte; denn während die Werkstatt oben nur sparsam besucht, und Payou's Marmorbüsten nur sparsam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkstatt unten von galanten Herren und Damen, welche die frisirten Wachsbüsten des Haarkünstlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und schon die Treppe hinaufstieg, um wie gewöhnlich bei seinem Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern

Artisten, der so eben seine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unsanft zu ihr sagte: »Mademoiselle, ich habe Ihnen schon vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare wenigstens noch vier Wochen wachsen müssen, ehe ich sie gebrauchen kann. Es ist ja kaum einen Monat her, als Sie von mir ein schönes Stück Geld empfingen. In der That, Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren schönen Haaren wuchern.»

Das Frauenzimmer antwortete blos durch einen Seufzer, indem sie das Auge gegen Himmel hob, und in diesem Moment erkannte Ludwig seine Nina. Eingewurzelt blieb er stehen und mußte sich am Treppengeländer halten, und ehe er sich noch besinnen konnte, war sie verschwunden. Ohne recht zu wissen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünstler in seine Bude und schaute die Wachsbüsten rings umher gedankenlos an.

»Was steht zu Ihren Diensten?» fragte Monsieur Petit.

»Wer war die junge Dame, die eben von Ihnen ging?»

»Eine Dame? ich habe diesen Morgen noch keine gesehen.»

»Mein Gott, in diesem Augenblicke.»

»Ach! Sie meinen die hübsche Kleine? ja ihren Namen weiß ich nicht; aber sie kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr schönes Haar zu verkaufen. Schon zweimal habe ich ihr einen Tituskopf geschnitten, und mit ihren braunen

so wie Ludwig's Erstaunen. Ein ihm neues, marterndes Gefühl erwachte in seiner Brust, die Eifersucht. Wie konnte es anders sein? verliebt war der fleißige Nachbar in die schöne Nina, so verliebt als Ludwig selbst, und ohne Zweifel sah er sie täglich, denn wie könnten ihre Züge sonst so tief in sein Gedächtniß sich gedrückt haben? — oder sollte diese Aehnlichkeit blos ein Werk des Zufalls sein? — Unmöglich!

„So frag ihn doch!" flüsterte die Neubegier ihm zu. »Nein, frag' ihn nicht!" sprach das gereizte Herz, »du möchtest nur bestätigt hören, was dich martert." — Diese gespannte Lage ertrug er kaum eine Woche, und ein kleiner, seltsamer Umstand trieb seine Neubegier auf's höchste. Der junge Maler nämlich pflegte sehr oft, bisweilen drei, viermal in einer Stunde seine Staffelei zu verlassen und hinaus zu gehen; wenn er zurück kam, griff er hastig nach dem Pinsel, als ob er einen draußen aufgefaßten Zug geschwind fixiren wolle, ehe er seinem Gedächtnisse wieder entwischen könne, und jedesmal ging auch richtig eine neue Aehnlichkeit hervor. Nun konnte Ludwig nicht länger an sich halten, er redete den Nachbar an, den er bisher nur stumm gegrüßt, er lobte sein Gemälde mit jenem schmeichelhaften Ausdrucke des Kenners, und, nachdem er auf diese Weise schnell und leicht des jungen Künstlers Wohlwollen erworben, rückte er mit der Frage heraus: »Warum Jener dem Kopfe der Hebe nicht die Züge des Originals leihe?"

»Finden Sie die von mir gewählten Züge nicht schö-?" fragte der Franzose.

»O ja,« erwiederte Ludwig erröthend, »ja gewiß — und so schön, daß ich fast vermuthen möchte, Sie haben der Natur sie abgestohlen.«

»Errathen,« sagte der Franzose lächelnd, ich will Ihnen das Räthsel mit zwei Worten lösen. »Haben Sie nicht bemerkt, daß ich oft die Gallerie verlasse und stets neu begeistert zurückkehre?«

»Ja — ja — nun? — weiter?« rief Ludwig in der höchsten Spannung.

»Ich begreife nicht,« fuhr Jener fort, »wie es möglich ist, daß so viele hundert Menschen täglich hier aus- und einpassiren, ohne das reizende Geschöpf zu bemerken, welches draußen im Vorsaal den gedruckten Katalog der Gallerie verkauft? sie ist meine Hebe. Mehr jugendliche Anmuth, Unschuld und Grazie sah ich noch nie vereint. Fast nur mit Lumpen bedeckt, erscheint dies holde Wesen; aber unsere geschmückten Schönen werden zu gemeinen Dirnen, wenn sie an ihr vorüber gehen. Kommen Sie, mein Herr, urtheilen Sie selbst, ich hoffe, Sie werden finden, daß ich der Natur ziemlich treu geblieben. Nur einen gewissen Zug von Gram und Schwermuth, einen sehr interessanten Zug, durft' ich auf meine Hebe nicht übertragen, obschon er einen von des Mädchens rührendsten Reizen bildet.«

Während dieser Erklärung war der Franzose aufgestanden, voran geschritten, und der, die Farben seiner Wangen mit jedem Augenblicke wechselnde Deutsche folgte ihm stumm, mit hochklopfendem Herzen.

»Eins muß ich noch erinnern,« sagte der Franzose, in

dem sie gingen, »sehen Sie das schöne Mädchen nicht zu scharf an, sie wird sehr leicht verlegen, und ich selbst habe sie schon einmal durch meine Blicke vertrieben. Jetzt hüte ich mich, sie scheu zu machen, und wenn ich einen ihrer Züge stehlen will, so nehme ich stets den Augenblick wahr, wo sie ihren Katalog an irgend einen Fremden verkauft. Während dieses kleinen Handels, während sie Geld empfängt oder herausgibt, trete ich unvermerkt ihr gegenüber, und erhasche einen Zug aus ihrem Engelsgesichte.»

Ludwig ließ den redseligen Franzosen immer fort plaudern, und verschlang jedes Wort, ohne auch nur ein einziges erwiedern zu können. Jetzt traten sie in den Vorsaal — jetzt erblickte und erkannte er schon von Ferne die schöne Nina und rief überwältigt: Ja sie ist es! — Der Franzose meinte, diese Erkennung beziehe sich auf sein Bild, und sagte mit großer Selbstzufriedenheit: »Nicht wahr, ich habe sie getroffen?» — Nina war so eben mit drei Ankömmlingen beschäftigt, die ihren Katalog kauften; denn der Leser muß wissen, daß im siebenten Jahre der einzigen und untheilbaren französischen Republik, als das Museum Napoleon noch Musée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine Notice des tableaux des écoles française et flamande, exposés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerei am Eingange zu verkaufen, wobei sie dann freilich für ihre Mühe mit einem sehr kargen Gewinne sich begnügen mußten. — Der französische Maler irrte sehr, ·n er glaubte, Niemand als er habe die schöne Nina

bemerkt; es gab eine Menge lüsterne Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen stand, sich immer richtig einfanden und auch immer wieder einen neuen Katalog kauften, blos um das reizende Mädchen zu sehen, mit ihm zu sprechen und es durch Leichtfertigkeit schamroth zu machen.

Zu dieser Klasse gehörten auch die drei, welche eben jetzt vor ihr standen, während Ludwig, von ihr unbemerkt, seitwärts in ein Fenster sich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was sie flüsterten, aber Nina's glühende Wange und der unwillige, durch eine Thräne hervorschießende Blick ließen es ihn errathen. Er sah, daß man ihr ein Goldstück bot, um es zu wechseln, wohl vermuthend, daß sie so reich nicht sei, und nur Gelegenheit suchend, die Unterhaltung zu verlängern. Hastig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren warfen scheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig die holde Verkäuferin anzureden. Er bat sie, mit zitternder Stimme, um eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen und überreichte ihr gleichfalls ein Goldstück.

»Mein Herr,« sagte sie betreten, »ich habe so eben gesehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehlt.«

»Aber es soll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen,« erwiederte er stammelnd, »ich verlange nichts heraus.«

Hoch erröthend sah das Mädchen ihn mit großen, forschenden Augen an. Er schlug die seinigen nieder, das gab ihr Muth. »Wenn Sie nichts weiter dafür verlangen, als

dies Büchlein und den gerührten Dank einer Unglücklichen.» —

»Nichts weiter!» rief Ludwig, drückte ihr das Gold hastig in die Hand und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geschenk, als ein widerliches Hohngelächter um sie her sie aus der angenehmen Bestürzung riß. Es waren drei oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Kataloge verkauften, aber nicht um des allzukleinen Gewinns willen, sondern nur um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina sich zu ihnen gesellt hatte, wurden sie übersehen, und vergebens drängten sie sich frech hervor, denn Jedermann wollte nur bei dem bescheidenen, sittsamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entsprungene Madonna aus der Gallerie zu sein schien. Oefter schon hatten die Dirnen sie deshalb boshaft geneckt, und sich ergetzt, wenn sie der gelassen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen pressen konnten; jetzt, beim Anblick des Goldes, bemächtigte sich ihrer die Wuth des Neides, und sie theilten einander ihre hämischen Vermuthungen so laut mit, daß Nina endlich, in Thränen schwimmend, den Vorsaal verließ. Ein schallendes Gelächter begleitete sie, zerriß ihr Herz, und verscheuchte sie für immer aus den Vorhallen des Kunsttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um sich zu sammeln und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntschaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch sein

Geschenk sich die Sache erschwert, das fühlte er wohl; denn ein solches Mädchen konnte dadurch nur schüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verschwunden; wenn er nun sich zu ihr drängte, so brach er ja sein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe seines Nachbars, und beschloß endlich sehr weise, einen Brief zu schreiben, den er am andern Morgen ihr zustecken wollte. Von seiner Liebe sollte nicht ein Wort darin stehen, dagegen aber recht viel von dem Interesse, welches sie ihm eingeflößt, und von seinem uneigennützigen Wunsche, ihr zu helfen.

Mit diesem Vorsatze stand er auf und faßte sich ein heroisches Herz, durch den Vorsaal an ihr vorüber zu schreiten, ohne sich zu verrathen. Ob ihm das gelungen sein würde, muß unentschieden bleiben, da Nina sich bereits entfernt hatte, und folglich seine Standhaftigkeit, zu seinem großen Verdruße, nicht auf die Probe gestellt wurde. Er ging heim, verschloß sich in sein Zimmer, und stilisirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach seiner Meinung, eiskalt war, obschon aus jeder Zeile Flammen sprühten. Wie und mit welchen Geberden er ihr denselben überreichen wollte, überlegte er sehr reiflich und probirte es sogar vor dem Spiegel. Lauter verlorne Mühe, denn die reizende Nina erschien nicht wieder. Ludwig fand sich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug seinen Brief so lange in der Tasche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, so verhaßt, daß er seine

Staffelei stehen ließ und den Meißel ergriff, um durch diese, bisher wenig von ihm geübte Kunst, sich mehr Zerstreuung zu verschaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunst ihn schnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Payou, der ihm seine Werkstatt öffnete, seinen Geschmack bildete, und in den Kunstfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bei diesem wackern alten Manne zu, und hoffte schon zum zweiten Male die Semiramis vergessen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umstürzte, was er seit Monaten so emsig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauses, welches Payou bewohnte, hatte sich ein Haarkünstler etablirt, vormals Perückenmacher genannt, einer der berühmtesten Artisten in seinem Fache, der zu dem Artisten Payou nicht selten mitleidig hinaufblickte; denn während die Werkstatt oben nur sparsam besucht, und Payou's Marmorbüsten nur sparsam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkstatt unten von galanten Herren und Damen, welche die frisirten Wachsbüsten des Haarkünstlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und schon die Treppe hinaufstieg, um wie gewöhnlich bei seinen Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern

Artisten, der so eben seine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unsanft zu ihr sagte: »Mademoiselle, ich habe Ihnen schon vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare wenigstens noch vier Wochen wachsen müssen, ehe ich sie gebrauchen kann. Es ist ja kaum einen Monat her, als Sie von mir ein schönes Stück Geld empfingen. In der That, Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren schönen Haaren wuchern.»

Das Frauenzimmer antwortete blos durch einen Seufzer, indem sie das Auge gegen Himmel hob, und in diesem Moment erkannte Ludwig seine Nina. Eingewurzelt blieb er stehen und mußte sich am Treppengeländer halten, und ehe er sich noch besinnen konnte, war sie verschwunden. Ohne recht zu wissen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünstler in seine Bude und schaute die Wachsbüsten rings umher gedankenlos an.

»Was steht zu Ihren Diensten?» fragte Monsieur Petit.

»Wer war die junge Dame, die eben von Ihnen ging?»

»Eine Dame? ich habe diesen Morgen noch keine gesehen.»

»Mein Gott, in diesem Augenblicke.»

»Ach! Sie meinen die hübsche Kleine? ja ihren Namen weiß ich nicht; aber sie kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr schönes Haar zu verkaufen. Schon zweimal habe ich ihr einen Tituskopf geschnitten, und mit ihren braunen

dem sie gingen, »sehen Sie das schöne Mädchen nicht zu scharf an, sie wird sehr leicht verlegen, und ich selbst habe sie schon einmal durch meine Blicke vertrieben. Jetzt hüte ich mich, sie scheu zu machen, und wenn ich einen ihrer Züge stehlen will, so nehme ich stets den Augenblick wahr, wo sie ihren Katalog an irgend einen Fremden verkauft. Während dieses kleinen Handels, während sie Geld empfängt oder herausgibt, trete ich unvermerkt ihr gegenüber, und erhasche einen Zug aus ihrem Engelsgesichte.»

Ludwig ließ den redseligen Franzosen immer fort plaudern, und verschlang jedes Wort, ohne auch nur ein einziges erwiedern zu können. Jetzt traten sie in den Vorsaal — jetzt erblickte und erkannte er schon von Ferne die schöne Nina und rief überwältigt: Ja sie ist es! — Der Franzose meinte, diese Erkennung beziehe sich auf sein Bild, und sagte mit großer Selbstzufriedenheit: »Nicht wahr, ich habe sie getroffen?» — Nina war so eben mit drei Ankömmlingen beschäftigt, die ihren Katalog kauften; denn der Leser muß wissen, daß im siebenten Jahre der einzigen und untheilbaren französischen Republik, als das Museum Napoleon noch Musée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine Notice des tableaux des écoles française et flamande, exposés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerei am Eingange zu verkaufen, wobei sie dann freilich für ihre Mühe mit einem sehr kargen Gewinne sich begnügen mußten. — Der französische Maler irrte sehr, wenn er glaubte, Niemand als er habe die schöne Nina

bemerkt; es gab eine Menge lüsterne Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen stand, sich immer richtig einfanden und auch immer wieder einen neuen Katalog kauften, blos um das reizende Mädchen zu sehen, mit ihm zu sprechen und es durch Leichtfertigkeit schamroth zu machen.

Zu dieser Klasse gehörten auch die drei, welche eben jetzt vor ihr standen, während Ludwig, von ihr unbemerkt, seitwärts in ein Fenster sich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was sie flüsterten, aber Nina's glühende Wange und der unwillige, durch eine Thräne hervorschießende Blick ließen es ihn errathen. Er sah, daß man ihr ein Goldstück bot, um es zu wechseln, wohl vermuthend, daß sie so reich nicht sei, und nur Gelegenheit suchend, die Unterhaltung zu verlängern. Hastig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren warfen scheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig die holde Verkäuferin anzureden. Er bat sie, mit zitternder Stimme, um eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen und überreichte ihr gleichfalls ein Goldstück.

»Mein Herr,« sagte sie betreten, »ich habe so eben gesehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehlt.«

»Aber es soll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen,« erwiederte er stammelnd, »ich verlange nichts heraus.«

Hoch erröthend sah das Mädchen ihn mit großen, forschenden Augen an. Er schlug die seinigen nieder, das gab ihr Muth. »Wenn Sie nichts weiter dafür verlangen, als

dies Büchlein und den gerührten Dank einer Unglücklichen.» —

»Nichts weiter!» rief Ludwig, drückte ihr das Gold hastig in die Hand und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geschenk, als ein widerliches Hohngelächter um sie her sie aus der angenehmen Bestürzung riß. Es waren drei oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Kataloge verkauften, aber nicht um des allzukleinen Gewinns willen, sondern nur um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina sich zu ihnen gesellt hatte, wurden sie übersehen, und vergebens drängten sie sich frech hervor, denn Jedermann wollte nur bei dem bescheidenen, sittsamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entsprungene Madonna aus der Gallerie zu sein schien. Oefter schon hatten die Dirnen sie deshalb boshaft geneckt, und sich ergetzt, wenn sie der gelassen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen pressen konnten; jetzt, beim Anblick des Goldes, bemächtigte sich ihrer die Wuth des Neides, und sie theilten einander ihre hämischen Vermuthungen so laut mit, daß Nina endlich, in Thränen schwimmend, den Vorsaal verließ. Ein schallendes Gelächter begleitete sie, zerriß ihr Herz, und verscheuchte sie für immer aus den Vorhallen des Kunsttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um sich zu sammeln und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntschaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch sein

Geschenk sich die Sache erschwert, das fühlte er wohl; denn ein solches Mädchen konnte dadurch nur schüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verschwunden; wenn er nun sich zu ihr drängte, so brach er ja sein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe seines Nachbars, und beschloß endlich sehr weise, einen Brief zu schreiben, den er am andern Morgen ihr zustecken wollte. Von seiner Liebe sollte nicht ein Wort darin stehen, dagegen aber recht viel von dem Interesse, welches sie ihm eingeflößt, und von seinem uneigennützigen Wunsche, ihr zu helfen.

Mit diesem Vorsatze stand er auf und faßte sich ein heroisches Herz, durch den Vorsaal an ihr vorüber zu schreiten, ohne sich zu verrathen. Ob ihm das gelungen sein würde, muß unentschieden bleiben, da Nina sich bereits entfernt hatte, und folglich seine Standhaftigkeit, zu seinem großen Verdruße, nicht auf die Probe gestellt wurde. Er ging heim, verschloß sich in sein Zimmer, und stilisirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach seiner Meinung, eiskalt war, obschon aus jeder Zeile Flammen sprühten. Wie und mit welchen Geberden er ihr denselben überreichen wollte, überlegte er sehr reiflich und probirte es sogar vor dem Spiegel. Lauter verlorne Mühe, denn die reizende Nina erschien nicht wieder. Ludwig fand sich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug seinen Brief so lange in der Tasche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, so verhaßt, daß er seine

Staffelei stehen ließ und den Meißel ergriff, um durch diese, bisher wenig von ihm geübte Kunst, sich mehr Zerstreuung zu verschaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunst ihn schnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Payou, der ihm seine Werkstatt öffnete, seinen Geschmack bildete, und in den Kunstfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bei diesem wackern alten Manne zu, und hoffte schon zum zweiten Male die Semiramis vergessen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umstürzte, was er seit Monaten so emsig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauses, welches Payou bewohnte, hatte sich ein Haarkünstler etablirt, vormals Perückenmacher genannt, einer der berühmtesten Artisten in seinem Fache, der zu dem Artisten Payou nicht selten mitleidig hinaufblickte; denn während die Werkstatt oben nur sparsam besucht, und Payou's Marmorbüsten nur sparsam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkstatt unten von galanten Herren und Damen, welche die frisirten Wachsbüsten des Haarkünstlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und schon die Treppe hinaufstieg, um wie gewöhnlich bei seinem Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern

Artisten, der so eben seine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unsanft zu ihr sagte: »Mademoiselle, ich habe Ihnen schon vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare wenigstens noch vier Wochen wachsen müssen, ehe ich sie gebrauchen kann. Es ist ja kaum einen Monat her, als Sie von mir ein schönes Stück Geld empfingen. In der That, Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren schönen Haaren wuchern.»

Das Frauenzimmer antwortete blos durch einen Seufzer, indem sie das Auge gegen Himmel hob, und in diesem Moment erkannte Ludwig seine Nina. Eingewurzelt blieb er stehen und mußte sich am Treppengeländer halten, und ehe er sich noch besinnen konnte, war sie verschwunden. Ohne recht zu wissen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünstler in seine Bude und schaute die Wachsbüsten rings umher gedankenlos an.

»Was steht zu Ihren Diensten?» fragte Monsieur Petit.

»Wer war die junge Dame, die eben von Ihnen ging?»

»Eine Dame? ich habe diesen Morgen noch keine gesehen.»

»Mein Gott, in diesem Augenblicke.»

»Ach! Sie meinen die hübsche Kleine? ja ihren Namen weiß ich nicht; aber sie kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr schönes Haar zu verkaufen. Schon zweimal habe ich ihr einen Tituskopf geschnitten, und mit ihren braunen

Locken manche kahle Schöne geschmückt. Dem armen Dinge schien viel daran gelegen, auch heute wieder die Zierde ihres Hauptes einzubüßen, allein das Haar war noch zu kurz.»

»Besitzen Sie vielleicht noch etwas,» fragte Ludwig, »von Ihrem letzten Ankaufe? wenn es auch nur ein dünnes Zöpfchen wäre; überlassen Sie es mir und bestimmen Sie den Preis.»

Monsieur Petit hatte Nina's Haar schon längst verarbeitet, doch als der Schlaukopf merkte, daß dem jungen Herrn so viel an einem braunen Zöpfchen gelegen sei, holte er ein solches von ähnlicher Farbe und verkaufte es ihm sehr theuer. Ludwig legte es in sein Taschenbuch zu dem letzten Briefe seiner Mutter, die ihm abermals geschrieben hatte: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!»

5. Das Aderlassen.

Daß in den Haaren der Geliebten eine besondere Zauberkraft verborgen ist, glaubten schon die Griechen; daß aber auch fremden Haaren, blos durch die Einbildungskraft, dieser Zauber mitgetheilt werden könne, davon machte Ludwig eine traurige Erfahrung, denn seitdem das braune Zöpfchen, Gott weiß von welcher Dirne, in seinem Taschenbuche auf seiner Brust ruhte, seitdem hatte sein Herz keine Ruhe mehr. Nina's Gestalt umschwebte ihn jetzt unaufhörlich. Sie schien sehr blaß zu sein, als sie aus der Bude trat; war sie krank? hilflos? — Quälender Gedanke! Er durchstrich auf's neue die Straßen von Paris und wo er einen braunen Tituskopf erblickte, da ver

doppelte er seine Schritte, um ihn einzuholen. Doch er war nicht glücklicher in seinen Nachforschungen als das erste Mal; das beugte seinen Muth, hemmte seinen Fleiß, trübte seine Laune. Er fühlte, daß er seinen Herzenskummer in den Busen eines Freundes ausschütten müsse, und entschloß sich, den chirurgischen Engländer zum Vertrauten desselben zu machen. In dieser Absicht ging er zu ihm und fand ihn in der größten Bestürzung.

»Freund!« rief der Engländer dem Deutschen entgegen, »Sie sind mir heute zweifach willkommen! ich habe einen dummen Streich gemacht, den ich irgend Jemanden erzählen und bekennen muß, wenn ich nicht daran erwürgen soll. — Herr!« (fuhr er fort, als er sah, daß Ludwig lächelte) »es ist, Gott verdamme mich! hier nichts zu lachen, denn es kann mich die Ruhe meines Lebens kosten.«

Jetzt wurde der Deutsche ernsthaft und sah den Engländer befremdet an, der wirklich ganz verstört schien. »Was ist vorgefallen?« fragte er mit Theilnahme.

»Sie kennen meine verdammte Liebhaberei zum Aderlassen«, hub jener an; »Sie haben mich schon öfter damit geneckt, und ich bekenne, daß ich mir selbst bisweilen vorkomme, wie ein Mensch, der den besondern Appetit hat, Spinnen zu essen. Kurz, wo ich einen Arm oder Fuß aufgestreift sehe, da kann ich nun einmal der Begierde nicht widerstehen, meine Lanzette in die Ader zu schlagen, und das schönste Mädchen beglückt mich weit weniger durch die feurigste Umarmung, als durch die Erlaubniß, ihr die Ader zu öffnen. Nun ich bin auch, dem Himmel sei Dank, i

meiner Kunst so berühmt geworden, daß alle vollblütige Menschen aus meinem Stadtviertel mich aufsuchen, um ihren Blutüberfluß los zu werden.»

»Mich dünket,« unterbrach ihn Ludwig, »Sie haben mir einmal gesagt, es sei nicht immer Ueberfluß, den Sie abzapfen?»

»Nun ja,» fuhr der Engländer fort, »die armen Teufel kommen wohl bisweilen, um mit ihrem sparsamen Blute einige Livres zu verdienen, weil sie wissen, daß ich gern dafür bezahle. Gewöhnlich forsche ich zuvor nach ihrem Gesundheitszustande, fordere auch wohl, daß ein Arzt den Aderlaß verordnet habe, doch ich bekenne, daß ich es nicht immer sehr genau damit nehme, wenn ich die Lanzette einmal in der Hand halte.»

Ludwig. Das kann oft üble Folgen nach sich ziehen.

Der Engländer. Manchmal sage ich mir das auch; aber dann fällt mir gleich unser Generaladerlasser ein; der jährlich so vielen tausend Menschen, nicht etwa unzenweise, sondern alles Blut bis auf den letzten Tropfen abzapft, blos zu seinem höllischen Vergnügen.

Ludwig. Sie meinen den Krieg?

Der Engländer. Ich weiß wohl, was ich meine. Kurz, meine Liebhaberei hat noch keinem Menschen das Leben gekostet, während mein großes Muster ganz wohlgemuth auf einem Berge von Leichen steht. Darum hatte ich im Stillen mit mir den Vertrag geschlossen — wie die Menschen pflegen, wenn sie durch ihr Vergnügen den lieben Nächsten oder auch wohl sich selber in Gefahr bringen

— nicht weiter darüber nachzudenken, sondern mit dem bequemen Sprüchlein mich zu trösten: Es wird wohl nichts zu bedeuten haben.

Nun hören Sie aber, wie es mir vor einigen Wochen ging. Ein wunderschönes Mädchen tritt herein. Sie kam nicht zum ersten Male, sie war seit einigen Monaten schon öfter bei mir gewesen, hatte stets, Gott weiß wie viele, Krankheiten vorgeschützt, und mir jedesmal, gegen die Gebühr, eine ziemliche Portion des schönsten Blutes hier gelassen. Mit Thränen und Zittern pflegte sie zu kommen; erleichtert ging sie wieder von mir. Wer hätte sich einbilden sollen, sie sei nicht krank? —

Ludwig wurde von einer seltsamen Unruhe ergriffen; der Engländer bemerkte es und erbot sich, ihm sogleich zur Ader zu lassen. Ludwig verbat es, und ersuchte ihn, fortzufahren. »Nun damals,« so erzählte Jener weiter, »damals schien mir das schöne Mädchen freilich noch sehr blaß und matt, denn es waren kaum fünf Tage seit der letzten Aderlasse verstrichen; aber da sie über Herzklopfen und große Beängstigung klagte, so trug ich kein Bedenken, ihrem Gesuche zu willfahren. Doch kaum war der Schlag mit außerordentlicher Nettigkeit geschehen, kaum floß das Blut, ich kann sagen, recht malerisch, so wurde sie ohnmächtig. Das wird wohl nichts zu bedeuten haben, dachte ich bei mir selbst und ließ noch ein Weilchen fließen. Nachdem ich endlich den Arm verbunden und durch allerlei Spirituosa sie wieder in's Leben gerufen hatte, finde ich si- vor Mattigkeit sprachlos, und ihren Puls in einer s-

denklichen Erlöschung, daß mir bange für ihr Leben wurde.»

»Um Gotteswillen!» rief Ludwig, »weiter! weiter!»

Der Engländer. Durch alten Wein und Kraftsuppen flößte ich ihr doch endlich wieder neue Lebensgeister ein, und brachte sie zur Sprache. Nun denken Sie sich meinen Schrecken, mein Erstaunen, meine Rührung, meinen Verdruß, als sie mir schluchzend bekennt, sie habe einen alten kranken Vater, den sie ernähren müsse; das thue sie auf jede nur mögliche ehrliche Weise; aber ihr Geschlecht, ihre Jugend hinderten sie an so manchem, was nur geschehen könne, indem man sich den Augen der Welt und folglich Beschimpfungen bloß stelle, daß sie oft gezwungen sei, zu den sonderbarsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. So habe sie denn unter andern von mir und meiner Liebhaberei gehört, und augenblicklich den Entschluß gefaßt, mich aufzusuchen. Es gab ja einmal eine Tochter, setzte sie freundlich hinzu, die ihren Vater mit der Milch aus ihrer Brust ernährte, warum sollte es nicht auch eine Tochter geben, die mit ihrem Blute des Vaters Unterhalt erkauft? Freilich hatte ich ein wenig zu viel auf meine Jugendkraft gerechnet — ich wagte es zu oft — schon das letzte Mal fühlte ich eine große Erschöpfung, und beschloß, mich eine Weile zu schonen, da mein Leben meinem Vater so nothwendig ist. Aber heute, als wir nichts mehr hatten, und ein unbarmherziger Hauswirth den Kranken vor die Thür zu stoßen drohte, da meinte ich, Gott werde mir wohl Kräfte verleihen, und ging in Gottes Namen. —

Denken Sie, mein Freund, wie ich ergriffen, gerührt und zerknirscht wurde. Ich beugte unwillkürlich mein Knie vor dem Engel, aber das geopferte Blut konnte ich ihm doch so schnell nicht ersetzen.

„Sie heißt Nina!" rief Ludwig mit glühenden Augen. Der Engländer stutzte: »Kennen Sie sie?"

»Nachher davon. Ich bitte Sie um Gottes willen! das Ende Ihrer Geschichte.»

Der Engländer fuhr fort: Trotz ihrer gänzlichen Erschöpfung und der wirklichen Gefahr, in der sie schwebte, bestand sie darauf, nach Hause geschafft zu werden, weil ihr Außenbleiben den kranken Vater ängstigen würde. Ich ließ sie in eine Sänfte tragen, ich ging selber mit. Sie schickte mich voraus, um ihren Vater auf ihren Anblick vorzubereiten; verbot mir aber strenge ihm zu sagen, was sie ihm zu Liebe unternommen. Ich sollte vorgeben, daß ich sie auf der Straße, in einem Gedränge von Neugierigen, unpäßlich gefunden, und mich aus bloßem Mitleide ihrer angenommen. Zugleich ersuchte sie mich zu verschweigen, daß ich ein Engländer sei. Ich kehrte mich aber weder an ihr Verbot noch an ihre Bitte. Warum sollte ich einem Vater nicht die himmlische Freude machen, ihn den ganzen Schatz kennen zu lehren, den er in seiner Tochter besaß? und warum sollte ich meine wackere Nation verläugnen? —

Ich fand den Alten in der Wohnung des Kummers und der Armuth, er lag auf reinlichem Strohe, ein weißes Kissen stützte sein graues Haupt. Ich erzählte ihm was vor

gegangen. Er hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet, und sobald er mich begriff, sank er mit einem Schmerzensschrei zusammen; aber plötzlich schien auf einen Augenblick seine ganze Jugendkraft zurück zu kehren, er hob sich leicht empor, sein Auge glänzte, er sah stolz gegen Himmel: »Ich danke dir Gott!» sagte er mit erhabener Wehmuth, »du hast mir alles Verlorne reich ersetzt! nur deine Allmacht konnte alle die entbehrten Lebensfreuden in einen seligen Moment zusammen pressen!» —

Der kranke Greis, der seit vielen Wochen sein Lager nicht verlassen hatte, schien neu belebt und stand und ging, und empfing die blasse Tochter, zu ihrem freudigen Erstaunen, an der Thüre. Zum ersten Male, Freund, hab' ich Sie um Ihre Kunst beneidet; die Scene hätte ich malen mögen, kein Dichter kann sie beschreiben. Das Entzücken des Vaters und seine Angst um die Kranke; die Heiterkeit der Tochter und ihr Zorn über meine Schwatzhaftigkeit; sein Bemühen sie zu pflegen; ihr Bemühen stark zu sein; seine Vorwürfe und Liebkosungen; ihre ablehnenden Bitten; endlich der feierliche Segen, den er über sie aussprach, indem die großen Tropfen ihm über die Wange rollten — o das alles bleibt mir ewig unvergeßlich!

Ich stand, ein unbemerkter Zeuge des erschütternden Schauspiels; ich bat in Gedanken der oft von mir verhöhnten Menschheit alle meine Sarkasmen ab. Die erste Spannung ließ endlich nach, und die Kräfte beider Kranken, wie voraus zu sehen war, sanken um so tiefer. Nun
r es mir vergönnt zu wirken. Ich ließ alles nöthige her-

beischaffen, und mein Bedienter holte eine Wärterin, der ich einen vollen Beutel zusteckte, mit dem Auftrage, nicht zu sparen. Der dankbare Alte erzählte mir seine Geschichte. Er ist ein Mann von Stande und gehört zu den Millionen Unglücklichen, die durch die Revolution Alles verloren haben. Eine treffliche Erziehung, die er in besseren Zeiten seiner Tochter gegeben, ihre Schönheit, ihre Talente ließen ihn hoffen, eine vorzügliche Schauspielerin aus ihr zu bilden, und sie auf diese Weise nach seinem Tode, der ihm nahe schien, in einer unabhängigen Lage zu hinterlassen, deren Gefahren er übrigens für das tugendhafte Mädchen nicht scheute. Sie überwand ihre große Schüchternheit und trat, weil ihr Vater es wünschte, zum ersten Male in einer kleinen Stadt in der Provinz auf, wurde aber vom Publikum so übel empfangen, daß sie sich nie entschließen konnte, einen zweiten Versuch zu wagen. Hingegen bot sie seitdem unverdrossen Alles auf, das Leben ihres hinschmachtenden Vaters zu erhalten und zu verschönern.

Ich war von Allem, was ich sah und hörte, so bewegt, daß ich in einer Art von Taumel die Hand des Greises ergriff, und hastig zu ihm sagte: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.

Fast hätte Ludwig bei diesen Worten laut geschrien; »Nina Ihre Braut!« rief er halb athemlos mit stierem Blicke. — »Ach nein!« sagte der Engländer. »Bei meinem unerwarteten Anwerben sah der Vater mir ernst und starr in's Gesicht, und die blasse Tochter erröthete.«

»Finden Sie es übereilt,« fuhr ich fort, daß ich, n

dem, was ich von Ihrer Tochter weiß, sie ohne alle weitere Ueberlegung zu meiner Gattin nehmen möchte?" — »Nein," antwortete er mir, »ich finde es sehr natürlich."

»Wohlan," sagte ich, »so schlagen Sie ein; ich bin ein ehrlicher und ein wohlhabender Mann, mir ahnet, daß wir uns wechselseitig beglücken werden." — Er erkundigte sich nunmehr nach meinem Stande und Namen. Ich sagte ihm beides und verschwieg ihm nicht, daß ich ein Engländer sei. Plötzlich veränderten sich alle seine Mienen, der tiefste Unwille, ich nenne es ungern, Verachtung wurde in seinen Zügen sichtbar.

»Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er mit bebender Lippe, »wir können nie Freunde werden. Ich hasse Ihre Nation, ich hasse jeden Einzelnen aus Ihrem Volke; lieber wollte ich meine Tochter im Grabe, als in den Armen eines Engländers sehen. Ich bitte, verlassen Sie uns."

»Vergebens wandte ich meine größte Beredsamkeit an, den Eigensinnigen zu bekehren; vergebens sprach ich warm und herzlich; er blieb mürrisch und taub, und als die Tochter die Besorgniß äußerte, daß meine längere Gegenwart ihm schädlich werden möchte, verließ ich ihn endlich, und verfluchte auf der Treppe allen Nationalhaß. Am andern Morgen in aller Frühe, kam die verabschiedete Wärterin zu mir, und brachte mir meinen Beutel mit der Erklärung zurück, der alte Murrkopf nehme nichts von einem Engländer. Ja, sie hatte Vater und Tochter, mit einander flüsternd, den Entschluß fassen hören, ihre Wohnung zu verlassen, sobald nur ihre Kräfte es erlauben würden, um

meinen sogenannten Zudringlichkeiten zu entgehen. Das verdroß mich freilich; aber das Mädchen hatte doch einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, trotz meines Unwillens, noch einige Versuche wagte, sie wieder zu sehen. Unerbittlich verschloß man mir die Thüre, und als ich gestern meinen Bedienten, einen Franzosen, schickte, um wenigstens zu erfahren, wie es mit Beider Gesundheit stehe, waren sie ausgezogen, und Niemand wußte wohin. Nun wissen Sie, Freund, die ganze Geschichte, die mich so unmuthig macht, daß ich sogar seit drei Tagen keinen Menschen zur Ader gelassen habe.»

Ludwig vergalt des Engländers Vertrauen durch das seinige, und wünschte sich Glück ein Deutscher zu sein, da hoffentlich der Alte gegen die deutsche Nation nicht ähnlichen Groll hege wie gegen die englische, und da er, der Jüngling, entschlossen sei, wenn jemals der Zufall ihm das herrliche Mädchen wiederum erblicken lasse, ihr nicht eher von der Seite zu gehen, bis sie am Altar die Seinige geworden.

6. Das Modell.

Diesmal zögerte der Zufall nicht lange. »Mir ist etwas Sonderbares widerfahren,» sagte der alte Payou eines Morgens zu dem hereintretenden Ludwig, »ja wahrhaftig, wären meine vier und sechzig Jahre nicht, ich glaube, ich hätte mich in allem Ernste verliebt.»

»Ein Künstler, wie Sie, wird nie alt,» erwiederte Ludwig, »und man braucht nur die Venus zu sehen, an welcher Sie jetzt arbeiten, um sich zu überzeugen, daß ein

schönes jugendliches Feuer noch immer in Ihrem Busen glüht.»

„Eben diese Venus," versetzte der Bildhauer lächelnd, »brachte mich in Gefahr. Nicht daß ich, wie Pygmalion, in mein eigenes Werk mich vergafft hätte; vielmehr fühlte ich dessen Unvollkommenheiten nur zu deutlich, und wünschte ihnen abzuhelfen. Sie wissen, mein junger Freund, daß solches nicht besser geschehen kann, als nach einem von der Natur gelieferten Modell; das zu finden, aber nicht so leicht ist, als man wohl glauben sollte, wenn man die vielen hübschen Mädchen auf den Straßen herum laufen sieht. Mögen sie noch so schlank einher treten, selten, wunderselten ist ihr Körper ohne Fehler gebaut. Wie manche habe ich — zwar reichlich belohnt, aber auch beschämt — wieder fortschicken müssen, wenn sie das Gewand fallen ließ. Darum war ich immer schwierig in meiner Wahl und arbeitete in späteren Jahren selten nach Modellen. Auch die Venus würde mit den Reizen sich haben begnügen müssen, die ihr meine erlöschende Einbildungskraft verleihen konnte, wäre nicht vor Kurzem in mein Hinterhaus ein Mädchen eingezogen, dessen Reize Alles zu übertreffen scheinen, was der Meißel je gebildet. Sie hat einen kranken, blutarmen Vater, für den sie Tag und Nacht arbeitet, und doch, trotz aller Anstrengung, das Nothdürftige kaum zu erwerben vermag.»

»Das ist sie!» rief Ludwig hastig. »Wer?» fragte Payou erstaunt.

Der Schüler beschwor den Meister fortzufahren, mit

einer Angst, welche schleunig zu mindern, dieser seine Neubegier unterdrückte. »Das Mädchen,« sagte er, »schien mir gleich sehr sittsam, und eben jene Armuth war der redendste Beweis ihrer Unschuld. Indessen meinte ich ihr selbst einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihr Gelegenheit verschaffte, durch das bloße Enthüllen ihrer Reize vor den Augen eines Greises ein ansehnliches Stück Geld zu verdienen. Meine brave alte Haushälterin mußte Bekanntschaft mit ihr machen und ihr den Vorschlag thun. Anfangs schauderte sie und verwarf ihn unbedingt; als aber die Noth auf's höchste stieg, als ihr Vater kränker wurde, und sie keine Erquickung ihm verschaffen konnte, als ferner meine Haushälterin, eine so ehrbare Frau, nicht abließ, ihr vorzustellen, daß die Gefälligkeit, die man zum Behuf der Kunst von ihr verlange, keineswegs schändlich sei, und daß ein alter Mann von vier und sechzig Jahren, der jederzeit des unbescholtensten Rufes genossen, ihr unmöglich Furcht einflössen könne: so entschloß sie sich endlich und bestimmte den gestrigen Abend zu ihrem ersten Besuche. Sie kam auch wirklich —«

(Ludwig stand auf Nadeln) — »Sie kam zitternd, wie eine Verbrecherin, die zum Tode geführt werden sollte. Meine grauen Haare und der väterliche Ton, den ich gegen sie annahm, flößte ihr einigen Muth ein. Sie setzte sich zu mir auf den Sofa mit der liebenswürdigsten Verwirrung, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an, das ich eine Weile unterhielt, um sie nach und nach an meine Gegenwart und an den ihr so fürchterlichen Gedanken zu gewöhnen. Al-

aber nun endlich der Augenblick gekommen war, wo meine alte Haushälterin sie entkleiden wollte, da fing sie wieder heftig an zu beben, kämpfte vergebens mit sich selbst, ein Thränenstrom brach plötzlich aus ihren Augen, sie warf sich zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, und rief mit einem Tone, der mir nie aus der Seele kommen wird: Verzeihen Sie mir! — entlassen Sie mich! mein Blut konnte ich für meinen Vater opfern, meine Schamhaftigkeit zu überwinden, steht nicht in meiner Macht!» — (Ludwig's Brust erleichterte sich durch einen tiefen Seufzer.)

»Das Mädchen,« fuhr Payou fort, »rührte mich unaussprechlich. Ich hob sie auf, ließ sie wieder auf den Sofa sitzen, und bat sie herzlich, mir ihre Geschichte mitzutheilen. Sie that es. O mein junger Freund! wo nehme ich Worte her, Ihnen zu erzählen —»

»Ist nicht vonnöthen,« unterbrach ihn Ludwig, »denn ich weiß schon Alles.« Nun ließ er sein Herz ausströmen, die Worte jagten und verschlangen einander. Payou hatte Mühe, die eigentliche Erzählung aus allen den Exklamationen heraus zu finden. Am deutlichsten vernahm er die Bitte — denn Ludwig wiederholte sie wohl zwanzigmal — daß er auf der Stelle hinüber gehen und für seinen Schüler um die Hand des schönen Mädchens werben solle.

»Sie wissen ja noch nicht einmal,« sagte der Alte lächelnd, »ob es Ihre Nina ist?«

»Meinen Sie,« erwiederte Ludwig sehr ernst, »es könne eine zweite Nina in der Welt geben?« —

Gegen dieses Argument eines Verliebten konnte Payou nichts mehr einwenden. Auf der Stelle ging er nun zwar nicht, er verschob es bis zum andern Morgen, den Ungeduldigen versichernd, daß er vor der Hand allen Bedürfnissen des Kranken abgeholfen habe. Dann mußte Ludwig ihm seine ganze Lage in Deutschland gewissenhaft schildern, mußte ihm durch Schwüre und Thränen überzeugen, daß keine vorübergehende Aufwallung ihm Nina's Besitz als das höchste Glück vorspiegele, mußte sich sogar, zu seinem innigsten Verdrusse, noch eine Nacht Bedenkzeit nehmen, und erst am andern Morgen, als Ludwig schon vor Tages Anbruch wieder an Payou's Thüre klopfte, holte dieser seine wohl frisirte Perücke hervor, zog den braunen Rock mit goldbesponnenen Knöpfen an, nahm sein langes spanisches Rohr in die Hand, seinen Hut unter den Arm und ging zum kranken Nachbar.

Mit welchen großen Schritten der junge Künstler nunmehr das Zimmer maß, mit welchem Herzbeben er jeden Tritt auf der Treppe vernahm, mit welcher Ungeduld seine Blicke zwischen Payou's Wanduhr und seiner eigenen Taschenuhr hin und her wandelten, ohne daß ihm auch nur ein einziges Mal der Mutter Sprüchlein in den Sinn gekommen wäre: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht« — Alles das begreift jeder Leser, denn jeder Leser ist doch wenigstens Einmal in seinem Leben verliebt gewesen. Nach peinlichen zwei Stunden holte Payou ihn ab, weil der Alte ihn kennen lernen und Nina ihn sehen wollte. Als

Ludwig in die kleine dunkle Stube trat, hatte er nicht viel mehr Athem, als eine Maus unter der Luftpumpe, schöpfte aber dessen bald wiederum ein wenig, da, zu seiner großen Erleichterung und zu seinem großen Verdrusse, das schöne Mädchen nicht gegenwärtig war. Eine holde Scham hatte sie hinaus in die Kammer getrieben; es will aber verlauten, sie habe, zum ersten Male in ihrem Leben, durch das Schlüsselloch geguckt. Des Jünglings Bescheidenheit und Herzlichkeit gewannen den Vater bald. Daß er ihn schon einmal in jener kleinen Provinzialstadt gesehen und gesprochen, dessen erinnerte er sich nicht, wohl aber erkannte Nina auf den ersten Blick den schönen jungen Mann, der sie als Wäscherin aus den Armen eines Wollüstlings befreit und in der Vorhalle des Museum Napoleon ihr ein Goldstück aufgedrungen hatte. Nach dieser Entdeckung zögerte sie nicht, auf des Vaters Rufen zu erscheinen, mit einer von der Morgenröthe geborgten Glùt auf den Wangen.

Ludwig stammelte einige Worte, Nina stammelte einige Silben; er faßte ihre Hand und sah sie schmachtend an, sie ließ ihm die Hand und blickte schmachtend vor sich nieder, während die beiden Alten das Nöthige verhandelten. Payou ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten; der Engländer durfte freilich nicht dazu geladen werden, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Braut insgeheim auszusteuern.

Das junge glückliche Paar blieb in Paris, so lange Nina's wieder jung gewordener Vater lebte, und als ihn endlich der Tod den Armen seiner Kinder und Enkel entriß,

da folgte die liebliche Frau dem zum Meister gereiften Gatten in sein Vaterland, wo der Advokat Spinne die reizende Schwiegertochter schmunzelnd empfing, und Madame Spinne, durch Nina's Anblick entwaffnet, zum letzten Male freundlich den Kopf wiegend sprach: »Ei, ei, mein Söhnlein, hast du dich doch verplempert?»

M o s k a u.

In den memoirs of Peter Henry Bruce kommt eine Beschreibung von Moskau vor, wie es vor hundert Jahren gewesen, die, wenn sie wahrhaft ist, einen schönen Beweis liefert, wie gänzlich eine große Stadt durch gute Polizei kann umgewandelt werden. Damals sollen die Mörder so häufig in Moskau gewesen sein, daß man fast an jedem Morgen mehrere Leichen auf den Straßen gefunden. Die Räuber gingen truppenweis, und schlugen diejenigen, die sie plündern wollten, zuvor todt. Sie hatten keine andern Waffen, als eine lange Keule, am Ende mit Eisen beschlagen. Ein einziger Streich war hinreichend, um zu tödten. Bruce behauptet sogar, man habe ihn versichert, daß dieses Gesindel von einigen Vornehmen, die den Raub theilten, geschützt werde. Auch die Gebirge waren mit Banditen, Rosboiniks genannt, angefüllt, welche die Wege an vielen Orten sehr unsicher machten. Peter der Große selbst soll kaum ihrer Wuth zwei-

mal entgangen sein. Bruce sagt: Ein Herr, Namens Knipercroon, dessen Vater schwedischer Resident gewesen, hat mir erzählt, wie der Zaar in seiner Jugend selbst von Räubern angefallen worden. Peter besuchte diesen Herrn oft in seinem Hause, und bezeigte dessen Familie viele Achtung und Wohlwollen. Eines Abends wollte er gleichfalls einen solchen Besuch abstatten. Er hatte nur zwei Bediente bei sich, der eine ritt vor, der andere hinter seinem Schlitten. Da begegneten ihm acht Räuber auf einem einzigen Schlitten, die den seinigen mit einem eisernen Haken fest hielten. Der junge, muthige, starke Zaar sprang heraus, ergriff einen der Räuber bei den Haaren und riß ihn aus den Schlitten, schleppte ihn auch bis zu der nahen Wohnung des Residenten, wo er, von Schweiß triefend, zum großen Erstaunen aller Anwesenden hereintrat, den Kerl immer noch bei den Haaren haltend.

Sogleich ließ er die Thüren verschließen, damit kein Bedienter das Haus verlassen könnte, bevor er den Bösewicht examinirte. Als der Mensch hörte, es sei der Zaar selbst, den sie angreifen wollen, erstarrte er vor Schrecken, und bat nur, ihn gleich hinzurichten, ohne ihn erst auf die Tortur zu legen. Peter versprach es ihm, wenn er seine Mitschuldigen zuvor anzeige. Das wollte er nicht, wenn ihn der Zaar nicht gänzlich begnadigte und ihm sogar eine Belohnung zusagte. Auch das geschah, und nun machte er sich sogleich mit einem Detaschement Soldaten auf den Weg. Als sie den Sammelplatz der Räuber erreichten, ein öde stehendes Haus, so klopfte der Gefan-

gene an, und forderte Einlaß. Man erkannte seine Stimme, die Thür wurde geöffnet. Alsobald drangen die Soldaten hinein, und ergriffen nicht blos die sieben Mitschuldigen, sondern noch dreizehn andere, die gleichfalls zu der Bande gehörten, und die sämmtlich hingerichtet wurden.

Ein anderesmal wurde der Zaar wiederum auf dem Wege nach Novogorod (zwischen Moskau und Petersburg) attakirt, als er nicht mehr als vier Begleiter bei sich hatte. Es geschah fast vor den Thoren, durch eine Bande Rosboiniks. Peter warf sich auch diesmal aus dem Schlitten, ging auf sie los, mit der Pistole in der einen und den bloßen Degen in der andern Hand und sagte: »Ich bin der Zaar, was wollt ihr?«

Sie versetzten, sie wären arme Teufel in der höchsten Noth, und da er ihr Herr und Meister sei, so könnte er ihnen auch leichter helfen, als irgend sonst Jemand. — »Ich habe kein Geld bei mir,« erwiederte Peter.

Wenn Ihr auch dessen gehabt hättet, sagten sie, »so würden wir doch keins von Euch genommen haben; wir bitten Euch nur um eine Anweisung auf die Regierung zu Novogorod, auf so viel als Ihr uns geben wollt. Doch werdet Ihr die Gnade haben, die Summe stark genug einzurichten, um unser Elend zu mildern.« —

»Sind tausend Rubel genug?« fragte der Zaar. Die Kerls waren damit zufrieden, und Peter schrieb auf der Stelle eine Anweisung an den Gouverneur, die einer von der Bande in die Stadt trug, während die Uebrigen bei

Zaar bewachten. Der Abgeschickte kam bald mit dem Gelde zurück, und nun zwangen die Räuber den Zaar, nach Tiar zurück zu kehren, ließen sich auch sein Wort geben, daß er sie nicht verfolgen, auch nicht die mindeste Nachforschung nach ihnen anstellen wolle. Dagegen versprachen sie ihm, ihr Leben zu bessern, und künftig seine ruhigen, getreuen Unterthanen zu sein.

Peter hielt Wort, nahm aber strenge Maßregeln gegen das Raubgesindel überhaupt. Bruce sah an einem einzigen Tage zwölf Kerls an eisernen Haken aufhängen, in welchem Zustande sie acht bis neun Tage lebten. Das half und man konnte bald, bei Tag und Nacht, in Rußland so sicher reisen, als in irgend einem policirten Staate von Europa.

Dieser nämliche Bruce — (denn da seine Memoiren mir einmal in die Hände gefallen, so will ich doch noch ein paar interessante Anekdoten herausziehen) — dieser nämliche Bruce, der 1706 in preußische Dienste trat, erzählt von seiner Hauswirthin folgendes: Ihr erster Mann hieß Niepels, und war Dragonerhauptmann in holländischen Diensten. Sie war die Tochter eines Kaufmanns im Haag, wo er sich in sie verliebte, ihr die Ehe versprach, sie verführte und verließ. Ihr Vater jagte sie aus dem Hause ohne sich an ihre Schwangerschaft zu kehren. Eine Tante hatte Mitleid mit ihr, beherbergte sie bis nach ihrer Niederkunft, gab ihr dann ein Stück Geld, und ließ sie laufen.

Mit diesem Gelde verschaffte sie sich Mannskleider,

sagte Niemanden ein Wort von ihrem Vorhaben, kaufte ein Pferd, ritt bei Nacht und Nebel davon, kam in die Garnisonstadt ihres Treulosen, und ließ sich als Volontair unter demselben Regimente aufnehmen. Sie diente wirklich eine Zeit lang, und Niepels sagte ihr bisweilen, sie habe sehr viele Aehnlichkeit mit einer seiner alten Geliebten. Daß der Herr Volontair diese Geliebte wirklich sei, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Gegen Ende des Feldzugs erfuhr Niepels den Tod seines Vaters, und nahm seinen Abschied, um die Erbschaft anzutreten. Nun, meinte das heroische Mädchen, sei es Zeit, die Larve abzuziehen. Sie kleidete sich wieder, wie es ihrem Geschlechte ziemt, folgte ihrem Verführer nach Mastricht, fand Mittel, sich in dessen Wohnung einzuschleichen, hielt sich da verborgen bis Jedermann schlief, und trat dann mit dem Licht in einer, dem Dolch in der andern Hand, plötzlich vor sein Bett. Erschrocken rieb er sich die Augen und fragte, was sie wolle?

Sie erinnerte ihn an seinem Versprechen und forderte dessen Erfüllung. Vermuthlich schien es ihm allzu schimpflich, auf diese Weise zu einer Heirath gezwungen zu werden; er schlug ihr Begehren kaltblütig ab, und rief nach seinem Bedienten. Doch ehe dieser erscheinen konnte, stieß sie ihm den Dolch in die Brust. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, allein sie verwundete ihn noch an mehreren Stellen. Die Bedienten stürzten herbei, und fanden ihren Herrn in seinem Blute. Man schickte sogleich nach der Wache, um sich der Thäterin zu versichern, die

doch keineswegs zu entweichen versuchte, sondern dem Schwerverwundeten seine Treulosigkeit noch immer bitter vorwarf. Er selbst bat sie vergebens sich zu retten, weil er fühle, daß er nicht davon kommen werde. Die Wache erschien und wollte sie in's Gefängniß führen. Jetzt bat der Hauptmann selbst, sie bei ihm zu lassen. Er verlangte einen Beichtvater, dem er bekannte, das junge Frauenzimmer schändlich betrogen zu haben. Der Priester vermählte sie mit einander. Der Wundarzt erklärte, keine der Wunden sei tödtlich. Seine Gattin war nun mit der zärtlichsten Sorgfalt um ihn beschäftigt, und er wurde glücklich geheilt.

Trotz dieser gewaltsamen Hochzeit lebten die beiden Dragoner sehr glücklich mit einander, allein Riepels, der arme Teufel, schien nun einmal für ein trauriges Schicksal bestimmt zu sein. Eines Tages besuchte er mit seiner Frau ein Zeughaus, wo allerlei alte Waffen aufbewahrt wurden. Eine Dame von ihrer Bekanntschaft, die mit ihnen war, nahm scherzend eine verrostete Pistole, zielte auf den Hauptmann, und sagte lachend: Es sei im Rath der Götter beschlossen, daß er von der Hand eines Weibes sterben sollte. Mit diesen Worten drückte sie los, und — zerschmetterte ihm richtig das Gehirn. Seine Witwe tröstete sich bald, und nahm einen andern.

1708 war Bruce mit seinem Regiment in Flandern. Bei der Belagerung von Lille empfing der Prinz Eugen einen Brief von unbekannter Hand. Er riß das Couvert ein wenig hastig herunter, ein fettiges Papier fiel auf die

Erde. Sein Adjutant hob es schnell auf, roch daran, und wurde plötzlich von einen Schwindel überfallen; man mußte Aerzte herbei rufen. Das war dem Prinzen auffallend. Er ließ das Papier einem Hunde um den Hals binden, der, trotz angewandten Gegengiftes, in vier und zwanzig Stunden starb. Als die Offiziere den Prinzen glücklich priesen, der Gefahr entronnen zu sein, antwortete er: »Ich habe schon mehr dergleichen Briefe erhalten.« (Die Kunst, Briefe zu vergiften, scheint heutzutage ganz verloren gegangen zu sein, obgleich nie mehr Veranlassung dazu vorhanden war.)

Bei einem Rückzuge der Russen (im Kriege mit den Türken 1711) widerfuhr dem Obersten Pitt das Unglück, seine Gattin und seine Tochter zu verlieren. Ein Rad an ihrem Wagen war zerbrochen, wodurch sie von der Arriergarde getrennt wurden. Ein Haufe Tataren überfiel sie und schleppte sie fort. Pitt wandte sich an den Großvezier, der strenge nachforschen ließ, allein vergebens. Der Oberst erfuhr endlich, daß man sie nach Konstantinopel gebracht und dem Großsultan vorgestellt habe. Er verschaffte sich einen Paß und eilte nach Konstantinopel, man kann denken, mit welchem klopfenden Herzen. Dort machte er Bekanntschaft mit einem jüdischen Arzt, der das Serail bediente. Von diesem erfuhr er, daß allerdings seit Kurzem zwei Damen, die er beschrieb, dem Sultan überliefert worden wären, aber daß ein Frauenzimmer, wenn es einmal im Serail des Großherrn sei, dasselbe nie wieder verlassen dürfe. Pitt wandte alles Mögliche an, um wenigster

seine Frau wieder zu haben, wenn er auch die Tochter ihrem Schicksal überlassen müßte. Nichts gelang. Ja, er wurde endlich gar eingesperrt, und erhielt nur mit vieler Mühe, durch Vermittlung eines Gesandten, seine Freiheit wieder.

In der Folge sagte ihm derselbe Jude (vielleicht aus Mitleid) seine Frau und Tochter wären an der Pest gestorben, und Pitt verließ trostlos die Türkei. — Es ist nicht zu läugnen, daß sein Schicksal entsetzlich hart war, da er seine Gattin sehr zärtlich zu lieben schien; allein man muß auch bekennen, daß er ein Thor war, mit seiner ganzen Familie gegen die Türken zu Felde zu ziehen.

Historische Glaubwürdigkeit.

Im Jahre 1574 schrieb ein gewisser Charles de la Ruelle ein kleines Werk: **Succinctes adversaires contre l'histoire et les professeurs d'icelle**; worin er (leider mit Recht) behauptet, daß in unsern besten, und für die wahrhaftest geachteten Geschichtsbüchern nicht das mindeste Zuverlässige sei.

Troja, sagt er, ist nie erobert worden, Aeneas nie nach Italien gekommen. Die Ruinen von Troja, die man noch heutzutage sieht, sind die Trümmer einer, durch den Prokonsul Fimbria, während der Kriege des Sylla und Marius, zerstörten Stadt. Die Enthaltsamkeit des Scipio ist nur Fabel; er vermählte seine gefangene Spanierin

nicht eher mit ihrem Geliebten, bis er die größten Gefälligkeiten von ihr gefordert hatte.

Welchen Glauben soll man Geschichtschreibern beimessen, die, wie Prokopius in der Geschichte des Justinian, sich widersprechen? An einer Stelle erhebt er den Kaiser und die Kaiserin Theodora bis in den Himmel, an einer andern sagt er: Justinian sei ein Schwachkopf gewesen, und Theodora eine schamlose Buhlerin.

Wie parteiisch sind nicht die Geschichtschreiber, besonders in den Zeiten öffentlicher Unruhen. Wer sieht nicht, daß Livius ein Partisan des Pompejus, Dio Cassius ein Partisan des Cäsar war? —

Vellejus Paterculus, der unter Tiber lebte, rühmt den Sejan gewaltig, von dem Tacitus so viel Böses sagt. Polybius, sonst ein sehr achtungswerther Schriftsteller, verkleinert aus Neid den Plutarch, so viel er nur immer kann, und doch war Plutarch, so gut als Polybius, ein scharfsinniger Geschichtschreiber und großer Philosoph. — Paul Emil von Verona, dem Ludwig XII. die Geschichte Frankreichs zu schreiben übertrug, schmeichelte blos dem Könige und der Nation, von welchen er Wohlthaten empfing oder erwartete.

Arrand du Ferron, der Paul Emil's Werk fortsetzen sollte, bekennt naiv, er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bei Pavia befragt, die meisten hätten sich widersprochen, und er habe vier ganz verschiedene Relationen davon in den Händen, die eine von den Franzosen, die andere von den Spaniern, die dritte von den Italienern, t

vierte von den Deutschen. (Lieber Gott! das könnte dem guten du Ferron noch täglich widerfahren.)

Sarius erzählt, Karl V. habe sich einst seine eigene Geschichte von dem wohlpensionirten Historiographen Sleidanus vorlesen lassen, und als er gehört, wie künstlich der Schmeichler seine Fehler versteckt hatte, habe er sich nicht enthalten können, auszurufen: O quam mentitur nebulo! (Ach, der Schelm! wie er lügt!)

Tacitus — sagt Bodin in seinem schönen Werke über die Kenntniß der Geschichte — Tacitus war ohne Zweifel ein tiefer Politiker, ein feiner Mann, der nichts ohne geheime Absicht that. Man wird es nur zu sehr gewahr, an der Art, wie er die Geschichte seiner Zeit (unter Tiber) geschrieben. Er leiht diesem Fürsten, dem Augustus, der Livia, dem Sejan, und selbst dem albernen Claudius oft so weit hergeholte Motive, eine so geschickte Handlungsweise, daß der Leser nicht umhin kann zu fühlen, er habe die Begebenheiten nach seinem eigenen Charakter gemodelt, und den handelnden Personen seine Art zu denken beigelegt. — Wenn das am grünen Holz, vom allverehrten Tacitus, geschieht, was darf man von dem dürren Holz unserer Tage erwarten?

Der Geizhals.

(Eine Scene aus einem englischen Roman.)

Cecile war eine Waise, deren großes Vermögen von Vormündern verwaltet wurde, der eine ein gutmüthi-

ger Verschwender, der andere ein hartherziger Geizhals. Den Ersten liebte Cecile, den Andern haßte sie.

Einst hatte jener eine Ehrenschuld abzutragen, wußte nicht wo er das Geld hernehmen sollte, und war sehr traurig. Cecile wünschte ihm zu helfen, und begab sich deswegen zu seinem Kollegen, dem Herrn Rattenbiß, um die erforderliche Summe ihm abzuschwatzen. Sie kommt in dessen Wohnung, sie hört, er sei krank. Aber sie hat ein wichtiges Geschäft mit ihm abzuthun? — Vergebens, er läßt ihr sagen, sie möge die künftige Woche wiederkommen. So lange kann sie unmöglich warten. Sie entschließt sich, ihre Bitte schriftlich anzubringen, und fordert Tinte, Feder und Papier. Der alte, zerlumpte Bediente gafft sie mit großen Augen an, und entfernt sich schweigend. Es ist Winter. Kein Feuer im Kamin. Sie haucht in die Hände. Endlich kommt der Kerl zurück, bringt ihr eine abgenutzte Feder und ein wenig Tinte auf einer zerbrochenen Untertasse.

»Mein Herr läßt bitten,« sagt er, »sparsam mit der Tinte umzugehen. Denn wir haben sonst keine, und ich muß des Herrn Schuh noch einige Wochen lang damit schwärzen.

»So gib mir ein Blatt Papier,« sagte Cecile. —

„Geben?“ erwiederte der alte Griesgram, »von Geben ist hier im Hause nie die Rede. Aber auch das Leihen wird schwer halten.« — Er ging und kam zurück mit einem Stück von einer Schiefertafel und einem Bleistift. »Mamsell soll nur darauf schreiben,« sagt mein Herr, »denn sie würde ihm wohl nicht viel zu sagen haben.«

Cecile nimmt lächelnd die Schiefertafel, aber der Bleistift ist sehr stumpf; sie fordert ein Federmesser, um ihn zuzuspitzen. Der Bediente bringt eins, bittet aber um Gotteswillen, es dem Herrn nicht zu verrathen, denn es werde höchstens jährlich Einmal gebraucht. — Cecile schrieb nun auf die Schiefertafel, sie brauche hundert Guineen. Der zerlumpte Kerl trug die Tafel hinein, kam schnell zurück, und sagte, sein Herr verstehe durchaus ganz und gar nicht, was sie wolle. Cecile wurde empfindlich, erklärte, sie fordere nichts als ihr eigenes Geld, und werde nicht von der Stelle gehen, bis sie eine vernünftige Antwort erhalte. Der Unterhändler ging ab und zu.

»Der Herr ist gewaltig erschrocken,« sagte er, »nun wird er selbst kommen; er kleidet sich eben an.«

»Wozu das? er mag immerhin im Schlafrock bleiben.«

»Nun ja, den Schlafrock muß er doch erst anziehen.« — »Lag er denn zu Bette?« — »Nein.«

»Geht er denn nackend in seinem Zimmer auf und nieder?« — »Allerdings. Er meint, die Haut nütze sich am wenigsten ab.« — Jetzt trat Herr Rattenbiß herein. Was der Bediente einen Schlafrock genannt hatte, war eigentlich eine zusammengeflickte Lappensammlung. Auf dem Kopfe trug er eine baumwollene Mütze, die durch Fett nach und nach zu Leder geworden war. Er empfing sein schönes Mündel in der übelsten Laune, die noch um ein Ansehnliches vermehrt wurde, als er die Abschnitzel von seinem Bleistift auf der Erde erblickte.

»Darf man fragen,« murrte er in den langen schmu-

zigen Bart, »wozu Sie die ungeheure Summe von hundert Guineen brauchen wollen?« — Cecile, die den ohnehin übel bei ihm angeschriebenen Kollegen nicht verrathen mochte, gab vor, sie habe eine Buchhändler-Rechnung zu bezahlen. Das brachte ihn vollends in Wuth. »Geld für Bücher! hundert Guineen für Bücher! Konnten Sie nicht aus meiner Bibliothek leihen?«

»Ich wußte nicht, daß Sie eine Bibliothek haben.«

»Mein Gott, ich besitze einen ganzen Band Predigten, es fehlen blos in der Mitte einige Bogen, die ich voriges Jahr in dem harten Winter vor ein zerbrochenes Fenster geklebt habe. Aber auch die sind noch lesbar.«

Cecile dankte für das gütige Anerbieten, versprach in Zukunft Gebrauch davon zu machen, bat aber für jetzt um Befriedigung, und als Herr Rattenbiß ihr rund heraus erklärte, sie werde keinen Heller von ihm erhalten; der Buchhändler müsse die Bücher zurücknehmen, weil sie noch minderjährig sei; da entrüstete sie sich, drohte mit Nachrechnungen, zwang ihn geschmeidiger zu werden. Seufzend holte er einen Geldsack herbei und fing an zu zählen. Bis zehn brummte er, bis zwanzig fluchte er, bis dreißig weinte er, bis vierzig schluchzte er; als fünfzig voll waren, bekam er einen Krampf in die Finger, bei sechzig und siebzig stieg ihm der Krampf in den Hals, bei achtzig und neunzig verdrehte er die Augen, bei hundert rührte ihn der Schlag; er starb mit dem letzten Goldstück zwischen den Fingern und hielt es so fest, daß Cecile ihn damit begraben ließ.

Ein Opfer der Mutterliebe.

Bei dem fürchterlichen Erdbeben von Messina, im Jahre 1783, ereignete sich folgende tragische Begebenheit. Die Marquise Spapara, eine Französin von Geburt — (die Liebe hatte sie aus der Provence nach Sicilien versetzt) — wurde ohnmächtig, als die Erde stark zu beben begann. Ihr Gemahl faßte sie in seine Arme und trug sie mit vieler Mühe bis zum Hafen, wo er sie niederlegte und forteilte, um eine Barke zu suchen, die er um jeden Preis miethen, und sich mit dem Kostbarsten, was er gerettet, seiner Gattin, einschiffen wollte. Indessen erwachte diese aus der Ohnmacht und ihr erster Gedanke war ihr vergessenes Kind. Plötzlich schienen alle ihre Kräfte nicht nur zurückgekehrt, sondern verdoppelt. Sie flog nach ihrer Wohnung, sie drängte sich durch die dichten Volkshaufen, die mit ihren Habseligkeiten beladen ihr überall entgegen strömten; sie scheute nicht die Häuser, die links und rechts neben ihr in Trümmer zusammen stürzten. Immer nur vorwärts, den Blick auf ihre eigene Wohnung geheftet, mit der Todesangst im Busen, daß ihr Auge sie nicht mehr finden werde. Endlich erreicht sie die Straße — Jesus Maria sei gelobt! das Haus steht noch. — Sie kriecht hinein, die Treppe hinauf, das Kind schlummert ruhig in der Wiege. Sie reißt es heraus, drückt es fest in ihre Arme und will zurück — ha! da kracht die Treppe und verschwindet vor ihren Füßen — der Rückweg ist ihr abgeschnitten — sie flieht n Zimmer zu Zimmer — jedesmal stürzt das letzte, wel-

ches sie verläßt, hinter ihr zusammen. Fast wahnsinnig erscheint sie jetzt auf einem Balkon, ihre letzte Zuflucht — sie hält ihr Kind hoch in die Höhe, kreischt den Vorübergehenden zu und fleht um Rettung — wenigstens für das Kind. Umsonst! wer hatte jetzt Augen und Ohren für fremde Gefahr? Jeder zitterte für sich selbst und eilte vorbei. Jetzt schlugen die Flammen hinter ihr aus den Krümmern — sie sank mit dem Kinde hinab in demselben Augenblicke, als ihr Gatte, der sie zu spät vermißt hatte, in Verzweiflung herbei kam, um ein ohnmächtiger Zeuge des gräßlichen Schauspiels zu werden.

Als die Schrecknisse dieses Tages vorüber waren, beklagte Jedermann das Schicksal der liebenswürdigen Marquise Spapara, und Niemand gedachte des weit unglücklicheren Gatten. Furchtbar war der Todeskampf der Mutter, doch er währte nur Minuten. Wer aber vermöchte das Elend der Jahre zu beschreiben, in welchem der Gatte seine Rettung verfluchte!

Die edle Obstkrämerin.

Wenn die Erzählung von dem Opfertode einer Mutter die Herzen der gefühlvollen Leserinnen zerrissen hat, so wird die folgende Erzählung — deren Heldin auch eine edle Mutter, wenn gleich nur eine Obstverkäuferin ist — ihre Herzen sanft bewegen.

Frau Menthe hatte vor fünf und zwanzig Jahren ihre kleine Obstbude am Eingang des Louvre aufgeschlagen. Sie war Mutter von achtzehn Kindern, deren noch zehn lebten. Ihr Mann, schon zwei und sechzig Jahre alt, war Miethskutscher, und dieser geringe Erwerb, vereint mit dem, was ihr kleiner Kram abwarf, nährte die zahlreiche Familie. Man kann leicht denken, daß sie nicht im Ueberfluß schwamm.

Frau Menthe hatte auch eine Schwester mit fünf Kindern, die durch eine ausschweifende Lebensart etwas Vermögen gesammelt hatte. Drei von den Kindern waren schon gestorben; das vierte folgte den Fußtapfen seiner Mutter und wurde eingesperrt. Nur das fünfte war noch übrig, als die Mutter in eine schwere Krankheit fiel, und auf dem Todbette eine wohlhabende Bäckersfrau zu ihrer einzigen Erbin einsetzte; vermuthlich weil ihre wackere Schwester sie oft vergebens ermahnt hatte, ihr zügelloses Leben zu bessern.

Freilich hätte Frau Menthe gern ihrer eigenen dürftigen Familie die Erbschaft zugewandt. Sie glaubte, als die einzige Schwester der Verstorbenen, ein unstreitiges Recht darauf zu haben, und ging deshalb zu einem Advokaten, dem sie die Sache vorlegte. Von diesem hörte sie aber, daß gegen das ungerechte Testament nichts, gar nichts zu machen sei. Sie hielt in diesem Augenblicke die nachgebliebene Waise, ein Kind von fünf Jahren, bei der Hand. »Nun wohl,« sagte sie bewegt, indem sie das Kind umarmte, »so nehme ich wenigstens das arme kleine Ge-

schöpf zu mir. Diese Erbschaft wird man mir nicht streitig machen. Ich kenne die harte Bäckersfrau, sie würde den armen Wurm in's Hospital schicken, und ich kann mich nicht entschließen, das Kind meiner einzigen Schwester seinem Schicksal zu überlassen.»

Der erstaunte Advokat stellte ihr vor, daß sie selbst zehn Kinder zu ernähren habe. »Wie?» sagte sie mit edlem Unwillen, »dies hilflose Geschöpf hat nicht begehrt, auf die Welt zu kommen; so muß es denn wohl ernährt werden, und Gott wird mir beistehen.» — Damit ging sie fort und die Waise war von diesem Augenblicke an ihr eigenes Kind; ob sie gleich selbst das neunzehnte Kind in ihrem Schooße trug.

Diese edle Handlung blieb nicht verborgen. Am 22. Februar 1783 gab die Freimaurer-Loge de la Candeur zu Paris ein herrliches Fest, an dem mehr als hundert vierzig Personen beiderlei Geschlechts Theil nahmen. Nach den gewöhnlichen Ceremonien rollte ein Vorhang im Hintergrunde des Saales auf, und man erblickte auf einem reich verzierten Throne die edle Obstverkäuferin, umgeben von ihren zehn Kindern, das eilfte angenommene zu ihren Füßen. Die ganze Familie war auf Kosten der Loge neu gekleidet.

Der Marquis von X, Meister vom Stuhl, trat auf und erzählte mit einfachen, aber um so rührendern Worten die schöne That des braven Weibes. Drei Damen vom ersten Range näherten sich ihr; die Erste setzte ihr eine Bür-

gerkrone auf das Haupt; die Zweite überreichte ihr eine Goldbörse, die Dritte einen Korb mit Kinderzeug für das neunzehnte Kind, welches sie erwartete. Hierauf nahm die Loge feierlich die kleine Waise an Kindesstatt an und verbürgte sich für deren Erziehung und Versorgung. Frau Menthe suchte ihre edle Scham zu verbergen. Alle Umstehenden vergossen süße Thränen.

Ein guter Rath.

Es gab vor alten Zeiten eine Sekte — man nannte deren Anhänger Pattaloringi, Tascodrugi — ihrer wird ausdrücklich im Codex Theodosianus im zehnten Gesetz, von den Ketzern, erwähnt, und ihre Versammlungen werden streng verboten. Dieses Verbot wird in unserm neuesten Codex schwerlich wiederholt werden, denn die Pattaloringi thaten nichts weiter als — schweigen, und das ist heutzutage eine Kunst, die nicht genug geübt werden kann. Es mag auch schon damals Dinge gegeben haben, bei welchen das Schweigen einem ehrlichen Manne außerordentlich schwer wurde, allein die Tascodrugi kamen einem solchen großmüthig zu Hilfe und legten ihm eine Art von Knebel in den Mund. Das jetzt regierende Oberhaupt der Tascodrugi ist der Tod, der im Nothfall mit einer geladenen Flinte bereit steht, die das Schweigen noch sicherer bewirkt als ein Knebel. — Aber der gute Rath? wo bleibt — Je nun, er versteht sich von selbst. Jedermann eile,

ohne Furcht vor dem Codex Theodosianus, in die Liste der Pattaloringi sich einschreiben zu lassen, damit ihm nicht etwa ein Linguarium zu Theil wird, ein Ding, von dem Seneca (de benef. c. 36.) spricht, als von einer Art von Kapsel für geschwätzige Zungen; oder damit er nicht einem Silentiarius in die Hände fällt, ein Hofbeamter, der in den kaiserlichen Palästen darauf sehen mußte, daß die Leute das Maul hielten, es mochte auch geschehen, was da wollte. (Wer mehr über diesen Gegenstand zu lesen wünscht, der verschaffe sich ein italienisches Werk über die Beobachtung des Schweigens bei den Alten, welches für die etruscische Akademie von Contonu geschrieben und 1782 in Neapel gedruckt worden.)

Mittel gegen die Liebe.

»Ein arroganter Titel?« — Ja, wahrhaftig! allein der Herausgeber ist unschuldig daran. Es hat in allem Ernst einen Arzt gegeben, der in allem Ernst ein Buch unter folgendem Titel geschrieben: »Von der Leidenschaft der Liebe, ihren Ursachen und den Mitteln, sie zu heilen, indem man sie als eine Krankheit betrachtet.« Der Mann ist ein Engländer, bezeichnet sich aber nur durch die Buchstaben M. F., vermuthlich weil er seiner Sache nicht recht gewiß ist.

Von Alters her haben die Dichter viel Gutes und viel Böses von der Liebe gesagt; die Moralisten nur das letztere. Beide haben den Menschen nichts weiter geliefert,

schlechte Verse und unnütze Moral. Herr M. F. hat sich einen ganz neuen Weg gebahnt; er ist weder Dichter noch Philosoph, sondern *Arzt*, und betrachtet die Liebe blos *als eine Krankheit*. Das ist pikant, aber es klingt ein wenig traurig. Indessen sind doch weder die Gedanken noch der Stil des englischen Herrn Doktors so düster, als man vermuthen sollte, ja er scheint gar nicht übel disponirt, selbst krank zu werden, vielleicht um die Wirksamkeit seiner Mittel an sich selbst zu versuchen. Die Damen dürfen also nicht vor ihm erschrecken. Sie mögen ihn gefällig anhören. Nachher haben sie immer noch die Wahl, ob sie sich lieber an die Krankheit oder an die Arzenei halten wollen. Fast befürchte ich, es werde dem Herrn M. F. gehen wie den Reliquien jenes Heiligen, die überall, wo sie durchpassirten, Gichtbrüchige heilten. Ein paar solche arme Teufel, die von ihrer Gicht lebten, machten sich aus dem Staube, um nicht wider Willen geheilt zu werden. So gibt es auch Liebeskranke, die gar nicht geheilt sein wollen.

Herr M. F. beginnt mit einem Kampfe gegen die Meinung: daß *Aehnlichkeit* die Mutter der Liebe und Freundschaft sei. Er verspottet diese Meinung, weil sonst ein häßlicher Mann sich auch immer in eine häßliche Frau verlieben müßte. Allein da ist er in einen großen Irrthum verfallen, denn es ist wohl noch Niemanden in den Sinn gekommen, jene Aehnlichkeit als ein *physisches* Anziehungsmittel darzustellen, und etwa zu behaupten, daß ein Kahlkopf am liebsten eine kahlköpfige Schöne wähle; son-
man hat blos von der *moralischen* Aehnlichkeit der

Denkungsart und Neigungen gesprochen. Folglich hätte er das Brechen dieser Lanze sich ersparen können, sammt allen Beispielen, die er anführt, unter andern von Personen, die eine außerordentliche Neigung auf Thiere geworfen haben. Er erinnert uns bei der Gelegenheit an eine Stelle im Homer, die man nicht ohne Betrübniß wiederholen kann. Die treue, zärtliche Andromache nämlich, diese trostlose Witwe, welcher Racine die Worte in den Mund legt:

Ma flamme pour Hector fut jadis allumée;
Avec lui dans sa tombe elle s'est enfermée.

liebte doch eigentlich die Pferde ihres Gemahls weit mehr, als den Herrn Gemahl selbst.

Nicht in den verschiedenen Temperamenten, sagt M. F., muß man den Ursprung der Liebe suchen, sondern einzig im Gehirn. (Dadurch wird freilich unsere poetische Mythologie etwas verrückt.) Die Fibern des Gehirns empfangen stärker oder schwächer den Eindruck der Liebe, und pflanzen ihn, durch die Nerven, bis zum Herzen fort. Es gibt Leute von so sanftem, zärtlichen Charakter, daß sie alle Menschen lieben, mit denen sie umgehen; und wiederum andere, von so trockenem, harten Karakter, daß auch die ausgezeichnetesten Verdienste sie nicht rühren. Die erstern (es ist stets M. F., welcher redet) gefallen mir nicht, allein die letztern verabscheue ich; sie lieben nur sich selbst (wie Herr Merkel), den ersten mangelt Klugheit, den letztern Vernunft.

Dann bestreitet der Verfasser Baco's Meinung,

die Liebe eine niedrige, großen Seelen fremde Leidenschaft nennt, und führt zum Beispiel des Gegentheils den Alcibiades, Demetrius den Eroberer, vorzüglich aber Heinrich den Vierten an, der bei aller seiner Tapferkeit und Großherzigkeit doch immer verliebt war. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der ein Halbgott blieb, ob er gleich Omphalens Spinnrocken abspann. Heinrich der Vierte soll sich einst in einen Bauer verkleidet, und mit einem Bund Stroh auf dem Rücken zu der schönen Gabriele geschlichen haben. (Herr M. F. sagt nicht, unter welchem Vorwand Heinrich der schönen Gabriele ein Bund Stroh brachte.) Ob nun gleich die Liebe mit dem Heldenmuth vereinbar sei, so werde sie doch auch oft die Quelle großer Schwachheiten, wovon abermals Heinrich der Vierte das Beispiel liefert. Denn als, nach der Schlacht von Coutras, Prinz Condé ihm rieth, den Feind zu verfolgen, ging er lieber nach Gascogne, um die Gräfin von Guise zu sehen, und verlor dadurch die Frucht des Sieges.

So wenig Baco in gutem Kredit bei dem Herrn Doktor steht, so wenig auch Barclay, welcher wieder auf der andern Seite zu weit geht, und behauptet: nur große Seelen wären der Liebe fähig. Es ist wahr, sagt dieser Arzt, die Liebe flößt Muth ein, aber nur für solche Unternehmungen, die auf Befriedigung der Liebe abzwecken. Das ist derselbe Fall bei allen andern herrschenden Leidenschaften. Der Habsüchtige, sei er auch von Natur furchtsam, scheut das stürmische Meer nicht, um Gewinnstes willen; der Ehrgeizige zieht in den Krieg, um Ruhms willen.

Nun kommt er auf die Mittel gegen die Liebe, und ereifert sich gegen diejenigen, die es für leicht halten, sie zu kuriren, wenn nur der Kranke kein erbärmlicher Schwachkopf sei. Polican, sagt er, wird von Erasmus ein himmlischer Geist, ein Wunder der Natur genannt, und doch starb er aus unüberwindlicher Liebe zu einem Freudenmädchen. Im hitzigen Fieber ergriff er seine Laute, und sang ein Liedchen auf die Schöne, welches er selbst gedichtet hatte. Beim zweiten Verse hauchte er den Geist aus. — Daß aber ein zärtliches Herz immer in einem geistreichen Menschen wohne, gibt der Herr Doktor auch nicht zu; versichert hingegen, daß er einen unempfindlichen Menschen nie für geistreich halten werde. — Die Heilung der Liebe hält er für möglich, aber schwer. Die natürlichen Mittel scheinen ihm unzureichend; über Aderlässe und Abführungen, die man bisweilen dagegen verordnet habe, machte er sich lustig. Abwesenheit könne nur gegen eine entstehende Leidenschaft wirken, auch wären die Meisten nicht gerade in der Lage, sich entfernen zu können, wenigstens nicht lange genug. Ein drittes Mittel sei: die Aufmerksamkeit auf fremde Gegenstände zu heften. Allein der Verliebte, der das kann, ist nicht mehr verliebt; nicht einmal der Schmerz könne die Leidenschaft der Liebe mildern. Das beweise Karl der Vierte, Herzog von Lothringen, der sich sehr heftig in die Tochter eines Bürgermeisters von Brüssel verliebt hatte. Eines Tages befand er sich mit ihr und der Mutter des schönen Mädchens auf einem Balle. Da er seine Liebe vor Nie-

manden verhehlte, so bat er die Mutter, in Gegenwart der zahlreichen Ballgäste, um Erlaubniß, der Tochter mitten im Saale zwei Worte in's Ohr zu sagen. Die strenge Mutter verweigerte es, da erbot er sich, nur so lange mit der Geliebten zu reden, als er eine glühende Kohle in der Hand halten könne. Das wurde ihm zugestanden um der Seltenheit willen. Er trat zu dem Mädchen, ergriff eine glühende Kohle, und — da sein Herz vermuthlich noch stärker glühte als die Kohle — so dauerte die Unterredung so lange, daß die Mutter weit eher die Geduld verlor, als der Herzog fühlte, daß er sich verbrenne. Verbrannt hatte er sich aber wirklich tüchtig. Doch ist zu vermuthen, daß er, durch diese schmeichelhafte Verachtung des Schmerzes, einen brennenden Funken in die Brust des Mädchens warf.

Der Herr Doktor bestreitet noch mehrere, von Dichtern oder Moralisten vorgeschlagene Mittel, und kommt denn endlich auf das seinige. Meine Damen, ich bitte um Aufmerksamkeit.

Vorausgesetzt, daß nicht blos die Gegenwart der geliebten Person, sondern auch das Andenken an dieselbe die Liebe in uns erweckt und nährt, so muß man das Mittel dagegen in der Einbildungskraft suchen. Das heißt: wenn das bloße Bild des Gegenstandes Gewalt genug hat, um die Fibern des Gehirns zu bewegen, und Leidenschaft zu erwecken, als ob der Gegenstand wirklich vorhanden wäre; so kann man diese Bewegung verändern, mildern, schwächen, wenn man nell durch einen andern Gegenstand, den

man sich vorstellt, eine verschiedene Leidenschaft reizt. Zum Exempel: ein Verliebter sieht jetzt sein Mädchen und ist entsetzlich verliebt; aber in diesem Augenblicke schlägt der Donner neben ihm ein, oder sein Feind geht mit bloßem Degen auf ihn los, so bewirket das ganz sicher eine andere Bewegung in seinem Gehirn, wodurch die erste zerstreut oder unterdrückt wird; die Fibern des Gehirns theilen es den Nerven des Herzens mit, und Schrecken tritt an die Stelle der Liebe. Folglich soll ein Jeder, der seine Liebe gern los sein möchte, sich irgend einen abscheulichen Gegenstand wählen, und diesen in seine Einbildungskraft so fest mit seiner Liebe zusammen ketten, daß er nie die eine ohne den andern sich vorstellen kann. Das — meint der Herr Doktor — werde endlich zur Gewohnheit werden, und nach und nach die Liebe gänzlich vernichten.

Ja, das meint der Herr Doktor; ich aber meine es nicht. Denn von diesem Mittel gilt eben das, was er selbst schon weiter oben eingewandt hatte, der Liebhaber nämlich, dem noch Unbefangenheit genug übrig bleibt, um das Bild seiner Geliebten mit irgend einem andern Bilde zusammen zu stellen, der hat überhaupt von seiner Leidenschaft wenig zu fürchten.

Ja, wenn blos von der Wollust die Rede wäre, dann möchte das vorgeschlagene Mittel hinreichen, und wird auch in der That schon längst mit Nutzen gebraucht, denn wie Mancher entschlüpft der Wollust, so reizend sie ihm auch vorkommt, blos durch die Vorstellung der damit verbundenen schrecklichen Folgen. Allein die Liebe, diese Welt

des Herzens, läßt keine andere Vorstellung zu, als ihre eigene, eben weil sie die ganze Welt, und außer ihr nichts vorhanden ist.

Die Damen — die Repräsentantinnen der Liebe — dürfen daher ganz ruhig sein, Herr M. F. wird durch sein Arcanum die schöne Krankheit nicht heilen, an der wir so gern in ihren Armen sterben.

Ein Versuch über die Geschichte.

(An Essay on history.)

Diesen Gegenstand hat der Engländer Hayley in drei poetischen Episteln an den berühmten Geschichtschreiber Gibbon abgehandelt. Sein Zweck ist, zu zeigen, welch ein außerordentlicher Zusammenfluß von Talenten bei einem vollkommenen Geschichtschreiber Statt finden muß, und daß gewissermaßen keine Eigenschaft des Geistes und Herzens ihm fehlen dürfe.

In der ersten Epistel zeigt er die innige Verbindung der Geschichte mit der Dichtkunst (und zeigt der Nachwelt, daß wir sogar schon in Bülletins die Dichtkunst mit der Geschichte zu verbinden wissen). Die Alten haben diese Materien nur flüchtig berührt, Lucian und Dionys von Halicarnaß ausgenommen.

Dann kommt er auf die Vortheile, welche das Studium Geschichte gewährt — (Sie bestehen bekanntlich darin: in Gelehrter an seinem Schreibepult sich die Zeit damit

vertreibt, und ein Fürst auf seinem Throne mit keiner Silbe darnach frägt) — und erzählt, mit ziemlich viel poetischem Schwulst, wie dieses Studium bei den Egyptiern entstanden. »Die Magie erfand ihre Hieroglyphen, die Priester sammelten die alten Fabeln, und webten daraus den Schleier ihrer Religion; ein glänzendes Gewebe, welches der Aberglaube als einen Gürtel um sich wand, und die bezauberte Welt anbetend zu seinen Füßen erblickte. — In diesen trügerischen Schleier wickelte die Zauberin die zarten Glieder der Geschichte, die mit ihrer Kinderstimme nur noch die Fabeln lallen konnte, mit welchen ihre Decke bemalt war. Endlich zog die griechische Freiheit die gefangene Nymphe aus den finstern egyptischen Kerkern, zerriß nach und nach den lästigen Schleier, enthüllte ihre natürlichen Reize, lehrte sie die Sprache der Wahrheit und Weisheit — lehrte sie mit großen Zügen die Schlachten malen, durch welche die Griechen unsterblich geworden.«

(Was Schlachten betrifft, so möchte die gute Nymphe wohl nie die Sprache der Wahrheit weniger geredet haben, als wenn sie griechische Bülletins schrieb. Man vergleiche doch einen Augenblick unsere Zeit mit der damaligen. Selbst in unsern Tagen — wo nur gebildete Nationen gegen einander auftreten, deren jede ihre Schriftsteller hat — werden dennoch blos die Schlachtberichte einer Nation als wahr angenommen, und tausend Stimmen, zum Beispiel, rufen, schreien, wiederholen, daß die Franzosen die Schlacht bei Eylau gewonnen, ja es wird sogar auf Leinewand gepinselt zum ewigen Gedäch

niß. Wenn solche Irrthümer sich jetzt in die Geschichte schleichen können, wo doch noch hie und da ein besser Unterrichteter laut widerspricht, wie viel mehr bei den Griechen, wo Niemand widersprach, weil, außer ihnen, Niemand zu schreiben verstand. Folglich würden sie auch jeden Widerspruch mit der Bemerkung abgefertigt haben, der Schriftsteller sei von den Persern bestochen worden, allein die Nachwelt hätten sie nicht täuschen können, da hingegen das Monopol der Geschichte (wie heutzutage das Monopol der Zeitungen) sie in den Stand setzte, uns weiß zu machen, was ihnen beliebte.)

Dann schildert Hayley die Fortschritte dieser edlen (herabgewürdigten) Kunst unter den Griechen, und stellt schön gemalte Portraits der berühmtesten römischen und griechischen Geschichtschreiber auf, nur sind die Farben bisweilen etwas grell. So zum Beispiel sagt er vom Herodot: »seine Reize glichen den Reizen der von ihm gefeierten Königin, deren Muth die persische Flotte zu erröthen zwang, und in der Xerxes etwas Uebermenschliches erblickte.« — Ich will mich nicht einmal bei einer rothwerdenden Flotte aufhalten, aber um's Himmelswillen, welche Aehnlichkeit gibt es zwischen Herodot und der Artemisia? — Doch es ist schon der Mühe werth, das poetische Gemälde vom Herodot ganz zu liefern: »Sanft wie das Murmeln eines Baches, dessen klare Wellen durch freundliche Thäler sich schlängeln, fließt üppig sein homerischer Stil; die Musen selbst geben seiner Prosa Wohlklang; und gleich die blinde Leichtgläubigkeit in dem dicken Nebel,

der von den egyptischen Fluren aufsteigt, seine Schritte irre leitet, so malt er hingegen, entfernt von diesen Gefilden, durch Vaterlandsliebe befeuert, das ungestüme Hereindringen der Perser, und, von der Fackel der Wahrheit erleuchtet, pflanzt er eine würdige Trophäe der spartanischen Tapferkeit. Seine entzückten Mitbürger strömen scharenweis in das olympische Thal, um die schmeichelnde Erzählung ihrer Siege zu vernehmen; wackere Krieger, auf ihre Lanzen gelehnt, horchen aufmerksam den Zaubertönen, und begrüßen jauchzend mit tausend Stimmen den Herold des vaterländischen Ruhms!» — (Zumal da kein Perser gegenwärtig war, der ihm widersprechen konnte.)

In demselben Geschmack sind die Portraits von Thucydides, Xenophon, Polybius, Sallust, Livius und Tacitus gezeichnet. Die Werke des letztern vergleicht Hayley mit der berühmten, verstümmelten Statue des Michel Angelo. „Finster, reißend im Lauf, beseelt von einer heiligen Wuth, überläßt sich der satyrische Tacitus tiefen Betrachtungen. Sein Auge dringt bis in die geheimsten Falten der Seele, und erspäht dort den versteckten Wurm, der an der Blüte nagt. In einem Jahrhundert des Verderbens läßt seine Donnerstimme den kaiserlichen Uebermuth das Lob der Freiheit hören, und er wagt es, dem Verbrechen eine trotzende Stirn zu zeigen.

Einige Betrachtungen, welche Hayley über den Verfall der Wissenschaften anstellt, führen ihn auf die Geschichtschreiber des orientalischen Kaiserthums, deren letzter Anna Commena, Tochter des Kaisers Alexis und d

Kaiserin Irene war. Sie blühte gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, und schrieb die Geschichte ihres Vaters in fünfzehn Büchern. Da diese Fürstin — ein Phänomen am literarischen Horizont — eben nicht allgemein bekannt ist, so möge auch ihr Portrait, von Hayley gemalt, hier Platz finden.

»Während die Klosternacht mit dicker Finsterniß das zertrümmerte Reich der Geschichte bedeckte; während der verstümmelte Koloß der römischen Größe in den unglücklichen Mauern Konstantins niederstürzte und gleich einem sterbenden Fechter auf die entnervte Faust sich stützte; während der wilde Türke und die rohen Kinder Thor's, gleich neuen Titanen, einen gottlosen Krieg gegen die Künste führten; während die Wissenschaft, ihr Strahlenhaupt verhüllend, flieht, wie Jupiter vor den Giganten; was erblicke ich! eine zweite Minerva, alle Reize und Vorzüge ihres Geschlechts vereinend, schützt den Thron der Wahrheit. Bezeichnet mit dem königlichen Namen der Commenen, wird ihr attisches Gewand von dem Gürtel der Schönheit umschlungen. Schönes Gestirn der Weisheit! dessen herrliches Licht mitten durch die Wolken der schrecklichsten Nacht dringt! Dein Genie, obgleich im Purpur erzogen, zerbrach die Fesseln des Stolzes. Im Forschen nach Weisheit suchtest du Trost gegen das Unglück, welches dein königliches Geschlecht traf; rettetest du das Andenken an die Tugenden deines Vaters. Dennoch vergaß die Tochter nie die Pflichten des Geschichtschreibers. Lange verbarg die neidische Hand der Vergessenheit das schöne

Werk, dessen Plan die Tugend entwarf; doch es ist endlich aus der Dunkelheit hervorgezogen und glänzt nun, ein köstliches Denkmahl der Talente eines Weibes! Die Muse der Geschichte stellt dich zu denen, welchen sie selbst ihren Geist einhauchte, und du beschließest die lange Reihe von Schriftstellern, welche auf diesem Schauplatze des Ruhmes Lorbeern pflückten.» — (Man sieht, daß, wenn Anna Commena noch lebte, der Verfasser sich wahrscheinlich in sie verliebt haben würde.) Doch muß man auch bekennen, daß diese Prinzessin wohl verdiente, eben so zärtliche als heftige Empfindungen einzuflößen. Denn nichts ist interessanter, als die Schilderung ihres Charakters und ihrer Leiden, die sie selbst, in der Vorrede zu ihrer Geschichte, uns hinterlassen hat. Dies kostbare Ueberbleibsel des Alterthums wurde 1610 zum ersten Male gedruckt.

In der zweiten Epistel beschäftigt sich Hayley mit den neuern Geschichtschreibern. Er decket die Fehler in den Werken der Mönche auf, erkennt aber auch, wie viel wir ihnen verdanken. Dann wirft er einen Blick auf die Ritter- und Romanenzeit, den er aber bald wieder abwendet, um ihn ganz auf die Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, auf das Jahrhundert Leo des Zehnten, zu heften. Hier nennt er nach einander die berühmtesten Geschichtschreiber, welche Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und England bis zu unsern Zeiten geliefert haben. (Von Deutschland sagt er kein Wort.) Er skizzirt die Gemälde von Machiavel, Guichardin, Davila, Fra Paolo, dem Bisch-

Osorius, dem Jesuiten Mariana, dem Präsidenten Thou, Voltaire, Clarendon, Burnet, Rapin, Hume und Lyttleton. Unter allen diesen Namen möchte wohl keiner meine Leser mehr interessiren, als der Name Voltaire. Da, besonders unter uns schwerfälligen Deutschen, Voltaire, als Geschichtschreiber, so oft verhöhnt worden, so ist es seinen Verehrern doppelt angenehm, das Urtheil eines Britten über ihn zu hören.

»Die Natur warf einen freundlichen Blick auf Voltaire; sie gab ihm Kraft und Leichtigkeit; sie wollte, daß er, von Anacreon's Feuer beseelt, mit achtzigjähriger Hand noch in die Leier greifen sollte. Ach! die Töne sind verhallt, die so lange unser Ohr entzückten; der Geschichtschreiber ist erstaunt, der Dichter singt nicht mehr! Ein enger Raum umschließt nun den Mächtigen im Gebiet der Wissenschaften! Unermüdeter Geist! deine lange Laufbahn ist geendigt; weder Ruhm noch Tadel erreichen mehr dein Ohr; doch vergönne mir, deinem Namen den gerechten Tribut zu entrichten; deine Irrthümer zu beklagen, deine Talente zu feiern.»

»Du strebtest nach dem Ruhme, den ganzen weiten Ocean der Wissenschaften zu durchschiffen, alle Küsten desselben zu erforschen, und wie oft hast du die köstlichsten Perlen zurückgebracht! wie oft hast du über das stürmische Meer triumphirt! bis endlich dein Schiff, von Stolz und Eitelkeit hin und her geschleudert, an dem Felsen des Unglaubens scheiterte. Doch mögen deine Irrthümer mit dir

begraben sein, und ein unverwelklicher Lorbeer aus deiner Asche empor sprießen. — Rasch wußtest du die Annalen der Welt zu durchlaufen, und, gleich einem geschickten Chemiker, den Geist herauszuziehen. Dein Genie gab der Geschichte den philosophischen Charakter, und erhub sie zum Sachwalter der Menschheit. Du schmücktest ihre ernste Stirn mit Blumen, du nahmst der Rose der Wissenschaft ihre Dornen.»

So schief und gesucht auch Manches in diesem Panegyricus sein mag, und so zufrieden unter andern die Ungläubigen lächeln mögen, daß Herr Hayley ihren Unglauben zu einem Felsen macht, da bisher die Moralisten ihn vielmehr mit einem lecken Schifflein verglichen haben — so ist doch nichts wahrer und verdienter, als der Ruhm, den Voltaire durch seine Universalgeschichte erworben. Die Zeiten sind vorbei, wo man so etwas nicht sagen durfte, ohne von Pedanten gesteinigt zu werden.

Hayley wendet sich nunmehr zu den englischen Geschichtschreibern, von welchen ich nur noch Hume's Portrait ausheben will. »Ein brennendes Genie, genährt in der Schule der Sophisterei, aber ein ruhiger Beobachter, mächtig der Kunst, Beifall zu entlocken, die böse Sache mit Kraft zu vertheidigen, und mit einem glänzenden Firniß alle Gegenstände zu überziehen; einen harmonischen Stil mit subtiler Dialektik verbindend; von Fabeln kunstreich überredend, Lügen mit dem Schleier der Mäßigung bedeckend; so wurde Hume der Liebling Aller. Doch schon

wankt der gebrechliche Bau seines Ruhmes unter den wiederholten Streichen der Freiheit.»

»Wähne nicht, erhabener Geist, daß diese Hände den Lorbeer von deinem Haupte zu reißen wagen, diese Hände, die, gleich einem Schilde, deine Gruft decken und den Thron der Beredsamkeit auf ihn errichten würden, wenn irgend ein Frevler sich ihr nahte. Aber das Heil der Welt verbindet Jeden zu der harten Nothwendigkeit, den unechten Weisen zu entlarven, dessen treulose Zunge die Freiheit verrieth, nicht achtend ihrer alten ewigen Gesetze. Gleich den betäubenden Säften Asiens, welche die Nerven entkräften, heimlich die Gesundheit untergraben, sind deine Schriften, verführerisch reizend, entnerven die Seele, während sie nur ihre Leiden zu mildern scheinen. Wenn du heuchlerisch gegen den Parteigeist deine Streiche richtest, so fühlen wir unsere Herzen befreit von der Neigung zu hadern, aber auch leer von Vaterlandsliebe. Deine Geschichte, eben so verwegen als deine Metaphysik, fällt in den wüthendsten Skepticismus, der in seinen fantastischen Träumen es wagt, die Tugend eines Hampden, die Muse eines Shakespeare anzutasten.» — Man sieht, Herr Hayley tadelt bisweilen eben so schielend, als er schwülstig lobt. Was soll das heißen, daß er, nachdem er Hume kein ehrliches Haar gelassen, doch seine Gruft mit einem Schilde bedecken und den Thron der Beredsamkeit darauf errichten will? — Warum nennt er es eine harte Nothwendigkeit, den unechten Weisen zu entlarven? — Mich dünkt, das sei ein angenehmes Geschäft.

In der dritten Epistel entdeckt der Dichter die Quellen der historischen Gebrechen: Nationalstolz, Eigenliebe, Parteigeist, Schmeichelei, Aberglaube und falsche Philosophie. Diese ganze Epistel ist etwas langweilig, doch es kommen auch schöne, echt poetische Stellen darin vor. So zum Beispiel die Schilderung der Verblendung durch Nationalstolz:

»Alle Gegenstände wollte die Geschichte in Schrecken hüllen, um diesem Stolze zu schmeicheln. Sie wachte nicht mehr, gleich einer Vestalin bei der Lampe der Wahrheit; sie schwang sich auf, gleich einer Zauberin, ließ Donner rollen, Blitze zischen; Blut regnen; erschütterte die Grundpfeiler der Natur; warf einen geheimnißvollen Schleier über die alltäglichsten Begebenheiten; ließ die Welt vor Weissagungen zittern. Auch durch sanftere Mittel wußte ihr schmiegsamer Geist die stolze Leichtgläubigkeit zu berücken. Sie erzählte, welche Götter in fernen Jahrhunderten den ersten Grundstein des Staates gelegt; sie zeigte den Platz, auf welchem ihre Schritte heilige Spuren hinterlassen, und pries die Thaten der göttlichen Stifter. So schritt sie über den Erdboden, gleich dem Rufe, zum Riesen emporwachsend, die ungeheuren Glieder streckend, das Haupt zum Olymp erhebend, und verschwand endlich mitten in der Himmelsklarheit.»

Nun zeichnet der Dichter das Bild des vollkommenen Geschichtschreibers, der freilich unter seiner Feder zum Halbgott wird, und noch geboren werden soll. Aber schö und wahr ist die Stelle — und ein treffliches Memento

unsern Tagen — wo er seinen ganzen Unwillen gegen die feilen Seelen aushaucht, welche die lebenden — oft nur vom Glück beim Schopf ergriffenen — Gewalthaber und Verbrecher, auf Kosten edler Todten preisen.

»Mögen,» so ruft er aus, »mögen feile Sklaven der Lüge und Ungerechtigkeit fröhnen. Um ihre lebendigen Götzen zu erheben, entweihen sie die Gräber der Todten. Halt ihr Gottlosen! betretet mit Ehrfurcht den Boden, in dessen Schooße ein tugendhafter Mensch ruht! Ja, die Tugend, sitzend neben der unverlöschlichen Fackel der Wahrheit, bewacht, gleich einer Vestalin, die ihr anvertraute Urne. Empört durch eure feige Keckheit, und bereit die Namen zu rächen, die ihr begeifern wollt, ruft sie aus der Tiefe: Hinweg, ihr Elenden! die ihr Todte verleumdet, um dem Stolze der Lebenden zu räuchern! Geht! schmückt euer schmutziges Götzenbild mit den schwachen Strahlen der heuchlerischen Anbetung; aber wähnt nimmer, durch eure knechtischen Satyren die Namen eines Cicero, eines Sidney zu besudeln.»

Der Dichter beschließt sein Werk, wie er es angefangen, mit einer Lobeserhebung Gibbon's, der ihm jedoch bei weitem nicht *fromm* genug ist. Er drückt diesen Tadel wirklich sehr zart aus. »Die *Demuth*,» sagt er, »diese Tochter der Religion, gleicht dem stummen Sohne des Crösus, der, beim Anblick der Gefahr, welche den Tagen seines Vaters drohte, plötzlich die Sprache wieder fand; die *Demuth* bricht das Schweigen, und, beseelt von kindlicher Liebe, ruft sie dir zu: *Ehre meine Mutter!*» —

Bild ist vielleicht das schönste im ganzen Gedicht,

welches übrigens — die allzukühnen Metaphern und den oft unübersetzbaren Schwulst abgerechnet — wohl verdient von den Deutschen näher gekannt zu sein; zumal in einer Zeit, wo wir keine andern Geschichtschreiber haben und haben dürfen, als feile Zeitungsschreiber, exempli gratia, den Herrn Schlange in Erfurt.

Erlaubte List.

Im Jahre 1780 segelte ein, mit Seide und Baumwolle reich beladenes Schiff von Smyrna nach Marseille. Unterwegs hatte es das Unglück, einem englischen Kaper zu begegnen, dem es nicht entwischen konnte. Der Kapitän, ein kalter Mensch, der die Geistesgegenwart nie verlor, als er sah, daß jeder Versuch zur Flucht unnütz sein würde, ließ seine ganze Equipage in den Schiffsraum hinabstürzen, und Niemanden auf dem Verdeck, als einen verschmitzten, wohlinstruirten Ragusaner.

Der Kaper näherte sich und feuerte eine Kanone ab. Der Ragusaner ließ ein weißes Tuch wehen zum Zeichen der Noth. Jetzt kam der Kaper noch näher, und schrie ihm zu, er solle die Flagge streichen. »Ach Gott! mein Herr,» antwortete der schlaue Italiener, »dazu hab' ich die Kraft nicht mehr. Kommt, nehmt das Schiff. Ich bin nur ein armer Passagier. Wir kommen von Smyrna. Der Kapitän und die halbe Mannschaft sind an der Pest gestorben. Unten im Raume liegen noch sechs Kranke, Gott weiß, o'

sie noch leben. Ich selbst befinde mich schon gar nicht wohl, und bitte Euch, um Gotteswillen mich zu retten!»

»Geh du zum Teufel!» schrie der Kaper, »ich wollte deinem Schiffe nicht zu nahe kommen, und wenn es alle Schätze Peru's trüge.» — »Aber ich bin ja nicht Euer Feind,» wimmerte der Ragusaner, »die Franzosen sind Alle todt, oder doch in den letzten Zügen. Laßt mich nicht hilflos!»

Da setzte der Kaper ein Boot aus, ließ ihm an einer langen Stange einige Bouteillen Weinessig reichen, und entfernte sich dann sehr schnell. — Am andern Tage lief das Schiff, auf dessen Verdeck jetzt Alles wimmelte und jubelte, glücklich in Marseille ein.

Neufchatel.

Coxe, in seinen Briefen über die Schweiz, erzählt allerlei von Neufchatel, dessen man sich jetzt wohl erinnern mag. Das kleine Ländchen, noch vor Kurzem Friedrich dem Großen unterthan, ist jetzt ein Steinchen in der Krone Napoleon des Großen. Ob dieses Steinchen seine antike Fassung behalten, weiß ich nicht. Vormals war Neufchatel eine sehr beschränkte Monarchie, eine Regierungsform, die nicht Jedermann gefällt; aber so beschränkt, daß es einem Fremden sehr schwer wurde, die Vorrechte des Fürsten unter der Menge der Volksfreiheiten zu erkennen. Viele der letzteren sind blos auf das alte Herkommen gegründet. Da-

hin gehört unter andern das politische Gesetz: daß der Fürst einzig und allein als in Neufchatel residirend betrachtet und von keinem andern seiner Verhältnisse Notiz genommen wird. Daraus fließt denn auch das Recht jedes Bewohners von Neufchatel, fremde Militärdienste zu nehmen, wo und bei wen er will, wenn der fremde Fürst, unter dessen Fahnen er sich stellt, nur nicht mit seinem Herrn, als Fürsten von Neufchatel, im Kriege begriffen ist. Der König von Preußen konnte mit der ganzen Welt Krieg führen, das ging die guten Leutchen nichts an, sie rührten keine Hand, um einen Degen für ihn zu ziehen, oder sie zogen den Degen auch gegen ihn, wenn sie Lust dazu hatten. Coxe erzählt davon ein Beispiel, welches er aus dem Munde dessen gehört hat, dem die Begebenheit widerfuhr. In der berühmten Schlacht bei Roßbach (wenn anders die Deutschen sich ihrer noch erinnern) wurde ein fremder Offizier in französischen Diensten gefangen. Er hatte sich so brav gehalten, daß der König ihn sehen wollte. Er mußte seinen Namen, sein Vaterland nennen.

»Sie sind mein Unterthan,« sagte Friedrich, »und Sie tragen die Waffen gegen mich?«

»Sire,« antwortete der Offizier, »ich bediene mich blos meiner Rechte als Eingeborner von Neufchatel.«

Der König schrieb sogleich an seinen Residenten nach Neufchatel, und begehrte, man solle dies unschickliche Recht abschaffen. Sein Brief wurde dem Volke vorgetragen. Die drei Gemeinden von Neufchatel, Londeron und Bondry weigerten sich ausdrücklich, diesem Privilegium zu ent-

schloß, sich unvergänglichen Ruhm zu erwerben, indem er das Ypsilon von dem usurpirten Ehrenplatze verjagte, und es zwischen das X und Z verwies, wohin es von Gott und Rechtswegen gehörte. Allein es entstand ein gräßlicher Spektakel. Die Schulknaben widersetzten sich förmlich, die Väter ergriffen die Partei ihrer Kinder. Es mußten einige hundert Dragoner geschickt werden, um die Ruhe wieder herzustellen und das verwegene Ypsilon im Zaum zu halten.

Die Deutschen sind aber nicht immer so widerspenstig. Als das Ypsilon der deutschen Reichsverfassung, durch einen neuen Schulmeister, ganz und gar aus dem politischen Alphabet herausgeworfen wurde, rührte sich kein Mensch. Das kam daher, weil die deutschen Uhren alle zu spät geschlagen hatten.

Ein Holländer an die Britten.

Das ist der Titel eines Büchleins, welches 1781 herauskam und in unsern Zeiten wohl eine neue Auflage zu erleben verdiente. »Es ist Zeit,« sagt der ehrliche Holländer, „die Verleumdungen eurer Zeitungsschreiber zu vernichten; es ist Zeit, der Welt zu beweisen, daß — weit entfernt, euch als unsern Freunden, Beschützern und Wohlthätern Dank schuldig zu sein, wir vielmehr euch hassen üssen um des Haders willen, den ihr uns jeder Zeit er-kt, um der ungerechten Grenzen willen, die euer Ehr-

geiz unserm Handel setzen will; um der Usurpationen unserer Domainen; kurz, um eures ganzen abscheulichen Sistems willen, unsern Handel und unsere Macht zu vernichten. Diese Beschuldigungen sind nicht aus der Luft gegriffen, sie gründen sich auf Fakta.»

Diese Fakta schöpft nun der Ankläger aus der Geschichte. »Karl II.,» sagt er, »neidisch auf unsere Seemacht, beeiferte sich, während seiner ganzen Regierung, sie zu schwächen. Auf seinen Befehl brach sein Bruder, der Herzog von York, den Frieden und schickte eine ansehnliche Flotte nach Afrika, um die Holländer aus verschiedenen Besitzungen zu vertreiben. Dieselbe Flotte segelte alsdann nach Amerika und bemächtigte sich Neu-York (damals Neu-Belgien), eine schon wichtige Kolonie, die euch jetzt entreißen zu wollen ihr uns vorwerft, als ob es jemals strafbar wäre, ein Eigenthum zurück zu fordern, welches ungerechter Weise geraubt worden. Holland, stets Mäßigung liebend, begnügte sich, seine Klagen an allen Höfen zu verlautbaren. Was bewirkten diese Klagen? — Ihr stelltet euch, als sei die Sache ohne euer Wissen geschehen; ihr ließt euren Admiral in Verhaft nehmen; eine politische Komödie, die uns nichts half.» — (Ei, ei, mein Herr Holländer! da bewirkten doch die Klagen allerdings etwas. Meinen Sie denn, daß heutzutage Niemand zu klagen hätte? aber nicht einmal eine Komödie zu spielen hält man der Mühe werth. Die noble Unverschämtheit ist an der Tagesordnung. Den-

ken Sie nur an Dänemark und — noch an einige andere Länder.)

„Denn in den folgenden Jahren machtet ihr es nicht um ein Haar besser. Ihr nahmet unsere Schiffe in den Häfen von Norwegen; ihr drücktet unsern Handel auf alle Weise; ihr verhetztet die benachbarten Mächte, uns den Krieg zu erklären; ihr verbandet euch sogar mit den elenden Algierern, um nur eure Rache und euren Ehrgeiz zu sättigen.»

(Es erweckt in der That kein günstiges Vorurtheil für England, wenn man dieselben Klagen fast in jedem Jahrzehend erneuern hört. Aber verdient England allein solche Vorwürfe?)

Der Holländer fährt fort und erinnert an die traurigen Zeiten der Republik, wo sie, auf Anhetzen der Engländer, durch eine Tripelallianz an den Rand des Abgrundes geführt wurde; wo die treulosen Urheber des Kriegs einen Separatfrieden schlossen, und dann plötzlich, ohne vorhergegangene Erklärung, eine Kauffahrteiflotte von zwei und siebzig Segeln wegnahmen. Er erinnert an den Ryswicker Frieden, wo Holland, welches sich erschöpft hatte, um England zu unterstützen, dennoch dessen Interesse aufgeopfert wurde.

»Es genügte England nicht, sich den Alleinhandel in allen Theilen der Welt zuzueignen, es fand auch Mittel, unsern Handel mit Portugal zu ruiniren. Seit 1703 durfte es ausschließlich sein Tuch nach Portugal bringen und Wein von dort ausführen, unter der Bedingung, daß der

Wein geringere Abgaben entrichten sollte, als der französische. Als ihr diesen Traktrat abschloßt, bandet ihr den Portugiesen die Hände, verschloßt ihre Häfen allen fremden Nationen, übtet gegen jene ein empörendes Monopol, erlaubtet euch gegen diese die schwärzesten Ungerechtigkeiten; denn jedes Mittel zu eurem Zweck schien euch rechtmäßig.» (Mein Herr Holländer, das scheint einem Jeden so, der die Gewalt in Händen hat.)

»Ihr fragtet wenig nach dem Beifall oder dem Geschrei der ganzen Welt» — (kein Machthaber fragt jemals darnach) — »euer Handel wuchs, eure Manufakturen mehrten sich, das Gold des Tajo floß in großen Wellen nach eurer Insel — (ils sont passés ces jours de fête) — und zufrieden lächelnd saht ihr den Untergang der holländischen Manufakturen.» (In der That haben die Engländer seit 1703 jährlich für fast drei Millionen Thaler mehr in Portugal eingeführt, als von dort ausgeführt. Wenn die Holländer ein Stück Tuch dahin sandten, so verkauften die Engländer vierzig.)

Der Verfasser zeigt, daß im Frieden wie im Kriege England stets seinem Sistem des Alleinhandels treu geblieben. »Diese abscheuliche Herrschsucht war es auch, welche es bei seinem Bruch mit Schweden leitete. Meer und Handel standen in diesem Kriege den Holländern offen, dennoch gab es keine Art von Ungerechtigkeit und Schändlichkeit, die man sich nicht gegen die Schiffe der Republik in den nordischen Gewässern erlaubt hätte. Die Feder ermüdet, sie Alle aufzuzeichnen. Wie oft habt ihr unsere Flag-

insultirt! Wie viele unserer Schiffe hat eure Admiralität ungerechterweise kondemnirt! Wie viele vergebliche Klagen haben wir an eure Minister gelangen lassen! Wie künstlich sind sie ihnen ausgewichen! Wie übermüthig haben sie sie verworfen! Kurz, mit welcher Geringschätzung habt ihr uns überall behandelt!»

»So glaubt denn dieses thörichte Volk, das Blut, welches unsern Staat gründete, fließe nicht mehr in unsern Adern?» — (Wenn die Engländer das glauben, so haben sie wohl so ganz Unrecht nicht.)

»So glaubt ihr, es gebe keine Helden wie Tromp und Ruyter mehr unter uns?» — (Nein fürwahr, die sucht man jetzt in Holland vergebens, und alle die schönen Phrasen, welche noch folgen, entlocken in unsern Tagen dem Leser nur ein Lächeln. Aber der Zuruf, den der ehrliche Holländer zum Schluß an die Britten richtet, mag auch noch heute gelten, und wenn etwa noch eine andere Nation, außer den Engländern, diesen Zuruf mit auf sich deuten will, so habe ich nichts dagegen.)

»Hört die Stimme eines alten Freundes, der euren Untergang zuvorkommen und der Welt neue Schlachten, neue Gräßlichkeiten ersparen möchte. Schaut um euch, was erblickt ihr? Zahllose Bankerotte, verödete Manufakturen, eine seufzende Industrie, einen zerstörten Ackerbau — Millionen Unglückliche, die mit lautem Geschrei Frieden und Brot heischen. Im Schooße eurer Hauptstadt selbst vertrocknen die Quellen des Wohl-

standes. Der schüchterne Kapitalist verschließt sein Gold, die Nationalschuld wächst ungeheuer.»

»Noch immer gibt es einige Rasende, die Krieg und Blut predigen, allein betrachtet die bleichen, vertrockneten, mit Jammer überzogenen Gesichter ihrer Zuhörer, denn Auflagen, Theurung, Geldmangel sind die unseligen Folgen des Krieges — Armuth gebiert Verzweiflung. Werft eure Blicke auf das Meer, auf die neue Welt, auf Bengalen — das durch einen kaufmännischen Despotismus entvölkerte Bengalen, welches Freiheitsliebe und Tirannenhaß euch früh oder spät entreißen werden — (vielleicht auch Tirannenliebe und Freiheitshaß) — überall fließen Blutströme; das Meer ist mit Schiffstrümmern bedeckt; ansteckende Seuchen folgen den Flotten (und Armeen) und gesellen sich zu Schwert und Blitz, um das Menschengeschlecht auszurotten. Die empörte Natur selbst scheint die jetzige Generation verschlingen zu wollen.» (Eine Anspielung auf die damaligen Erdbeben. Man muß gestehen, daß die Natur sehr übel gethan hat, ihren Vorsatz nicht auszuführen.)

»O ihr Menschen! weit grausamer als Tiger! werdet ihr denn nimmer aufhören, eure verbrecherischen Hände gegen eure Brüder zu bewaffnen? ist das Leben nicht kurz genug? ist des Elends im Leben nicht genug? warum es vervielfältigen? warum den Augenblick eures Untergangs beschleunigen? wie lange noch wird ein höllischer Dämon euch in Schlachten stürzen, oder das Meer — nur

bestimmt zwei Welten zu vereinigen — deren Bewohner verschlingen?»

»Und ihr Engländer .... (ich lasse hier Platz für mehrere Nationen) ihr, als ein aufgeklärtes Volk, hört die Stimme der Vernunft! Ihr, eine handelnde Nation, bedenkt, daß nur der Friede euch nährt. Gebt euren Nebenbuhlern ein schönes Beispiel; laßt den Donner schweigen; entsagt dem Geist der Tirannei; laßt auf dem Meere Freiheit herrschen — (warum nicht auch auf dem Lande?) gebt euren Brüdern die Ruhe wieder; laßt in ihren Hafen die Flagge aller Nationen wehen; schwört vor allen Dingen diese Antipathie, diesen Haß ab, den ihr gegen eine Nation hegt, die euch hochschätzt, euch liebt; mit einem Worte: seid die Friedensstifter der Welt, daß sie euch ihr Glück verdanke. Gelänge es euch, sie in Fesseln zu schmieden, so würde sie ewigen Haß euch weihen!»

Der Holländer hat Recht — (oder vielmehr der verkappte Franzose, denn man merkt sehr bald, daß der Verfasser kein Holländer ist) — also er hat Recht und abermals Recht. Aber — wenn nun die Engländer wirklich gedemüthigt werden, wie sie es verdient haben — wenn sie wirklich allen ihren übermüthigen Ansprüchen auf Alleinhandel und Herrschaft über die Meere entsagen müssen — werden wir übrigen — das heißt neun und neunzig Menschen von hundert — darum besser fahren? — Man kann es nicht oft genug wiederholen: der Mensch ist und bleibt so ganz Mensch, daß er den Mißbrauch von Gewalt nie zu scheiden im Stande ist. Die Herr-

schaft über die Meere wird einem andern Herrn zufallen, und wenn dieser Andere mächtig genug ist, alle dieselben Ansprüche, welche die Engländer so verhaßt gemacht haben, selbst durchzusetzen, so wird er es wahrlich nicht unterlassen.

Apios Americana.

Mustel, in seinem Traktat über die Vegetation, beschreibt eine amerikanische Pflanze, welche die Damen zu ihrem Sinnbild wählen sollten. Sie schießt schlank und geschmeidig in die Höhe wie der Hopfen, und man gibt ihr auch eine Stange wie dem Hopfen. Diese Stange sei von welchem Holz sie wolle, die Pflanze schlängelt sich augenblicklich darum; reißt man sie los, und entfernt die Stange ein wenig nach Norden oder Süden, so findet man die getreue Pflanze doch am andern Morgen wieder innigst mit ihr verbunden. Eben das geschah in Osten und Westen, die Apios Americana zog ihrer geliebten Stütze nach, und kehrte sich sogar an keinen Sturm, der sie daran verhindern wollte. Bis hieher haben die Damen alle Ursach, mir für das Sinnbild zu danken, und ich will auch nicht behaupten — da bekanntlich ein jedes Gleichniß hinkt — weder daß wir Männer S t a n g e n sind, noch daß das Folgende auf die Damen paßte. Wenn man nämlich dicht neben diese g e t r e u e Pflanze noch eine a n d e r e Stange

setzt, und zwar nur ein klein wenig näher als die, welche sie bereits umschlungen hat — so — macht sie sich von der alten los und schmiegt sich an die neue, wäre sie auch von weit schlechterem Holze.

Man kann denken, wie dumm und kahl die alte Stange stehen bleibt.

Einige Verse aus einer französischen Ode.

(Von Sabatier de Cavaillon vor fünf und zwanzig Jahren gedichtet.)

Quels sont ces climats où la terre
Enfante des hommes armés ?
A leur naissance le tonnere
Eclate et les annonce aux peuples alarmés
Que vois-je ? quelle chaine immense
S'étend, s'aggrandit et s'avance !
Elle tient aux deux bouts de ce vaste univers ;
Envain pour la briser le monde entier conspire ;
Le monde entier, soumis à ce nouvel Empire ;
Tombe sous le poids de ses fers.

Ein paar Anekdoten aus dem alten Paris.

Jedermann kennt die Beschreibung von Paris von St. Foix, aber nicht Jedermann kennt die Supplemente, welche der Chevalier de Coudray dazu lieferte. Aus diesen tlehne ich ein paar Anekdoten.

Mademoiselle Dupay, eine berühmte Harfenspielerin, starb 1677, und hinterließ ein seltsames Testament, von welchem damals viel gesprochen wurde, und dessen Bayle sogar in seinen Schriften erwähnt haben soll. Unter andern verordnete sie, daß kein Hinkender, kein Einäugiger, kein Buckelichter ihre Leiche begleiten sollte, auch kein Junggesell. — Zwanzig Jahre lang sollte ihr Haus nur an solche Personen vermiethet werden, die ihren Adel beweisen könnten. — Einer ihrer Erben erhielt einen Gartenplatz, unter der Bedingung, nie einen Zwergbaum darauf zu pflanzen. — Eine Menge Katzen, die sie sehr liebte, empfingen ansehnliche Legate. — Ihre Harfe, durch die sie reich geworden, vermachte sie einem Blinden. — —

Wenn man liest, wie die Juden vormals in Paris behandelt wurden, so findet man den Enthusiasmus der Juden für den großen Napoleon sehr natürlich. Sie mußten einen gelben Flecken auf den Magen heften, und Philipp der Kühne zwang sie sogar, ein Horn auf dem Kopfe zu tragen, ihre Weiber mochten keusch sein oder nicht. In der Seine durften sie sich nicht baden, und wenn man sie an den Galgen hing, so geschah es zwischen zwei Hunde. Endlich jagte Karl VII., 1394, sie ganz aus dem Reiche. Nun sind sie in alle Menschenrechte wieder eingesetzt, und wenn sie gehangen werden, so kostet es keinem Hunde das Leben.

Ein gewisser Abbé, der ein unermüdeter Neuigkeitskrämer und politischer Kannengießer war, erschien täglich im Garten von Luxemburg, wo er die Engländer tägl

schlug, oder doch die unfehlbarsten Mittel angab, wie man sie schlagen könne. »Man muß zwölf tausend Mann werben — man muß zwölf tausend Mann einschiffen — man muß mit zwölf tausend Mann nach London marschiren u. s. w.” Zwölf tausend Mann war immer der Refrain von allen seinen politischen Salbadereien. Er hatte stets einen großen Kreis um sich versammelt, der ihm andächtig zuhörte und Beifall zuklatschte. Nun begab es sich, daß ein alter Mann — ein guter Patriot — der die Engländer von Herzen haßte — sehr krank wurde, und sein Testament machte. Durch dasselbe hinterließ er dem Herrn Abbé von zwölftausend Mann ein Legat von zwölf hundert Livres, als eine kleine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches er ihm täglich durch seine Wuth gegen die Engländer verschafft habe. Er fügte hinzu, er habe zwar nicht die Ehre dessen Namen zu kennen, allein man werde ihn leicht ausfragen, wenn man um die und die Stunde in der Allee des luxemburgischen Gartens sich nach ihm erkundigen wolle. — Das geschah, und der Herr Abbé von zwölf tausend Mann wurde sehr bald ausfindig gemacht.

Ein Herzog de la Meilleraye — derselbe, der sich einst in seinem Gewissen verbunden fühlte, den herrlichsten antiken Statuen in seiner Gallerie die Köpfe abzuhacken — war von der Wahrheit des Sprichworts: »Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, »so innig überzeugt, daß er die sämmtlichen Funktionen seiner Hausbedienung jährlich ·rloste. Da wurde denn bisweilen der Stallmeister

Küchenjunge, ein Stallknecht Haushofmeister, eine Wäscherin Gouvernante u. s. w. Vermuthlich ging es auch recht gut, und das wundert mich gar nicht, denn das Schicksal — eben so verrückt, als der Herzog de la Meilleraye — hat in neueren Zeiten wohl noch wichtigere Aemter verloost.

Als die italienischen Komödianten 1716 ihre Bühne eröffneten, lautete ihr Anschlagzettel folgendergestalt: »Im Namen Gottes, der Jungfrau Maria, des heiligen Franziskus de Paula, und aller Seelen im Fegefeuer, werden wir heute aufführen: l'Inganno Fortunato.

Merkwürdige Gesetze.

(Ich schöpfe diesen Artikel aus a general history of Connecticut von Georg Fenwick.)

Die ersten Kolonisten von Connecticut waren wüthende Puritaner, haßten und verfolgten jeden anders Denkenden. Anfangs war die ganze Provinz nicht unter einer gemeinschaftlichen exekutiven Macht vereinigt, sondern jede Stadt hatte ihre eigenen Gesetze, unter welchen sich folgende auszeichneten:

»Wer Neuerungen aufbringen will, soll sterben. — Jeder Bürger soll schwören, daß Jesus der einzige König ist. — Wer ein Quäker wird, ist verbannt; kommt er wieder, so muß er sterben. — Am Sonntag soll Niem in seinem Garten spaziren. — Am Sonntag soll

mand Essen kochen, das Bett machen, das Haus fegen, Bart oder Haar abschneiden. — Keine Mutter soll am Sonntag ihr Kind küssen. — Wer auf seines Nachbars Felde eine einzige Aehre ausrauft, der ist ein Dieb. Wer sich betrinkt, bekommt einen Vormund. — Wer etwas Böses von seinem Nachbar sagt, bekommt zwanzig Streiche oder muß in den Block. — Wer goldene Tressen oder Spitzen trägt, die mehr als zwei Schilling die Elle kosten, bezahlt dreihundert Pfund Sterling Strafe. — Der Schuldner wird verkauft, wenn er nicht bezahlen kann. — Wer Karten oder Würfel in's Land bringt, zahlt fünf Pfund Sterling. — Niemand soll ein musikalisches Instrument besitzen, ausgenommen die Trommel, die Trompete und die Judenharfe. — Niemand soll das Weihnachtsfest feiern, Fleischpastetchen essen, Karten spielen oder tanzen. — Kein Priester kann ein Paar kopuliren, weil nur die Obrigkeiten das ohne Skandal verrichten können. — Unwissende Kinder sollen ihren Eltern weggenommen, und auf Kosten der Eltern anderswo erzogen werden. — Jeder leichtfertige Mensch soll gezwungen werden, sich zu verheirathen. — Ein Mann, der seine Frau prügelt, zahlt zehn Pfund Sterling; eine Frau, die ihren Mann prügelt, wird von der Obrigkeit bestraft. — Kein Jüngling soll einem Mädchen die Kour machen, weder persönlich, noch in Briefen, ohne vorläufige Zustimmung der Eltern. Im Uebertretungsfall zahlt er das erste Mal fünf, das zweite Mal zehn Pfund Sterling, und das dritte Mal wird er eingesperrt. — Verheirathete sollen mit einander

leben, sonst sperrt man sie mit einander ein. — Jedermann soll sein Haar rund verschnitten wie eine Mütze tragen.»

Die Geister Lykurg's und Solon's haben zwar nicht immer auf den ersten Gesetzgebern dieser Kolonien geruht, allein das Bestreben (in der Modesprache die Tendenz) nach Reinheit der Sitten und fester Begründung der Sittlichkeit leuchtet unverkennbar hervor. Jedes in England geltende Gesetz, wenn es nicht ausdrücklich in Amerika war bestätigt worden, durfte vor keinem Richterstuhle citirt werden. Wie strenge man darauf hielt, beweist folgende Anekdote:

Ein Neger verstümmelte den Sohn seines Herrn. Er wurde vor Gericht gestellt, welches sich in großer Verlegenheit befand, da es kein auf diesen Fall anwendbares Gesetz gab. Da beriefen sich die Rechtsgelehrten auf das englische Gesetz von Verstümmelungen. Das Gericht verwarf es, als unbestätigt von der Generalversammlung der Kolonisten. Ein Anderer schlug vor, den Neger so lange einzusperren, bis die Generalversammlung berufen werde, und ein neues Gesetz mache. Allein auch das wurde verworfen, denn dieses neue Gesetz würde ja eine rückwirkende Kraft gehabt, folglich die bürgerliche Freiheit angegriffen haben. Indessen war das Verbrechen doch so ungeheuer, daß man sich unmöglich entschließen konnte, den Neger unbestraft in Freiheit zu setzen. Endlich erinnerte man sich, daß die ersten Kolonisten von Neuhafen die noch unwiderrufene Verabredung getroffen hatten, sich der Bibel als Gesetzbuch zu bedienen, bis man andere, ihrer La=

angemessene Gesetze gemacht haben würde. Hierauf sprach das Gericht das Urtheil nach dem jüdischen Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Neger zum Verschnittenen machen.

Die Einwohner von Neu-London erfanden, wie man sagt, eine neue Strafe für die Ketzer, die sie am ganzen Leibe mit Pech beschmierten und dann in Federn wälzten. Ein solcher Ketzer muß eine drollige Figur gemacht haben. Die Quäker und Wiedertäufer waren die Ersten, welche man auf diese Weise herausstaffirte. Schade, daß die verdammte Intoleranz die braven Bewohner von Connecticut so oft zu Unmenschen herabwürdigte. Die Einwohner von Norwick, zum Beispiel, kann man nicht besser schildern, als mit den Worten eines ihrer Prediger, Georg Whitefield, die er kurz vor seinem Tode sprach:

»Als ich zum ersten Mal in diesem Tempel predigte, sagte ich euch, daß ihr in manchen Stücken den Menschen, in andern den Thieren, in noch andern dem Teufel gleicht. Ihr nahmt das übel. Ich habe reiflich darüber nachgedacht, und ich bekenne, daß ich im Irrthum war. Darum benutze ich meine letzten Augenblicke, um diesen Irrthum zu widerrufen, und euch heute zu sagen, daß ihr in nichts den Menschen, in nichts den Thieren, sondern ganz und gar dem Teufel ähnlich seid.«

Die Prozeßsucht ist besonders eine von den Teufeleien, die der Satan in Connecticut unaufhörlich treibt, und welche sehr begünstigt wird durch die halbjährigen Versammlungen er Colonisten, wo sehr oft im Mai eine Sache entschie-

den, und im Oktober die Entscheidung widerrufen wird. Die Ueberschwemmungen oder der Eisgang des Flusses Connecticut geben die meiste Veranlassung zu Prozessen, indem sie jährlich große Stücken Landes von dem einen Ufer abreißen und an das andere führen. Aus Mangel an bestimmten Gesetzen weiß man in solchen Fällen sich nicht zu helfen. Es widerfuhr zum Beispiel einem gewissen X. zu Springfield, der von einem kleinen Stücke Landes lebte, auf welchem sein Häuschen stand, daß dieses Land mit sammt dem Häuschen vom Ufer abgerissen, und gegenüber in die Besitzung des Herrn W. geführt wurde. X. reklamirte sein Eigenthum und nahm auch Besitz davon. W. klagte über Eindrang in sein Eigenthum. X. wurde verurtheilt, sein Land wieder auf die andere Seite zu transportiren, oder dem W. das seinige abzukaufen. Es entstand ein langer Prozeß daraus, in welchem beide Theile behaupteten, was Gott thue, das sei wohlgethan, jedoch beide sehr verschiedene Folgerungen daraus zogen. „Gott selbst hat dein Land mit dem meinigen verbunden," sagte W., „darum ist es mein." —

„Mit nichten," erwiederte X., „sondern Gott hat blos meine Wohnstelle verändern, und mir einen andern Nachbar geben wollen." — Die Richter schwitzten gewaltig und die Sache blieb in statu quo.

Die Damen von Connecticut schildert der Verfasser eben nicht liebenswürdig. Da sie weder Karten spielen noch das Theater besuchen dürfen, so sind sie aus langer We[illegible] ganz entsetzlich tugendhaft, studiren Mathematik, ler

griechisch und lateinisch, und disputiren über theologische Spitzfindigkeiten. Das sind die traurigen Folgen des oben angeführten Gesetzes, daß kein junger Mensch ihnen die Kour machen darf.

Horoskop bei der Geburt des Dauphins 1782.

(Gestellt von Matthias Lamsbergh, berühmtem Mathematiker, und bekannt gemacht durch Milon von Lüttich.)

Ein Gedicht in schön gereimten Versen. Der unglückliche Astrolog fängt damit an, die Muse Urania herbei zu rufen; sie soll ihm geschwind ein Teleskop aufstellen, damit er des Dauphins Schicksal am Himmel lesen könne. Urania ist gefällig und Herr Mathias Lamsbergh liest le sûr présage. Zuerst vergleicht er die flammenden Herzen der Unterthanen mit den Blitzen, welche die glänzenden Vorläufer der süßen Stille sind. (Nun ja, an Blitzen hat es nicht gefehlt, die süße Stille soll aber noch kommen, es wäre denn, daß die Stille von des Dauphins Grabe darunter zu verstehen sei.)

Dann heißt es, der neugeborne Prinz werde das Jahrhundert der Asträa, die schönen Tage Saturn's und der Rhea zurückführen; Milchströme würden fließen, Lämmer und Wölfe neben einander weiden. (Das letztere ist eingetroffen, die Wölfe weiden noch immer, und lassen sich die Lämmer sammt den Milchströmen wohl behagen.)

Es werde ein erstaunenswürdiges Jahrhundert kommen — (richtig, Herr Mathias Lamsbergh!) — ein re-

alles, ein geliebtes Jahrhundert! Das goldene Alter, bisher nur in der Fabel zu finden, werde unter Ludwig wieder aufleben. — (Gleichviel, unter wen es auflebt, wenn es nur da ist. Das Gold suchen die Franzosen sehr eifrig, es steht zu hoffen, daß sie das Alter auch endlich finden werden.)

Nun redet der Astrolog den Prinzen an: »Du wirst den Geist deiner Mutter mit der Menschlichkeit deines Vaters verbinden, und die Franzosen werden dich eben so lieben wie deine Eltern.« (Das ist eingetroffen.)

Nun liest er aber auch ein Unglück in den Sternen: Der Dauphin wird von seinen Eltern und vom ganzen Hofe verzogen werden. (Diesem Unglück hat die Nation weislich vorgebeugt.)

Zuletzt versichert Herr Mathias Lamsbergh, der Engel des Lebens habe für den Dauphin mit dem Tode einen Kontrakt auf hundert Jahre geschlossen. (Vor welchem Gerichte kann man den Tod belangen? denn er hat den Kontrakt ehrlos gebrochen.)

Lykurg der Redner.

Lykurg, den lacedämonischen Gesetzgeber, kennt Jedermann, allein Lykurg den Redner nur Wenige, und diese Wenigen lesen die Biene nicht. Er war ein Athenienser, ein echter Patriot mit einer großen Seele, untadeli[illegible] und eben so streng gegen sich selbst als gegen andere: [illegible]

der Cato von Athen. Er hatte die Beredsamkeit unter Plato und Isokrates studirt, war ein Zeitgenosse und edler Nebenbuhler des Demosthenes, verwaltete die Finanzen fünfzehn Jahre lang mit unerschütterlicher Redlichkeit, und war dennoch — (welch ein seltener Finanzminister!) — ein warmer Verehrer der Philosophie. Das bewies er einst, als er auf der Straße dem Philosophen Xenokrates begegnete, der so arm war, daß er die Kopfsteuer, welche jeder Fremde in Athen erlegen mußte, nicht bezahlen konnte, und deshalb von einem hartherzigen Steuer-Einnehmer in's Gefängniß geschleppt wurde. Den braven Lykurg empörte dies Schauspiel; er befreite den gelehrten Fremdling, und führte, statt seiner, den Steuer-Einnehmer selbst in's Gefängniß, weil er, ein Athenienser, die Philosophie mit der Tugend verbunden, in diesem Fremden nicht geehrt habe. Das herzuströmende Volk jauchzte ihm so lauten Beifall zu, daß Xenokrat nachher behauptete, Lykurg sei auf der Stelle für seine großmüthige Handlung belohnt worden.

Von seinen Reden ist nur noch Eine ganz, und von einer andern ein Fragment übrig. Das Letztere hat Diodor von Sicilien aufbewahrt. Die Rede war gegen Lysicles gerichtet, der die Athenienser bei Cheronea befehligte, wo sie total geschlagen wurden. »Wie?« rief Lykurg aus, »unter deinem Kommando, Lysicles, sind tausend Bürger in der Schlacht gefallen? zweitausend gefangen worden? ein Siegeszeichen gegen Athen errichtet? ganz Griechenland [illegible]sseln gelegt? und du lebst noch? und du schaust noch

das Sonnenlicht? und du wagst noch hier zu erscheinen, um dein Vaterland an sein Unglück, seine Schande zu erinnern?" — So kurz dieses Fragment ist, so lernen wir doch fürwahr viel daraus. Die Menschen galten damals noch einen höhern Preis, denn tausend Gebliebene, in einer so berühmten Schlacht, wie die von Cheronea (heutzutage eine wahre Bagatelle), war damals ein großer, vom Vaterlande tief empfundener Verlust. Allein die Zahl der Streitenden war weit geringer; man verließ sich nicht, wie in unsern Tagen, blos auf die Uebermacht; man war tapfer, auch wenn man nicht zehn Mann gegen Einen stellen konnte. Der Menschenfreund schaudert, wenn er sieht, wie ungeheuer die Armeen fast mit jedem Jahre anwachsen. Vor fünfzig Jahren waren dreißigtausend Mann noch eine Armee, durch die oft große Dinge geschahen; jetzt sind sie nur ein Korps. So lange Ein Fürst dieses System befolgt, so lange müssen nothwendig die übrigen es adoptiren; und daß sie es nicht gleich in seinem ganzen Umfang adoptirt haben, das war ein großer politischer Fehler. Wenn man dem Nachbar nicht verwehren kann, Tauben zu halten, die das Getreide verwüsten, so ist kein anderer Rath, als sich eben so viele anzuschaffen, die wenigstens mitfressen. — Aber was soll endlich daraus werden? wo wird die Hand der eisernen Nothwendigkeit die Grenze dieses Unfugs stecken? — Auf Wüsteneien, wo hie und da eine kinderlose Mutter, eine jammernde Witwe den Pflug regieren, und die einzelnen Halme mit ihrer Thränen befeuchten wird.

Wir lernen ferner aus Lykurg's Fragment, daß es damals für einen General eine Schande war, eine Schlacht zu verlieren, und dadurch seinem Volke Fesseln zu bereiten. Wie würde der hochherzige Patriot sich ausgedrückt haben, wenn ihm, in unsern Tagen, Generale aufgestoßen wären, die, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feinden Arme und Thore öffneten, um die Unterjochung ihres Vaterlandes zu beschleunigen. — Und sie leben noch! und sie schauen noch das Licht der Sonne!

Die andere Rede des Lykurg, die wir noch ganz besitzen, ist gegen einen gewissen Leocrates gerichtet. Die Anklage gegen diesen Menschen wird leider unsern Ohren auch sehr fremd vorkommen. Hier ist die Veranlassung zu derselben. — Nach der Schlacht bei Cheronea zitterten die Athenienser, Philipp werde ihre Stadt umzingeln und angreifen. Sie zitterten, allein sie fielen nicht in Kleinmuth, sondern nahmen vielmehr zu den außerordentlichsten Mitteln ihre Zuflucht, um sich tapfer zu vertheidigen. Man weiß, daß der Oelbaum den Reichthum von Attika ausmachte, und daß der Staat selbst nur in dringendster Noth Oelbäume umzuhauen erlaubte. Diese Noth war nun eingetreten, und die Oelbäume fielen unter der Axt des seufzenden Bürgers. Man bewaffnete sich mit den Schwertern, welche fromme Dankbarkeit in Tempeln aufgehangen hatte. Man verschonte nicht einmal die Gräber. Die heiligsten Denkmähler wurden abgebrochen, um die Stadtmauern auszubessern. Der Anblick dieser Thätigkeit der ängsteten, aber standhaften Freiheit benahm dem Bür-

ger Leocrates allen Muth; unter dem Vorwand von Handelsgeschäften schlich er nach Rhodus, um den Sturm abzuwarten, und kam erst nach acht Jahren zurück.

Alsobald lud ihn Lykurg vor Gericht, ihn anklagend, daß er dem Vaterlande in der Noth feige den Rücken gekehrt. »Ihr Athenienser!« rief er begeistert aus, »ein Bürger, der in diesen Gefahren eine schimpfliche Flucht ergreift, statt sich ungerufen zur Vertheidigung des Vaterlandes vor den Feldherrn zu stellen, welcher Richter, welcher Patriot könnte ihn frei sprechen? welcher Redner möchte seine Beredsamkeit besudeln, um einen Menschen zu retten, der weder mit uns weinen, noch mit uns fechten wollte? — Zu einer Zeit, wo Greise und Knaben nach dem Schwerte griffen; wo die Gefilde ihre Bäume, die Todten ihre Gräber, die Tempel ihren Schmuck darboten; wo jeder Einwohner thätig war, hier die Mauern zu befestigen, dort Graben auszuhöhlen, dort Verschanzungen anzulegen — zu einer solchen Zeit war Leocrates verschwunden. — Den Tod dem Manne! der die edlen Todten, die bei Cheronea für unsere Freiheit fielen, nicht zu Grabe geleiten wollte! Den Tod dem Manne, der nach acht Jahren, ohne zu erröthen, an ihren Gräbern vorüberging, und mit frecher Stirn sich dem Vaterlande zu zeigen wagte!«

»Und er bittet wohl noch ihn zu hören? er beruft sich wohl noch auf die Gesetze? — Welche Gesetze gelten ihm? sind es die, welchen er fliehend entsagt hat? — Beschwören wird er euch, ihm die ruhige Wohnung in die-

Mauern zu vergönnen. In welchen Mauern? sind es nicht dieselben, die er nicht vertheidigen wollte? — Die Götter wird er anrufen, aus der Gefahr ihn zu retten. Welche Götter? — sind es nicht dieselben, deren Tempel und heiligen Haine er den Barbaren Preis gab? — Endlich wird er das Mitleid anflehen. Aber wessen? der von ihm verlassenen Mitbürger. Er suche eine Zuflucht bei den Rhodiern, weil das Vaterland ihm keine Freistatt schien. — Wessen Mitleid? wer könnt' es ihm gewähren? die Greise? — hat er nicht, so viel an ihm lag, den Greisen das Glück geraubt, als freie Männer im freien Boden ihres Vaterlandes begraben zu werden? — Die Jünglinge? — welcher unter ihnen, wenn er seiner Gefährten bei Cheronea gedenkt, wird den Feigen retten wollen, der die Gräber jener Tapfern dem Feinde Preis gab? welcher unter ihnen wird der für die Freiheit Gefallenen spotten, sie der Thorheit zeihen, indem er die kluge Vorsicht rühmt, die solchem Kampfe sich entzog?»

„Athenienser! ich klage einen Mann an, der alle seine heiligsten Pflichten verletzte. Straft ihn! Ihr seid es euch und den Göttern schuldig! — Noch habt ihr nicht gerichtet, noch ist er der einzige Verbrecher. Doch sprecht ihr ein mildes Urtheil, so werdet ihr Alle seine Mitschuldigen. Könnt ihr seine Verbrechen zählen? — Verrätherei — denn er überließ Athen dem Feinde; Hochverrath — denn er weigerte sich für die Freiheit zu fechten; Gottlosigkeit — denn er sah gleichgiltig Tempel und Haine ·rn und zerstören; — Vatermord! Mutter-

mord — denn er schützte ihre Gräber nicht; feige Flucht von seinen Fahnen — denn er mied das Antlitz des Feldherrn, der seinen Posten ihm andeuten sollte. — So viele Verbrechen in einem Einzigen — wer wagt es noch, ihn frei zu sprechen?»

»Athenienser! wenn ihr dem Leocrates das Leben schenkt, so verurtheilt ihr Athen und euch selbst. Hier stehen die Urnen, um eure Stimmen zu empfangen, nicht für oder gegen diesen Bösewicht, nein, für oder gegen Athen. Denkt an das Beispiel, welches ihr heute billigt oder verdammt! Wer wird künftig dem Staate Opfer bringen, wenn Leocrates ungestraft bleibt? — Die Männer, die euch umgeben, die Tempel und Altäre, die verheerten Gefilde — Alles fordert euch auf: sprecht ein strenges Urtheil! — Hinweg Mitleid! hinweg Thränen! schützet und erhaltet die Gesetze der Republik!» —

O wie viele Leocrates gibt es unter den Deutschen! aber kein Lykurg ist gegen sie aufgetreten, und keiner wurde bestraft! —

Moliere oder Poquelin.

Der Mann ist so interessant, und Bayle hat in seinem Dictionnäre so viel Interessantes über ihn gesammelt, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, Bayle's Text und Noten mit einander zu verschmelzen, und die Lücken mit Moreri's Nachrichten auszufüllen.

Ich habe nirgends gefunden, warum Poquelin den Namen Moliere angenommen hat? vermuthlich eine Laune, wie sie noch heutiges Tages manchen Schauspieler anwandelt. Doch nur Wenige entziehen dadurch, wie Moliere, ihrem Familiennamen einen glänzenden Ruhm. Moliere's Vater, ein königlicher Kammerdiener-Tapezier und nebenher Trödler, bildete sich wohl nie ein, daß sein Sohn Johann Baptist ein so berühmter Mann werden würde. Außer ein wenig schreiben und lesen, lernte Moliere nichts, sondern trieb sich, bis zum vierzehnten Jahre, in seines Vaters Bude herum, die so ziemlich die Welt für ihn war. Auch wünschte der alte Poquelin, daß die Trödelbude seines Sohnes Welt bleiben sollte, und sein Ehrgeiz hatte kein höheres Ziel, als dem jungen Menschen die Anwartschaft auf die Kammerdiener-Tapezier-Stelle zu verschaffen, welches auch gelang.

Allein zu Moliere's Glück, und zum Vergnügen der Mit- und Nachwelt, hatte er einen Großvater, der gern in die Komödie ging, und den Enkel bisweilen mitnahm. Hier erwachte ein anderer Geist in ihm; seines Vaters Trödelbude wurde ihm verhaßt, ihm ekelte vor seinem künftigen Stande, und er ruhte nicht eher, bis man in eine Jesuitenschule ihn that, wo er fünf Jahre blieb, und eine Jugendfreundschaft mit Chapelle und Bernier errichtete; der Erste nachmals durch seine Gedichte, der Andere durch seine Reisen berühmt. Mit ihnen zugleich genoß er den Unterricht des großen Philosophen Gassendi. Eigentlich sollte er 'at werden, allein er hatte nur Sinn und Wünsche

für das Theater, und am allerwenigsten Lust, des Königs Kammer zu tapezieren oder Trödelwaren zu verschachern. Indessen sah er sich dennoch genöthigt, seines alten kränklichen Vaters Posten eine Zeit lang vorzustehen, und Ludwig XIII. im Jahre 1641 auf einer Reise nach Narbonne zu begleiten. Er zählte damals ein und zwanzig Jahre.

Nach seiner Zurückkunft gab er es auf, gegen den Hang zum Theater länger zu kämpfen; er beschloß als Schauspieler und Schauspieldichter zugleich aufzutreten, warb einige junge Leute, welche Talent für die Deklamation hatten, errichtete eine Bühne in der Vorstadt und nannte sich Moliere. Eltern und Verwandte bewegten Himmel und Hölle, um diesen Schritt zu hindern, drohten, baten, versprachen — Alles vergebens. Endlich schickte sein Vater einen seiner Lehrer zu ihm, dem er jederzeit viel Achtung bewiesen; allein Moliere überredete diesen Lehrer selbst, ein Schauspieler zu werden. Obgleich seine Bühne, vielleicht spottweise, das illüstre Theater genannt wurde, so mochte es doch wohl nicht recht damit gehen, denn Moliere ergriff den Wanderstab, und führte seinen Thespiskarren in die Provinzen, wo er eilf Farcen schrieb, die ungedruckt geblieben sind, zum Exempel: der verliebte Doktor, der Schulmeister u. s. w. Es sollen deren nur noch zwei in einigen Kabinetern als Seltenheiten aufbewahrt werden. Viel haben wir wohl nicht daran verloren, denn J. B. Rousseau liefert einen Auszug aus einer derselben, la Jalousie de Barbouillé, die von den erbärmlichst Plattheiten wimmelt. — Das darf Moliere's Nachru

nicht schmälern, denn welchem großen Dichter widerfährt es nicht bisweilen, oder auch wohl oft, etwas sehr Plattes zu liefern? Man erinnere sich unter andern des Vorspiels: Was wir bringen, in Göthe's Werken, oder seines Singspiels: Scherz, List und Rache, u. s. w. Freilich war Moliere so klug, seine Plattheiten nicht drucken zu lassen.

Im Jahre 1653 gab er zu Lyon sein erstes Lustspiel, der Unbesonnene (l'Etourdi). Einige Zeit nachher spielte er in Languedoc, wo eben damals der Prinz Conti einer ständischen Versammlung beiwohnte. Dieser Prinz von Geblüt fand Geschmack an Moliere, schätzte und belohnte ihn. Allein noch immer blieb seine Gesellschaft ein wanderndes Völkchen, das mit Sack und Pack sich einfand, wohin eine Messe oder ein Carneval es lockte. Moliere fühlte, er sei für etwas Besseres geboren. Insgeheim machte er einige Reisen nach Paris, wo es ihm endlich gelang, den Bruder des Königs für sich einzunehmen, der ihn, sammt seiner Truppe, engagirte, und zum ersten Male vor dem Hofe spielen ließ. Mehr brauchte es nicht, um sein Glück zu gründen. Er gefiel dem König, durfte sich in Paris etabliren, erhielt eine Pension, gehörte seit dem Jahre 1665 ganz dem Hofe an, und entzückte durch die Meisterstücke seiner komischen Muse, wie durch sein Spiel. Acht Jahre später führte er sein letztes Lustspiel, den eingebildeten Kranken, auf, worin er selbst die Hauptrolle dar-[illegible]lte, und gleich nach der vierten Vorstellung starb. Man [illegible] lange behauptet und allgemein geglaubt, er sei auf

der Bühne gestorben, nämlich in der Scene, wo er sich todt anstellen mußte, denn als er, nach dieser Scene, wieder habe sprechen sollen, sei er wirklich todt gewesen. Die Dichter haben diesen Umstand häufig zu witzigen Anspielungen benutzt, und von Frömmlingen sind christliche Betrachtungen daraus abgeleitet worden. Allein in der Wahrheit verhält es sich so:

Er war allerdings schon krank, und spielte seine Rolle nur mit großer Anstrengung bis zu Ende, welches auch das Publikum sehr wohl bemerkte. Gleich nach der Vorstellung begab er sich nach Hause und legte sich zu Bett, wo ihn sein böser Husten mit so verdoppelter Wuth überfiel, daß ihm eine Ader in der Brust sprang. Das Blut schoß ihm aus dem Halse und er erstickte.

Andere erzählten, er sei schon lange sehr kränklich gewesen. Theils habe der häusliche Kummer, theils die viele Arbeit seine Gesundheit zerrüttet. Kurz vor Anfang der Vorstellung habe er sich so übel befunden, daß er schon im Begriff gestanden, sich zu entschuldigen; allein da er den ungeheuren Zulauf an diesem Tage gesehen, so sei es ihm gar zu empfindlich gewesen, die Zuschauer wieder nach Hause zu schicken; er habe sich Gewalt angethan, und fast bis zu Ende gespielt. Schon in der Scene, wo er sich todt stellt, sei ihm so schlimm geworden, daß er kaum wieder aufstehen können. Da habe man ihm gerathen, die Rolle nicht auszuspielen, sondern sich zu Bett bringen zu lassen. Da jedoch die Aufführung schon weit vorgerückt gewesen, so habe er gemeint, er könne es wohl noch aushalten bis

Ende. In der Scene mit den Aerzten, wo er von Rhabarber und Sennesblätter spricht, sei ihm Blut aus dem Halse gekommen, worüber sowohl seine Kameraden als das Publikum sehr bestürzt geworden, und dann erst habe man ihn eilig nach Hause geführt, wohin seine Frau ihm gefolgt, und sich, so gut es ihr gelingen wollen, betrübt gestellt.

Eine Menge witziger und witzig sein sollender Gedichte erschienen, durch diese seltsame Todesart veranlaßt. Das beste darunter war lateinisch:

Roscius hic situs est tristi Molieres in urna,
Cui genus humanum ludere, ludus erat.
Dum ludit mortem, mors indignata jocantem
Corripit, et mimum fingere saeva negat.

Auch eine Grabschrift lautete ähnlich:

»Hier liegt, der auf der Bühne des menschlichen Lebens Affe war. Einst wollte er auch den Todten spielen, und spielte ihn so schön, daß der entzückte Tod aus der Kopie ein Original machte.«

Bayle sagt, ihm sei von vielen glaubwürdigen Leuten versichert worden, daß Moliere blos aus Liebe zu einer hübschen Schauspielerin sich der Bühne gewidmet, wie das schon oft geschehen und noch oft geschehen wird. Aber seine Augen verstanden besser zu wählen als sein Herz, denn bei der wohlgerathenen Schilderung des Kummers eifersüchtiger Ehemänner, soll die eigene Erfahrung ihm zu Hilfe gekommen sein. Dem Dichter machten Viele den Hof, allein der hübschen Frau des Dichters doch noch mehrere. ...ar die Tochter einer herumziehenden Komödiantin,

welche, zur Zeit ihrer Niederkunft, so viele junge Herren in Languedoc durch ihre Gunst beglückt hatte, daß sie den eigentlichen Vater des Kindes nie mit Gewißheit anzugeben wußte. Nur so viel betheuerte sie auf ihre Ehre, daß sie sich nie gemein gemacht, sondern immer nur Leute von Stande bei sich aufgenommen habe. Das war auch die einzige mütterliche Lehre, welche sie ihrer Tochter einpredigte. Moliere selbst hatte, wie man sagt, mit der Mutter sehr vertraut gelebt, woher das Gerücht entstand, er habe seine eigene Tochter geheirathet.

Er producirte sie zum ersten Male in der Princesse d'Elide, als Prinzeß, wo ihre Schönheit, durch die geschmackvolle Pracht der Kleidung noch mehr erhoben wurde. Moliere fand bald genug Ursache zu bereuen, daß er seine hübsche Frau den Blicken der lüsternen Höflinge bloß gestellt, denn der Graf von Lauzan verliebte sich rasend in sie, und sie verliebte sich rasend in den Grafen von Guise. Man ermangelte nicht, Moliere bemerken zu lassen, daß, während er den ganzen Hof zu belustigen strebte, der ganze Hof sich alle Mühe gab, seine Frau zu belustigen. Er stellte sie zur Rede; er erinnerte sie an Alles, was er für ihre Erziehung gethan; an seine zärtliche Liebe; an sein Betragen als Ehemann, welches immer noch mehr dem eines Liebhabers glich; er fragte, ob er es um sie verdient habe, daß sie ihn zum Gespött mache? — Sie weinte, sie schluchzte, sie bekannte ihm ihre Liebe zu dem Grafen Guise, schwur aber, es sei nichts Böses zwischen ihnen vorgefallen, bat, ihrer Jugend die erste und einzige Verirrung zu verzeihen, und betheu-

daß die Erinnerung an seine Wohlthaten sie vor jedem Rückfall schützen werde. Moliere, durch ihre Thränen ganz von ihrer Tugend überzeugt, erschöpfte sich in zärtlichen Entschuldigungen wegen seiner Uebereilung, und — Alles blieb beim Alten. Die Frau Gemahlin trieb es ärger als zuvor. Dienstfertige Freunde öffneten ihm abermals die Augen. Nun ging er weniger schonend mit ihr um, und drohte sogar sie einzusperren. Diesmal ließ sie es nicht bei Thränen und Schluchzen bewenden, sie fiel nun auch in Ohnmacht, und siehe da, der arme verliebte Mann kroch abermals zu Kreuze. Allein sie mochte wohl glauben, eine so schöne Gelegenheit, sich ganz von ihm zu trennen, werde sich so bald nicht wieder ereignen, denn sie stimmte einen höheren Ton an, sagte, sie sei es müde, von ihm gemißhandelt zu werden; sie sei unschuldig, allein er selbst unterhalte noch immer einen verdächtigen Umgang mit einer gewissen Schauspielerin, die auch in seinem Hause wohnte; darum möge er nur in Gottes Namen Anstalten zu einer Scheidung treffen, denn sie könne es nicht länger mit ihm aushalten.

Vergebens bot der gute Moliere alles auf, die gekränkte Unschuld zu besänftigen. Sie verabscheute ihn seit diesem Augenblicke, und wenn er als liebkosender Ehemann sich ihr nähern wollte, wies sie ihn verächtlich zurück. Diese Bosheit und ihre fortgesetzten Ausschweifungen bewogen ihn endlich in eine Trennung von Tisch und Bett, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, zu willigen; aber — sollte [illegible]s glauben? — er mußte sich die höchste Gewalt an-

thun, um diesen Entschluß zu fassen, und selbst, nachdem er ihn ausgeführt, bereute er ihn unaufhörlich, was auch seine Vernunft dagegen sagen mochte; denn geistreiche Menschen haben gewöhnlich das Unglück (oder Glück) auch sehr sinnlich zu sein. Eines Tages fand Chapelle ihn sehr niedergeschlagen in seinem Garten. Er schämte sich anfangs, die Ursache zu verrathen. Als aber sein Freund in ihm drang, machte er endlich seinem Herzen Luft und bekannte, er sehne sich nach seiner Frau.

Chapelle erinnerte ihn, wie wenig es gerade ihn kleide, der die betrogenen Ehemänner so oft auf der Bühne lächerlich gemacht, jetzt in allem Ernst eine solche unwürdige Rolle zu spielen. »Ich an deiner Stelle» — fuhr er fort — »sobald ich von der Untreue meiner Frau überzeugt wäre, würde sie verachten — würde plötzlich von meiner Leidenschaft geheilt werden — würde mich rächen — würde sie einsperren.» —

»Hast du jemals geliebt?» unterbrach ihn Moliere.

»O ja, doch wie ein vernünftiger Mensch.»

»Nun dann hast du noch nie geliebt, und weißt nicht, daß die Liebe die Vernunft unterjocht. Wenn ich dir meine Leiden, meine Sehnsucht schildern könnte, du würdest Mitleid mit mir haben. Nein, ich kann und werde diese Leidenschaft nie überwinden, und wenn ich mir vorstelle, daß meine Frau vielleicht einen eben so unüberwindlichen Hang zur Koketterie hat, so fange ich an sie zu entschuldigen.» — Sein Freund zuckte die Achseln und ging.

So war das harte Schicksal des Dichters, den L

und Stadt bewunderten, und der — während er Hof und Stadt belustigte — daheim in häuslichem Gram sein Herz verzehrte. Wie oft mag er mit Horaz ausgerufen haben: Wäre ich doch lieber der elendeste Schriftsteller und zufrieden, als ein gefeierter, kummervoller Dichter!

Moliere schrieb seine Stücke mit einer unglaublichen Leichtigkeit; natürlich konnten sie nicht Alle von gleichem Werthe sein. Es gab Leute, welche seinen Werken den Vorzug vor Allem gaben, was Rom und Griechenland in dieser Gattung geliefert; oder — die, gleich den Schlegel's, immer die Alten im Munde führten, lächelten vornehm darüber. Indessen behauptet doch selbst der scharfsinnige und geschmackvolle Bayle, daß die Alten im Lustspiel von den Neuern übertroffen worden. »Vielleicht,« — sagt er — »kommt das daher, daß die Feinheiten eines Aristophanes nicht so von Jedermann empfunden werden, als die eines Moliere; denn, um die griechischen Komiker richtig zu beurtheilen, muß man die Athenienser ganz kennen. Es gibt ein lächerliches, welches allen Zeiten und allen Völkern — ein anderes, welches nur gewissen Jahrhunderten und gewissen Nationen gemein ist. Manche Scenen im Aristophanes, bei denen vielleicht die Athenienser herzlich lachten, scheinen uns erbärmlich fade, weil wir den Fehler, oder die Anekdote, oder den vorübergehenden Geschmack nicht kennen, gegen welche diese Scenen gerichtet waren. Hingegen wenn Moliere die Lächerlichkeiten unsers Zeitalters schildert, so fühlen wir das auf der Stelle.

mir scheint, daß er selbst in solchen feinen Spöttereien,

die zu allen Zeiten bei allen gebildeten Nationen Glück machen, fruchtbarer sei, als Aristophanes und Terenz; und diese sind es auch, die in keiner Uebersetzung verloren gehen, sie sei so schlecht sie wolle.» — (Uebrigens hält Bayle die Uebersetzung eines Moliere'schen Lustspiels in einer fremden Sprache für sehr schwer; ein Trost für den Herausgeber, dem einst dieses Wagestück wenigstens nicht ganz mißlang.)

Der Neid hat Moliere auch vorgeworfen, er habe die meisten Pläne zu seinen Stücken aus italienischen Komödien geschöpft. Es waren aber auch nicht seine Pläne, die ihn so berühmt machten (denn die sind oft sehr dürftig), sondern die Bearbeitung, die pikante Sauce, durch die er seine Schüsseln zu würzen wußte. Hatten wir doch auch eine Maria Stuart, ehe Schiller eine schrieb.

Natürlich machte man auch die komischen Uebertreibungen Moliere zum Verbrechen (so wie das dem Herausgeber, der sich übrigens gar nicht mit Moliere zu vergleichen wagt, oft widerfahren ist). Bayle, der kritische Bayle, entschuldigt ihn sehr sinnreich. Er verweist auf den Prolog des Terenz zu der Andria:

Poeta quam primum animum ad scribendum appulit, id sibi negotii credidit solum dari populo ut placerent quis fecisset fabulas. — Er verweist auf die Antwort, welche Cynthio dem St. Evremont gibt: »Die besten Schauspieler würden Hungers sterben, wenn sie keine andere als vortreffliche Stücke geben wollten.»

Dem Geschmack des Publikums, sagt er, muß k

nicht schmälern, denn welchem großen Dichter widerfährt es nicht bisweilen, oder auch wohl oft, etwas sehr Plattes zu liefern? Man erinnere sich unter andern des Vorspiels: Was wir bringen, in Göthe's Werken, oder seines Singspiels: Scherz, List und Rache, u. s. w. Freilich war Moliere so klug, seine Plattheiten nicht drucken zu lassen.

Im Jahre 1653 gab er zu Lyon sein erstes Lustspiel, der Unbesonnene (l'Etourdi). Einige Zeit nachher spielte er in Languedoc, wo eben damals der Prinz Conti einer ständischen Versammlung beiwohnte. Dieser Prinz von Geblüt fand Geschmack an Moliere, schätzte und belohnte ihn. Allein noch immer blieb seine Gesellschaft ein wanderndes Völkchen, das mit Sack und Pack sich einfand, wohin eine Messe oder ein Carneval es lockte. Moliere fühlte, er sei für etwas Besseres geboren. Insgeheim machte er einige Reisen nach Paris, wo es ihm endlich gelang, den Bruder des Königs für sich einzunehmen, der ihn, sammt seiner Truppe, engagirte, und zum ersten Male vor dem Hofe spielen ließ. Mehr brauchte es nicht, um sein Glück zu gründen. Er gefiel dem König, durfte sich in Paris etabliren, erhielt eine Pension, gehörte seit dem Jahre 1665 ganz dem Hofe an, und entzückte durch die Meisterstücke seiner komischen Muse, wie durch sein Spiel. Acht Jahre später führte er sein letztes Lustspiel, den eingebildeten Kranken, auf, worin er selbst die Hauptrolle darstellte, und gleich nach der vierten Vorstellung starb. Man hat lange behauptet und allgemein geglaubt, er sei auf

der Bühne gestorben, nämlich in der Scene, wo er sich todt anstellen mußte, denn als er, nach dieser Scene, wieder habe sprechen sollen, sei er wirklich todt gewesen. Die Dichter haben diesen Umstand häufig zu witzigen Anspielungen benutzt, und von Frömmlingen sind christliche Betrachtungen daraus abgeleitet worden. Allein in der Wahrheit verhält es sich so:

Er war allerdings schon krank, und spielte seine Rolle nur mit großer Anstrengung bis zu Ende, welches auch das Publikum sehr wohl bemerkte. Gleich nach der Vorstellung begab er sich nach Hause und legte sich zu Bett, wo ihn sein böser Husten mit so verdoppelter Wuth überfiel, daß ihm eine Ader in der Brust sprang. Das Blut schoß ihm aus dem Halse und er erstickte.

Andere erzählten, er sei schon lange sehr kränklich gewesen. Theils habe der häusliche Kummer, theils die viele Arbeit seine Gesundheit zerrüttet. Kurz vor Anfang der Vorstellung habe er sich so übel befunden, daß er schon im Begriff gestanden, sich zu entschuldigen; allein da er den ungeheuren Zulauf an diesem Tage gesehen, so sei es ihm gar zu empfindlich gewesen, die Zuschauer wieder nach Hause zu schicken; er habe sich Gewalt angethan, und fast bis zu Ende gespielt. Schon in der Scene, wo er sich todt stellt, sei ihm so schlimm geworden, daß er kaum wieder aufstehen können. Da habe man ihm gerathen, die Rolle nicht auszuspielen, sondern sich zu Bett bringen zu lassen. Da jedoch die Aufführung schon weit vorgerückt gewesen, so habe er gemeint, er könne es wohl noch aushalten bis zu

Ende. In der Scene mit den Aerzten, wo er von Rhabarber und Sennesblätter spricht, sei ihm Blut aus dem Halse gekommen, worüber sowohl seine Kameraden als das Publikum sehr bestürzt geworden, und dann erst habe man ihn eilig nach Hause geführt, wohin seine Frau ihm gefolgt, und sich, so gut es ihr gelingen wollen, betrübt gestellt.

Eine Menge witziger und witzig sein sollender Gedichte erschienen, durch diese seltsame Todesart veranlaßt. Das beste darunter war lateinisch:

Roscius hic situs est tristi Molieres in urna,
Cui genus humanum ludere, ludus erat.
Dum ludit mortem, mors indignata jocantem
Corripit, et mimum fingere saeva negat.

Auch eine Grabschrift lautete ähnlich:

»Hier liegt, der auf der Bühne des menschlichen Lebens Affe war. Einst wollte er auch den Todten spielen, und spielte ihn so schön, daß der entzückte Tod aus der Kopie ein Original machte.»

Bayle sagt, ihm sei von vielen glaubwürdigen Leuten versichert worden, daß Moliere blos aus Liebe zu einer hübschen Schauspielerin sich der Bühne gewidmet, wie das schon oft geschehen und noch oft geschehen wird. Aber seine Augen verstanden besser zu wählen als sein Herz, denn bei der wohlgerathenen Schilderung des Kummers eifersüchtiger Ehemänner, soll die eigene Erfahrung ihm zu Hilfe gekommen sein. Dem Dichter machten Viele den Hof, allein der hübschen Frau des Dichters doch noch mehrere. Sie war die Tochter einer herumziehenden Komödiantin,

welche, zur Zeit ihrer Niederkunft, so viele junge Herren in Languedoc durch ihre Gunst beglückt hatte, daß sie den eigentlichen Vater des Kindes nie mit Gewißheit anzugeben wußte. Nur so viel betheuerte sie auf ihre Ehre, daß sie sich nie gemein gemacht, sondern immer nur Leute von Stande bei sich aufgenommen habe. Das war auch die einzige mütterliche Lehre, welche sie ihrer Tochter einpredigte. Moliere selbst hatte, wie man sagt, mit der Mutter sehr vertraut gelebt, woher das Gerücht entstand, er habe seine eigene Tochter geheirathet.

Er producirte sie zum ersten Male in der Princesse d'Elide, als Prinzeß, wo ihre Schönheit, durch die geschmackvolle Pracht der Kleidung noch mehr erhoben wurde. Moliere fand bald genug Ursache zu bereuen, daß er seine hübsche Frau den Blicken der lüsternen Höflinge bloß gestellt, denn der Graf von Lauzan verliebte sich rasend in sie, und sie verliebte sich rasend in den Grafen von Guise. Man ermangelte nicht, Moliere bemerken zu lassen, daß, während er den ganzen Hof zu belustigen strebte, der ganze Hof sich alle Mühe gab, seine Frau zu belustigen. Er stellte sie zur Rede; er erinnerte sie an Alles, was er für ihre Erziehung gethan; an seine zärtliche Liebe; an sein Betragen als Ehemann, welches immer noch mehr dem eines Liebhabers glich; er fragte, ob er es um sie verdient habe, daß sie ihn zum Gespött mache? — Sie weinte, sie schluchzte, sie bekannte ihm ihre Liebe zu dem Grafen Guise, schwur aber, es sei nichts Böses zwischen ihnen vorgefallen, bat, ihrer Jugend diese erste und einzige Verirrung zu verzeihen, und betheuerte

daß die Erinnerung an seine Wohlthaten sie vor jedem Rückfall schützen werde. Moliere, durch ihre Thränen ganz von ihrer Tugend überzeugt, erschöpfte sich in zärtlichen Entschuldigungen wegen seiner Uebereilung, und — Alles blieb beim Alten. Die Frau Gemahlin trieb es ärger als zuvor. Dienstfertige Freunde öffneten ihm abermals die Augen. Nun ging er weniger schonend mit ihr um, und drohte sogar sie einzusperren. Diesmal ließ sie es nicht bei Thränen und Schluchzen bewenden, sie fiel nun auch in Ohnmacht, und siehe da, der arme verliebte Mann kroch abermals zu Kreuze. Allein sie mochte wohl glauben, eine so schöne Gelegenheit, sich ganz von ihm zu trennen, werde sich so bald nicht wieder ereignen, denn sie stimmte einen höheren Ton an, sagte, sie sei es müde, von ihm gemißhandelt zu werden; sie sei unschuldig, allein er selbst unterhalte noch immer einen verdächtigen Umgang mit einer gewissen Schauspielerin, die auch in seinem Hause wohnte; darum möge er nur in Gottes Namen Anstalten zu einer Scheidung treffen, denn sie könne es nicht länger mit ihm aushalten.

Vergebens bot der gute Moliere alles auf, die gekränkte Unschuld zu besänftigen. Sie verabscheute ihn seit diesem Augenblicke, und wenn er als liebkosender Ehemann sich ihr nähern wollte, wies sie ihn verächtlich zurück. Diese Bosheit und ihre fortgesetzten Ausschweifungen bewogen ihn endlich in eine Trennung von Tisch und Bett, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, zu willigen; aber — sollte man es glauben? — er mußte sich die höchste Gewalt an-

thun, um diesen Entschluß zu fassen, und selbst, nachdem er ihn ausgeführt, bereute er ihn unaufhörlich, was auch seine Vernunft dagegen sagen mochte; denn geistreiche Menschen haben gewöhnlich das Unglück (oder Glück) auch sehr sinnlich zu sein. Eines Tages fand Chapelle ihn sehr niedergeschlagen in seinem Garten. Er schämte sich anfangs, die Ursache zu verrathen. Als aber sein Freund in ihm drang, machte er endlich seinem Herzen Luft und bekannte, er sehne sich nach seiner Frau.

Chapelle erinnerte ihn, wie wenig es gerade i h n kleide, der die betrogenen Ehemänner so oft auf der Bühne lächerlich gemacht, jetzt in allem Ernst eine solche unwürdige Rolle zu spielen. »Ich an deiner Stelle« — fuhr er fort — »sobald ich von der Untreue meiner Frau überzeugt wäre, würde sie verachten — würde plötzlich von meiner Leidenschaft geheilt werden — würde mich rächen — würde sie einsperren.« —

»Hast du jemals geliebt?« unterbrach ihn Moliere.

»O ja, doch wie ein vernünftiger Mensch.«

»Nun dann hast du noch nie geliebt, und weißt nicht, daß die Liebe die Vernunft unterjocht. Wenn ich dir meine Leiden, meine Sehnsucht schildern könnte, du würdest Mitleid mit mir haben. Nein, ich kann und werde diese Leidenschaft nie überwinden, und wenn ich mir vorstelle, daß meine Frau vielleicht einen eben so unüberwindlichen Hang zur Koketterie hat, so fange ich an sie zu entschuldigen.« — Sein Freund zuckte die Achseln und ging.

So war das harte Schicksal des Dichters, den Hof

und Stadt bewunderten, und der — während er Hof und Stadt belustigte — daheim in häuslichem Gram sein Herz verzehrte. Wie oft mag er mit Horaz ausgerufen haben: Wäre ich doch lieber der elendeste Schriftsteller und zufrieden, als ein gefeierter, kummervoller Dichter!

Moliere schrieb seine Stücke mit einer unglaublichen Leichtigkeit; natürlich konnten sie nicht Alle von gleichem Werthe sein. Es gab Leute, welche seinen Werken den Vorzug vor Allem gaben, was Rom und Griechenland in dieser Gattung geliefert; oder — die, gleich den Schlegel's, immer die Alten im Munde führten, lächelten vornehm darüber. Indessen behauptet doch selbst der scharfsinnige und geschmackvolle Bayle, daß die Alten im Lustspiel von den Neuern übertroffen worden. »Vielleicht,« — sagt er — »kommt das daher, daß die Feinheiten eines Aristophanes nicht so von Jedermann empfunden werden, als die eines Moliere; denn, um die griechischen Komiker richtig zu beurtheilen, muß man die Athenienser ganz kennen. Es gibt ein lächerliches, welches allen Zeiten und allen Völkern — ein anderes, welches nur gewissen Jahrhunderten und gewissen Nationen gemein ist. Manche Scenen im Aristophanes, bei denen vielleicht die Athenienser herzlich lachten, scheinen uns erbärmlich fade, weil wir den Fehler, oder die Anekdote, oder den vorübergehenden Geschmack nicht kennen, gegen welche diese Scenen gerichtet waren. Hingegen wenn Moliere die Lächerlichkeiten unsers Zeitalters schildert, so fühlen wir das auf der Stelle. Ja, mir scheint, daß er selbst in solchen feinen Spöttereien,

die zu allen Zeiten bei allen gebildeten Nationen Glück machen, fruchtbarer sei, als Aristophanes und Terenz; und diese sind es auch, die in keiner Uebersetzung verloren gehen, sie sei so schlecht sie wolle.» — (Uebrigens hält Bayle die Uebersetzung eines Moliere'schen Lustspiels in einer fremden Sprache für sehr schwer; ein Trost für den Herausgeber, dem einst dieses Wagestück wenigstens nicht ganz mißlang.)

Der Neid hat Moliere auch vorgeworfen, er habe die meisten Pläne zu seinen Stücken aus italienischen Komödien geschöpft. Es waren aber auch nicht seine Pläne, die ihn so berühmt machten (denn die sind oft sehr dürftig), sondern die Bearbeitung, die pikante Sauce, durch die er seine Schüsseln zu würzen wußte. Hatten wir doch auch eine Maria Stuart, ehe Schiller eine schrieb.

Natürlich machte man auch die komischen Uebertreibungen Moliere zum Verbrechen (so wie das dem Herausgeber, der sich übrigens gar nicht mit Moliere zu vergleichen wagt, oft widerfahren ist). Bayle, der kritische Bayle, entschuldigt ihn sehr sinnreich. Er verweist auf den Prolog des Terenz zu der Andria:

Poeta quam primum animum ad scribendum appulit, id sibi negotii credidit solum dari populo ut placerent quis fecisset fabulas. — Er verweist auf die Antwort, welche Cynthio dem St. Evremont gibt: »Die besten Schauspieler würden Hungers sterben, wenn sie keine andere als vortreffliche Stücke geben wollten.»

Dem Geschmack des Publikums, sagt er, muß das

Schauspiel angemessen sein; viele Zuschauer muß es herbei locken, denn sonst — wäre es auch ein Elixir und eine Quintessenz von schönen Gedanken — wird es dennoch die Schauspieler ruiniren und dem Volke zu nichts nutzen.

Bayle macht bei dieser Gelegenheit eine Abschweifung, um von seinem eigenen Werke zu reden, welches ihm selten widerfährt; allein man merkt, daß eben diese Gattung von einseitiger Kritik seinen Unwillen erregte. »Was geht das mich an? sagt der Eine. Wozu die vielen Citate? ruft ein Anderer — die leichtfertigen Einfälle? ein Dritter — die philosophischen Gedanken? ein Vierter. Freilich, wenn ich mich blos nach dem Geschmack solcher Leute hätte richten wollen, so würde ich ein Buch gemacht haben, welches zwar ihnen gefallen, aber hundert Andern mißfallen hätte, und welches im Buchladen vermodert sein würde. Ei! mögen doch die Herren in Gottes Namen mit Sokrates ausrufen (als er auf einem Jahrmarkte herum spazirte): Wie viele Dinge, deren ich nicht bedarf! — Der Jahrmarkt wird aber darum doch bleiben was er ist.»

Gerade dasselbe konnte Moliere auch den Schlegel's seiner Zeit zurufen: »Wenn ich nur euch gefallen wollte, so bliebe mein Schauspielhaus leer.» — Fast zwei Jahrhunderte haben nun zwischen seinen Neidern und ihm entschieden. Jene sind vergessen, ganz vergessen, Moliere lebt noch.

Und fürwahr, ein Schauspieldichter ist glücklich zu preisen, wenn er auch nur seine Zeitgenossen angenehm unterhalten hat, während in den gräcisirten Albernhei-

ten gegähnt wurde. Es gibt Dichter, wie Schiller, die man mit Recht unter die Sterne versetzt, und die ewig von oben herab leuchten werden; es gibt Andere, die dem bunten chinesischen Schmetterling gleichen, welche man Laternenträger nennt. Er besitzt ein phosphorisches Licht, das stark genug ist, um den Weg eines Menschen bei Nacht zu erhellen. Stirbt er, so verschwindet dieses Licht. In Gottes Namen! er hat doch auch geleuchtet, Vergnügen und Nutzen geschafft; er hat vielleicht Manchem seinen dunkeln Weg erheitert. Ich bin es wohl zufrieden, wenn man meine Schauspiele mit dem Licht dieses Laternenträgers vergleicht.

Schilderung eines Gouverneurs des großen Moguls.

(Nach Mandelsloh.)

Da wir alle Hoffnung haben, dergleichen Gouverneure bald in ganz Europa zu verehren, so werden wir wohl thun, uns bei Zeiten mit ihren Manieren bekannt zu machen. — Der Gouverneur von Amadabath — er hieß Areb-Chan — war schon ein Mann von sechzig Jahren, der eine Kleinigkeit von fünfzig Millionen Thalern im Vermögen besaß, fünfzig Elephanten und zwölf tausend Reiter unterhielt. Er hatte vor Kurzem seine Tochter mit dem zweiten Prinzen des großen Moguls vermählt, und ihr zur Aussteuer zwanzig Elephanten, tausend Pferde und

sechshundert Wagen mit Kostbarkeiten beladen, mitgegeben. Sein Hofstaat bestand aus hundert Personen und vierhundert Sklaven, sämmtlich auf das Prächtigste gekleidet. Nur er trug sich sehr einfach (wie alle große Männer), außer an festlichen Tagen, wo er auf einem Throne prunkte, von einer zahlreichen Garde umgeben war, und Fahnen vor sich hertragen ließ.

Mandelsloh besuchte ihn einst und wurde sehr höflich empfangen. Ungeachtet er eben Briefe schrieb und Befehle diktirte, so unterbrach er doch von Zeit zu Zeit seine Geschäfte, um dem Fremdling ein paar höfliche Worte zu sagen, wobei er aus einer langen Pfeife rauchte, die ein Sklave hielt. Bald darauf ging er in den Hof, um seine Truppen zu mustern (auf die Wachparade), untersuchte ihre Waffen, und ließ sie als Schützen sich üben. Die am besten trafen, erhielten Zulage zu ihrem Solde, die aber, wohl zu merken, denen abgezogen wurde, die schlecht geschossen hatten. Eine sehr empfehlungswürdige Manier, die Leute auf fremde Kosten zu belohnen, die, zu meinem Erstaunen, noch von keinem europäischen Fürsten nachgeahmt worden.

Mandelsloh wollte sich empfehlen, allein der Herr Gouverneur behielt ihn zum Mittagsmahl, und schimpfte bei der Tafel auf den König von Persien. Wieder eine Sitte, die uns völlig fremd ist, denn in Europa läßt man nur in den Zeitungen auf die benachbarten Mächte schimpfen.

Nach der Tafel erschienen zwanzig Tänzerinnen, die sich in Einem Augenblicke ganz nackend entkleideten, san-

gen, tanzten und Sprünge machten, trotz unsern besten Seiltänzern. Sie hatten kleine Reife, durch die ein Affe nicht geschmeidiger und behender hätte schlüpfen können. Ihre Musik bestand aus kleinen Trommeln und Pfeifen. Nachdem sie etwa zwei Stunden getanzt hatten, befahl der Gouverneur, eine andere Truppe solcher Mädchen herbeizurufen. Man sagte ihm, sie wären krank, und könnten heute nicht tanzen; allein er wiederholte den Befehl, mit dem Zusatz, sie in dem Zustande herzuführen, in dem man sie finden würde. Man wagte noch eine Gegenvorstellung, und nun wurde Areb-Chan zornig und drohte seinen Leuten mit der Bastonade. Da warfen sie sich ihm zu Füßen, und bekannten, die Tänzerinnen wären nicht krank, sondern schon irgendwo versagt, und hätten sich geweigert, vor Seiner Hoheit zu erscheinen, weil Hochdieselben sie nicht bezahlten.

Er lachte, schickte aber gleich ein Detaschement von seiner Garde hin, welche die armen Geschöpfe herbeiführten. Kaum waren sie in den Saal getreten, als er befahl, ihnen die Köpfe abzuhauen. Ihrer waren acht hübsche junge Mädchen. Sie heulten erbärmlich und baten kniend um ihr Leben, allein umsonst. In Gegenwart sämmtlicher Gäste, und ohne daß irgend Einer es wagte, Vorsprache zu thun, wurden sie auf der Stelle hingerichtet.— Der Herr Gouverneur mochte wohl merken, daß Mandelsloh sehr bestürzt bei diesem unerwarteten Schauspiel war. »Wundern Sie sich nicht,« sagte er zu ihm, »wenn

ich es anders machte, so würde ich bald nicht mehr Herr in Amadabath sein. Fürchten muß man meine Autorität, sonst würde man sie verachten."

Diese Worte sind in der That merkwürdig, weil ein Despot sich selbst das Zeugniß gab, daß man ihn nur fürchten oder verachten könne. Andere mögen das auch wohl fühlen, aber sie sagen es nicht, sondern sind so klug sich anzustellen, als ob sie geliebt würden.

Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen.

(Nämlich Hamburger Korrespondenten.)

Vorwort.

Es gibt noch immer boshafte Menschen, welche unsere Könige und Fürsten und wohl gar den Größten unter ihnen zu verkleinern streben, indem sie aussprengen, es darf nichts gesagt oder gedruckt werden, was nur den mindesten bescheidenen Zweifel über dieses oder jenes Faktum, diesen oder jenen Grundsatz enthalte, oder was eine Klage über das jetzige Elend von Europa verlautbare. Der Verfasser der folgenden Bemerkungen würde glauben ein Verbrechen zu begehen, wenn er die Großen unsers aufgeklärten Zeitalters einer solchen Tirannei fähig hielte. Jeder Unterthan hat das Recht, seine Meinung bescheiden vorzutragen; ur ein Mißbrauch der Gewalt könnte dieses Recht ihm

rauben, und von keinem unserer jetzt lebenden Fürsten haben wir einen solchen Mißbrauch zu befürchten. Uebrigens ist ja auch zur Genüge bekannt und schon oft genug wiederholt worden, daß alles Unglück und aller Jammer in Europa blos von den Engländern herrührt, und daß selbst die auffallendsten Maßregeln, wenn sie etwa mit unsern gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht sich nicht vertragen, blos von den Engländern erzwungen worden sind. Auf diese allein fällt also am Ende Alles zurück, was etwa tadelnswürdig scheinen möchte. — Nur mit Zeitungsschreibern und schlechten Uebersetzern haben diese Bemerkungen es größtentheils zu thun. Die gebührende Ehrfurcht gegen unsere Machthaber ist überall beobachtet worden.

Nr. 209 des vorigen Jahres enthält einen schönen Zug von dem Staatsrath Steffart. Er bewog den Kaiser Napoleon, die Kontribution von acht Millionen Thaler, welche Königsberg allein zahlen sollte, auf ganz Ostpreußen zu vertheilen. Die Königsberger wollten ihm dafür ein Geschenk von zehn tausend Dukaten überreichen, welches er großmüthig ausschlug. Dafür wird er nun mit Türenne verglichen, dem einst eine deutsche Stadt hundert tausend Thaler bot, wenn er mit seiner Armee nicht über ihr Gebiet marschiren wolle; weil er nun ohnehin einen andern Weg zu nehmen gesonnen war, so gewährte er ihre Bitte gratis. Eben so Steffard, der ohne-

hin die begehrten acht Millionen zusammen brachte. In unsern Tagen ist allerdings mit einer solchen Uneigennützigkeit Ruhm verknüpft, allein dieser Ruhm ist blos eine Folge ihrer jetzigen Seltenheit, so wie man ein rares Buch bisweilen, nicht um des Inhalts willen, sehr theuer bezahlt. Die Handlung war lobenswürdig, mehr ließ sich nicht von ihr sagen. Ob Türenne oder Steffart das größere Lob verdient haben? das ließe sich nur dann entscheiden, wenn man mit ihrer Lage als Privatmänner bekannt wäre. Hätte zum Beispiel einer von ihnen in eigener großer Geldnoth dies Geschenk ausgeschlagen, so wäre er sonder Zweifel der lieblichste; und hätte er vielleicht gar seine schmachtende Familie, seinen verarmten Freund lieber ohne Unterstützung gelassen, als eine Summe ihnen zugewendet, deren Annahme ein edles Pflichtgefühl ihm verbot, so dürfte er sogar auf Ruhm Anspruch machen, der durch Bekämpfung von Neigungen, die mit dem Wohl des Ganzen im Widerspruch stehen, sicherer erobert wird, als durch die Eroberung von Batterien. Waren aber beide ohnehin reich genug, um ihre Wünsche zu befriedigen, nun so thaten sie wenig mehr als der Wilde, der die Goldstücke der Reisenden verschmäht, weil er sie nicht brauchen kann. — Es hat in andern Zeiten Männer gegeben, welchen das bloße Anerbieten eines solchen Geschenks eine Beleidigung schien.

In derselben Nummer steht ein Patent des Königs von Dänemark, welches sämmtlichen dänischen Untertha-

nen *Sparsamkeit* empfiehlt. Es muß also doch in Dänemark noch etwas zu ersparen geben? —

Nr. 210 liefert ein Bülletin, in welchem gesagt wird: ein hessendarmstädtisches Regiment habe die Reputation der Truppen dieses Landes nicht behauptet; der Oberst und der Major schienen *mittelmäßige* Leute zu sein u. s. w. — Hieraus muß man schließen, daß dieses Regiment und besonders dessen Oberst und Major ihre Pflicht nicht gethan haben, und folglich muß man die Nachsicht des Feldherrn bewundern, der nicht etwa ein Kriegsrecht über sie verhängte, und auf die *übliche Weise* ihre Schuld dem Publikum als *erwiesen* darstellte, sondern der sich damit begnügte, sie in einem Bülletin für *mittelmäßige* Leute zu erklären. Da nun das Wort *mittelmäßig* gar vieler Auslegungen fähig und im Grunde nicht beschimpfend ist, so haben jene Offiziere wirklich von Glück zu sagen, daß sie so gnädig durchgekommen sind.

In derselben Nummer stehen Briefe der vormaligen Königin von Neapel. Sie haben den Herausgeber der Biene überzeugt, daß das Urtheil, welches er in seiner Reise nach Italien über diese hochgesinnte Frau fällte, wohl gegründet war, denn — abgesehen von dem, was sie etwa gegen Frankreich enthalten, und was er natürlich nicht billigen darf — so athmen sie unwidersprechlich eine Herzlichkeit, eine Anspruchlosigkeit, eine Mutterliebe, die ihr jeden unbefangenen Leser gewinnen. Ob sie auch Scharfblick in der Politik verrathen, darüber kann ein Laie in dieser furchtbaren Kunst nicht entscheiden. Sie erzählt unter andern:

Viele Leute hätten geglaubt, das Ungewitter abzuwenden, wenn der König, ihr Gemahl, der Krone zu Gunsten seines Sohnes entsagte, aber, setzt sie hinzu: »ich glaube es nicht, und bin überzeugt, daß man das Königreich Neapel will.«

Vermuthlich hat sie hierin geirrt. Man hat das Königreich Neapel freilich genommen, aber ob man es *wollte*, das ist eine andere Frage.

In Nr. 1 dieses Jahres wird den hessischen Offizieren, die sich auf dem Marsch außer Landes befinden, durch ein *Dekret* erlaubt, einen Theil ihrer Besoldungen *ihren Frauen anzuweisen*. Da diese Befugniß ein natürliches Recht zu sein scheint, welches nicht erst durch ein Dekret zu erwerben wäre — (indem sich schwerlich denken läßt, daß ein Staat die Männer, die ihr Blut für denselben vergießen, erst *berechtigen* müßte, das mit ihrem Blute erworbene Geld mit denen zu theilen, die sie am liebsten auf der Welt haben) — so muß man vermuthen, daß dieses Dekret mehr eine *Ermahnung* als eine Erlaubniß enthalte. Doch freilich würde es hinwiederum den Herren Ehemännern nicht zur Ehre gereichen, daß sie einer solchen Ermahnung bedürften.

Nr. 2 liefert den Armeebefehl, durch welchen *ein gewisser Stein* (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suche, für einen Feind Frankreich's und des rheinischen Bundes, und seiner Güter verlustig erklärt wird. Er soll ergriffen werden, wo man seiner habhaft werden kann. — Das ist eine *Achtserklärung*,

und es ist interessant, die Formel derselben mit der zu vergleichen, die vor tausend Jahren üblich war. Damals lautete sie folgender Gestalt: »N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheischen und gefordert hat, und wir dir darum geschrieben und Rechtstage gesetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verschmähet hast, und uff solche Forderung außenblieben, und unserm Gebot widersessig und ungehorsam gewesen und noch bist, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und setzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer wissenhaftigen Witwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen, deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in dem Wasser. Wir erlauben dich auch manniglichen uff den Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid hat, da sollt du keines haben, und wir weisen dich die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teufels bei der Eider in der Sach.« (Burgermeister Corpus juris publici et privati. T. 1.) — Man bemerkt hier sogleich, wie viel milder und humaner in unserm Zeitalter solche Dinge ausgedrückt werden. Der gewisse Stein wird nicht in's Teufels Namen auf die vier Straßen der Welt gewiesen, sein Fleisch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen im Wasser zugetheilt, sonder es heißt ganz einfach, er solle ergriffen werden, wo m

ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber selbst wenn das geschehen sollte, wird man ihn vermuthlich blos erschießen und dann begraben.

Es möchte scheinen, als hätte die tausendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man sich darin auf Rechtstage beruft, welche dem Beklagten gesetzt worden, und daß man erst alsdann das Urtheil gesprochen, als er Alles verschmäht hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrscheinlich noch nicht erwiesen war, die Schuld des gewissen Stein hingegen vermuthlich als erwiesen anzusehen ist.

Man möchte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen sein, dessen Erb und Eigen hingegen dessen Kindern gehören sollen; aber auch die Güter des gewissen Stein sind ja vor der Hand nur sequestrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kaiser Napoleon läßt sich mit Grund erwarten, daß die Kinder des gewissen Stein (wenn er anders welche hat) nach dem Ausspruch der Bibel, die Missethat ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens scheint es fast — so schwer auch das Schicksal ist, den Zorn des größten und mächtigsten Monarchen zu tragen — daß ein Schwärmer, wie dieser gewisse Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreich's (der großen Nation) und des rheinischen Bundes erklärt zu werden.

In Nr. 1 liest man das Verdammungsurtheil von zehn Grands von Spanien, die (verdientermaßen) vor ein

Kriegsgerichts gestellt und dann erschossen werden sollen. — Unter die vortrefflichen neuen Einrichtungen Frankreich's, die uns Deutschen noch nicht hinreichend bekannt sind, gehören wohl auch die Kriegsgerichte. Wir sind gewöhnt, mit dem Begriff eines Gerichts immer auch den einer Untersuchung zu verbinden. Im vorliegenden Falle scheint es nun, als ob keine Untersuchung vorhergehen solle, da das Urtheil, erschossen zu werden, bereits gesprochen ist. Vermuthlich hat also das Kriegsgericht nur über die Identität der Person zu erkennen. Da es hierin gänzlich von unsern vormaligen Kriegsgerichten abweicht, so wäre zu wünschen, daß irgend ein kundiger Schriftsteller uns mit der neuen, gewiß nachahmungswerthen Organisation desselben bekannt machte.

Nr. 3. In einer Rede des Kaisers Napoleon an die Deputation von Madrid äußerte er den erhabenen Gedanken: »Da es nur Einen Gott gebe, so dürfe es auch in jedem Staate nur Eine Justiz geben.« — Wahr und schön! und man kann sich nicht genug verwundern, wie Deutschland, die Schweiz und selbst Frankreich so viele Jahrhunderte hindurch bei so mancherlei Rechten haben bestehen und sogar ziemlich glücklich sein können? — Wie unrecht hatte Montesquieu, zu behaupten: »Die Gesetze müssen dem Volke, für welches sie geschrieben wurden, so sehr angemessen sein, daß es ein großer Zufall ist, wenn die Gesetze Einer Nation für eine andere passen.« (Les loix doivent être tellement propres au peuple pour lequel elles sont faites, que c'est un très grand hazard, si celles

d'une nation peuvent convenir à une autre.) Esprit des loix. L. 1. C. 3.

Ja, er fährt fort: »Die Gesetze müssen sich auch auf die physische Lage des Landes beziehen, auf das kalte, heiße oder gemäßigte Klima, auf die Beschaffenheit des Bodens, die Lebensweise der Bewohner, Jäger, Hirten oder Ackersleute, auf den Grad der Freiheit, der mit der Konstitution verträglich ist, auf die Religion der Einwohner, ihre Neigungen, Reichthümer, Zahl, Handel, Sitten und Gewohnheiten.”

Guter Montesquieu! wie würdest du erstaunen, wenn du sehen könntest, daß das Genie deiner Landsleute einen Codex erschaffen hat, der für alle Völker paßt, sie mögen am Po oder an der Weichsel wohnen. —

Ferner hat der große Napoleon in derselben Rede noch ein merkwürdiges Wort ausgesprochen; er bekennt nämlich: „daß erst die Nachkommen ihn als ihren neuen Schöpfer segnen werden, weil die jetzige Generation verschieden denke, da zu viele Leidenschaften in Bewegung gesetzt worden.” Also darf man es diesem großen Manne wohl nachsprechen: Ja, die jetzige Generation denkt allerdings verschieden; sie beweint ihr zerstörtes Glück, glaubt aber nicht viele Leidenschaften, sondern nur eine in Bewegung gesetzt zu sehen, und diese eine, unersättliche (nämlich die Herrschsucht der Engländer) kann für Tausende gelten. Wohl dem Kaiser Napoleon, daß er auf den Segen der Nachkommen zählt! Denn für einen Helden, der das Gute ernstlich will, und der Schöpfer

eines neuen Guten zu werden strebt, muß es doch bisweilen bitter sein, sich und andern sagen zu müssen: die jetzige Generation denkt verschieden, segnet mich nicht, erst die Nachkommen werden es thun. — Doch die Undankbarkeit der Zeitgenossen war stets der Lohn großer Männer. Die Nachkommen — die das Blut derer, die jetzt täglich erschlagen werden, nicht mehr sehen, die Seufzer derer, die jetzt täglich ihr Eigenthum brennen und zerstören sehen, nicht mehr hören — die Nachkommen werden den neuen Schöpfer segnen! — — — —

In derselben Nummer wird etwas erzählt, was wohl einer Erläuterung für unkundige Leser bedürfte. Die sieben tausend Franzosen, heißt es, welche Portugal verließen und sich in Quiberon ausschifften, »waren mit Gold beladen, es gab keinen Soldaten, der nicht um seinen Leib eine Katze mit Goldstücken angefüllt trug, und die Zahl der Warenpacke waren unermeßlich. Was die Franzosen mit fortgenommen, schätzt man auf zwei Millionen Pfund Sterling.« Da die Franzosen nicht als Feinde in Portugal eingerückt waren, so müssen dieses Gold, diese Katzen und diese Warenpacke wohl englisches Eigenthum gewesen sein. — Aber wie kamen die Soldaten dazu? wurde es nicht für die Regierung in Beschlag genommen? oder war diese so freigebig, es gleich in viele tausend Katzen zu vertheilen? —

In Nr. 4 hat der Zeitungsschreiber von Stralsund ein wenig radotirt. Er zieht nämlich über die arme

Schriftsteller, die noch deutsch denken, und namentlich über den Herrn von Cölln los. Allerdings möchte dieser Mann in vielen Hinsichten schwer zu vertheidigen sein, aber diejenigen Aeußerungen, wegen welcher er hier angegriffen wird, gereichen ihm offenbar zur Ehre. Er hatte nämlich eine Ermahnung an die Schlesier ergehen lassen, dem Könige von Preußen Kanonen, Geld, Tuch, Leinewand, Getreide, Fourage und Pferde zu liefern, statt leerer Phrasen und Gratulationen, aus welchen man keine Kanonen gießen und kein Gold münzen könne. Nun, alles das war doch sehr vernünftig und wahr? Allein der gestrenge Herr in Stralsund meint: »diese schöne Tirade sei weiter nichts, als eine Einladung an Geistliche und Mönche, ihre Kirchen und Klöster zu verlassen, und aufzuhören die Moral zu predigen, um lauter Cartusche zu bilden,» (vermuthlich aus dem französischen übersetzt: pour former des Cartouches, der Uebersetzer war aber ein ungeschickter Mensch, denn man weiß jetzt nicht, ob unter Cartusche jener berüchtigte französische Räuber oder Patronen zu verstehen seien?) »alsdann — meint der Stralsunder — wäre die Uebersetzung der spanischen Thorheiten vollständig.» (Auch diese Redensart klingt ganz französisch, kein Deutscher drückt sich so aus.) »Wenn es wieder Krieg gibt,» so fährt er fort, »sollen die militärischen Befehlshaber über alle dergleichen Besessene prompte Justiz üben.» Also ein Patriot, der seine Landsleute ermahnt, ihren König zu unterstützen, ist ein Besessener? — O du armseliger Quidam, und elender Uebersetzer! der

du dich herliehest, um in deutscher Sprache auch noch den letzten Funken des deutschen Patriotismus zu ersticken, welch ein Fest wäre es für jeden echten Deutschen, wenn an dir (nicht über dir) prompte Justiz geübt würde. —

Ueberhaupt sollte man, um den Deutschen mehr Vertrauen zu solchen Bekanntmachungen einzuflössen, für bessere Uebersetzer sorgen. In derselben Nummer stößt man abermals auf eine Bekanntmachung, die Jeder, der ein wenig französisch versteht, an ihren Wendungen und Ausdrücken augenblicklich für ein französisches Original erkennt. »Die französischen Autoritäten,“ heißt es, »haben vor ihrem Abgang aus Berlin alle diejenigen Individuen kommen lassen, welche bekannt waren, entweder ihre Talente oder ihre Feder gemißbraucht zu haben (nicht französisch Gesinnte), und haben mit dem Ernst der Weisheit zu diesen Schwindlern gesprochen, sie gewarnt u. s. w.“ Dafür sollen alle Vernünftige (das heißt: französisch Gesinnte) den französischen Autoritäten, als für einen ihrem Vaterlande geleisteten, unter jetzigen Umständen wichtigen Dienst gedankt haben. Aber bedachten denn diese Vernünftigen gar nicht, daß ihr biederer König bei seiner Zurückkunft wohl selbst wissen werde, was er mit den Schwindlern anzufangen habe? —

Nr. 5 kündigt uns an, daß das Gesetzgebende Korps in Frankreich geschlossen worden. Bei dieser Gelegenheit sagte Fontanes: Einige Meinungen wären verschieden gewesen, allein die Absichten gut. Diese Verschiedenheit der Meinungen, vernünftig an den Tag gelegt, sei

bisweilen die schönste Huldigung, welche man der monarchischen Gewalt darbringen könne, denn es beweise, daß die Freiheit sich nicht entfernt habe, sondern nur aufgehört habe, gefährlich zu sein.

In Deutschland haben wir von dieser Verschiedenheit der Meinungen nie etwas erfahren. Gefährlich ist sie nun um so weniger, da das gesetzgebende Korps geschlossen worden, und der Beweis, daß die Freiheit sich nicht entfernt habe, ist sonder Zweifel überflüssig.

Uebrigens ist der Inhalt von Nr. 5 für alle Kapitalisten erfreulich, die mit ihrem Gelde verlegen sind, denn in Neapel werden viermal hundert tausend Dukaten geliehen, um die noch rückständigen Summen an die französische Armee zu bezahlen; in Baden werden neue Staatsobligationen für sechs Millionen Gulden creirt, und in Berlin werden zweimal hundert tausend Thaler geborgt, und erklärt, daß man bald noch einmal so viel borgen werde. Für die Nichtkapitalisten hingegen, denen es schon sauer wird, den hamburgischen parteiischen Korrespondenten zu bezahlen, ist es unangenehm, in diesem Blatte etwas zweimal bezahlen zu müssen. Es war nämlich in einem der vorhergehenden Blätter ein seichtes Lobgedicht abgedruckt — (denn es gehört bekanntlich zu den nicht geringen Beschwerden der Großen, daß sie sich in schlechten Gedichten müssen lobhudeln lassen wie Bürger es nannte). — Jene Lobhudelei hatten wir längst vergessen, oder gar nicht einmal gelesen; allein zum Unglück soll die Abschrift fehlerhaft gewesen sein, das wird uns nun in einem langen

Artikel verkündigt, und das ganze schlechte Gedicht wird wahrhaftig noch einmal abgedruckt. — Wenn ich Minos wäre, so würde ich einst den Hamburger Korrespondenten verdammen, ein paar Millionen Jahre lang nichts als diese Verse zu lesen. —

Nr. 6 und mehrere der folgenden Nummern liefern allerlei Beweise von der traurigen Wahrheit, daß die jetzige Generation sich nicht allzuwohl befindet, und daß man es ihr also nicht verargen kann, wenn sie noch nicht in diejenigen Segnungen ausbricht, mit welchen die Nachkommen, beliebt es Gott, den neuen Schöpfer überschütten werden. In den Fabriken der Schweiz herrscht große Nahrungslosigkeit; (Nr. 6) in der Maaß waren im Jahre 1807 zweihundert vierundneunzig Schiffe angekommen und hundert einundneunzig ausgelaufen, im Jahre 1808 nur dreiundsechzig ein- und siebenundsechzig ausgelaufen; (Nr. 7) in Wien brachen fast täglich Bankerotte aus; (Nr. 8) in Dänemark wurde eine neue Anleihe negozirt; (Nr. 9) in Rom wurden die Mädchen gar nicht mehr verheirathet; (Nr. 10) in Amsterdam nahm die Zahl der Armen täglich zu; (Nr. 11) in Holland gab es eine neue Anleihe von zwanzig Millionen Gulden; (Nr. 13) in Breslau wurden die Rückstände scharf beigetrieben, weil die Abtragung der Kontribution an Frankreich es nothwendig machte; (Nr. 14) Frankfurt hatte gar keinen Handel mehr; (Nr. 15) in der Neumark und in Pommern hauste eine Räuberbande von hundertfünfzig Mann; (Nr. 15) unter den Webern in Augsburg herrschte Nah-

[illegible] Eisen= und Stahlfabrikan=
[illegible] Schlesiens wanderten
[illegible] auf zwei bis vier Jahr in's
[illegible] gelegt werden, weil sie im
[illegible] (Nr. 18) in Lit=
[illegible] hatten; (Nr. 20)
[illegible] Hunger und Durst; (Nr. 20)
[illegible] nach=
[illegible] Stille der
[illegible] schreiben solle,
[illegible] Beilage eines
[illegible] Anleihe von
[illegible] Danzig war alles
[illegible] von acht=
[illegible] wurde
[illegible] ober=
[illegible]
[illegible] ein Herr
[illegible] Handlungs=
[illegible] seinen Bei=
[illegible] seinen Kin=
[illegible] weil das
[illegible] gelungen sei;
[illegible] Erhöhung
[illegible] daß sogar die
[illegible] deshalb erließ,
[illegible] schob;
[illegible] wurde zur außerordentliche

Kriegssteuer wieder auf drei Monate verlängert; (Nr. 24) Preußen verkaufte seine Domainen, um Geld für die Franzosen herbei zu schaffen; (Nr. 27) die Geldwagen passirten noch immer durch Frankfurt nach Mainz; (Nr. 32) im Isle de France war einiger Mangel an Wein und Mehl, wohl verstanden nur einiger, denn ein Faß Wein kostete nicht mehr als viertausend fünfhundert Piaster; (Nr. 33) in Genua sollte man Kriegsschiffe bauen und hatte kein Holz dazu; (Nr. 33) eben daselbst hatte man sich die Chokolate zum Frühstück ganz abgewöhnt, weil man keine hatte; (Nr. 33) siebentausend sechshundert ehemalige ostpreußische Beamte und ihre Familien erwarteten seit zwei kummervollen Jahren ihr Schicksal; viele derselben waren indessen schon durch Hunger, Kummer und Selbstmord umgekommen; (Nr. 34) im Hannöver'schen hieß es, daß den Justizkollegien vom 1. Januar an ihre Besoldungen bewilligt worden (nachher hatten sie also keine?). Auch schmeichelte man sich mit der Hoffnung, daß eine abschlägige Bezahlung der Zinsen erfolgen würde; (Nr. 35) in Wien gab man dreizehn Gulden für einen Dukaten; (Nr. 37) in Brescia, Mantua und Mailand brachen viele Bankerotte aus; (Nr. 39) in Preußen mußte alles Silber in die Münze geliefert, oder durch eine schwere Auflage gelöst werden; (Nr. 42) in Schweden kostete die Tonne Erbsen neunzehn Thaler, Weizen siebzehn Thaler u. s. w.; (Nr. 42) ein Drittel von Saragossa war in die Luft gesprengt,

zwei Drittel von Bomben zerschlagen, zwanzigtausend Menschen in der Stadt gestorben, von fünfzigtausend Vertheidigern nur noch achtzehntausend übrig; eine pestartige Krankheit raffte täglich fünf bis sechshundert weg, die Straßen lagen voller Leichname, und in den Hospitälern fünfzehntausend Kranke; (Nr. 43) Erfurt schrieb zwölf Simpla aus, weil schon seit einiger Zeit die Landeskassen ganz erschöpft waren, und die Unterhaltung des französischen Militärs, der Pferde und des Hospitals — welche auf französischen Befehl vorschußweise von Stadt und Land geschehen mußte, diese harte Auflage erforderte. (Nr. 43.) In Kassel wurde ein neues Acciswesen eingeführt. Es betrifft Schlachtvieh, Getreide, Bier, Essig, Branntwein, Fleisch, Mehl, Tabak u. s. w., kurz alle die ersten Lebensbedürfnisse; (Nr. 44) in Mecklenburg-Schwerin wurde eine militärische Rekrutirungs-Kommission eröffnet; (Nr. 45) im Hannöver'schen sollte wieder ein außerordentlicher Holzhieb angeordnet werden; (Nr. 41) in Baiern mußte, wegen der Truppenmärsche, wieder eine außerordentliche Kriegssteuer auf drei Monat ausgeschrieben werden; (Nr. 49) auf dem polnischen Reichstage wurden über achtundvierzig Millionen neue Abgaben bewilligt; (Nr. 54) in Holland war die Staatsschuld auf zwölfhundert Millionen Gulden gestiegen, und die Interessen betrugen zweiunddreißig bis dreiunddreißig Millionen; (Nr. 54) dennoch wurde wieder eine neue freiwillige Anleihe von sechs Millionen eröffnet; (Nr. 56) [T]oskana erhielten die abgesetzten Regierungsbeamten

nur ein Drittel ihrer Gehalte, und das nur vom 1. Januar an; (Nr. 61) in Mecklenburg-Schwerin hatte alle junge Mannschaft das Glück aufgezeichnet zu werden, um gelegentlich ihr Blut zu vergießen, wenn sie auch nicht das gehörige Maß hatte; (Nr. 61) in Schweden wurden goldene Ringe, Halsketten und zehn Dukaten zusammen geschossen, um dem Vaterlande Geld zu schaffen, und der Reichsverweser dankte feierlich dafür; (Nr. 64) die Leipziger Messe war, wegen der Durchmärsche, sehr schlecht; (Nr. 65) in Neapel mußte jede Gemeinde, die das zufällige Unglück hatte, daß ein Räuber sich bei ihr versteckte, zweihundert Silberdukaten zahlen, und tausend sogar, wenn eine Militärperson getödtet wurde; (Nr. 68) in Stralsund, wo es an Brot mangelte, wurden siebenhundert Last Roggen gefordert; (Nr. 76) — Allen diesen gehäuften Jammer — von dem wir die Fortsetzung den Lesern vorzuseufzen uns vorbehalten — hat der parteiische Korrespondent in einem Zeitraum von fünfzehn bis sechzehn Wochen angekündigt. Hiezu kommen denn noch Wasserfluten ohne Zahl, Feuersbrünste und allerlei andere Kleinigkeiten, welche die jetzige Generation inkommodirten, und von welchen Allen die segnenden Nachkommen hoffentlich verschont bleiben werden.

Hingegen ist auch nicht zu läugnen, daß viel Schönes, Großes und Gutes in diesen sechzehn Wochen geschehen ist, welches gleichfalls treulich referirt werden soll. Der Göttinger Taschenkalender wurde confiscirt; (Nr. 7) in Flo-

renz wurde ein sechstes kaiserliches Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann; (Nr. 9) die Mainzer Domherrn wurden versorgt, und, ihrer großen Nützlichkeit wegen, zu Regensburg in ein Metropolitankapitel versammelt, welches allen ostpreußischen hungernden Beamten zu einigem Trost gereichte; (Nr. 9) in Paris wurde die wichtige Erfindung pour le nord gemacht, graue Haare schwarzbraun und schwarz zu färben, eine für unsere Zeiten köstliche Erfindung, da jetzt so viele schwarzbraune Haare sich plötzlich in graue verwandeln; (Nr. 10) in Amsterdam stellte man noch acht Aerzte für die Armen an; (Nr. 11) (einige Vorlaute hatten gerathen, lieber acht Brotmagazine für sie zu öffnen); (Nr. 13) auch waren nun in den Hauptstraßen Laternen, bei deren Schein man das Elend auch bei Nacht sehen konnte. Jung's Theorie der Geisterkunde wurde im Würtenbergischen verboten, damit sich Niemand vor dem Spuken der im Felde Gebliebenen fürchten möchte. (Nr. 13.) Statt des vernichteten Handels in Frankfurt am Main, wurde die St. Leonhardskirche wieder hergestellt, die lange verschlossen war; (Nr. 14) in Gröningen gewann Mademoiselle Scholtens und Mademoiselle Johannes goldene Ohrringe, weil sie in zwei Stunden zehn Meilen weit auf Schlittschuhen liefen; (Nr. 18) der Kaiser von China wurde katholisch, während es jetzt viele Leute gibt, die lieber chinesisch werden möchten; (Nr. 21) in Danzig wurde, unter dem Vorsitz des französischen Konsuls, eine neue Konstitution für die freie [St]adt Danzig gemacht, die nach Paris zur Bestätigung

geschickt werden sollte; (Nr. 17) die Juden hatten besonders eine große Freude darüber. — In Sachsen erhielten die Juden alle Vorrechte der westphälischen Unterthanen, und in Westphalen wurden sie gar schon mit Ordensbändern ausgeziert; (Nr. 17) das Mannheimer Journal politique hörte auf zu erscheinen (vermuthlich war es nicht politisch genug gewesen), und die Chronik der Deutschen wurde im Würtembergischen verboten; (Nr. 23) von Ajaccio nach Bastia wurde eine neue Landstraße angelegt, und Ajaccio erhielt durch Napoleon's Freigebigkeit neue Straßen und Märkte; (Nr. 22) in Deutschland war das Geld noch so häufig und überflüssig, daß ein Buchhändler der Frau von Stael für ihre Reise durch Deutschland viertausend Thaler bieten konnte, ohne noch die Handschrift gesehen zu haben; (Nr. 24) (es wird aber nicht gesagt, welcher Buchhändler.) — Doktor Paulet überreichte dem Kaiser Napoleon ein Werk über die Champignons, in welchem er diejenigen abbilden lassen, an welchen der Kaiser Claudius gestorben, so daß nunmehr die ganze Welt ruhig sein darf, wenn der Kaiser Champignons speist; (Nr. 28) in Erfurt (wo erwähntermaßen wegen Erschöpfung der Landeskassen zwölf Simpla ausgeschrieben worden) erhielten zweiundzwanzig Kaufleute die Erlaubniß, Uniform zu tragen, und sich kaiserliche königliche Ehrengarde zu nennen, worüber die Leute natürlich hoch erfreut waren, und vermuthlich auf der nächsten Leipziger Messe als echte Deutsche in ihren Uniformen stolzirten; (Nr. 28) in Madrid wurde den Leuten erlaubt z

tanzen (es ist nicht gesagt, nach welcher Musik); (Nr. 29) die Insel Reunion hatte das Glück, den Namen Bonaparte zu erhalten; (Nr. 29) während in Holland die Monate sich wieder in den Besitz ihrer alten Namen setzten, so daß man nun wieder Sprokkel moand sagen darf; (Nr. 31) in Magdeburg wurde der sogenannte große Karl hingerichtet. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob das Groß vor oder hinter einem Namen steht; (Nr. 31) in Halle richtete der Professor Reil Salzbäder ein, woraus man sieht, daß, wenn auch das Brot hie und da mangelt, doch das Salz noch im Ueberfluß vorhanden ist; (Nr. 32) ein neuer Beiname für den Helden des Tages wurde erfunden: Napoleomagne. Ein Deutscher erwarb sich dieses große Verdienst; (Nr. 34) der König von Westphalen war so gerührt über die Anhänglichkeit, welche die guten Einwohner von Braunschweig für seine Person äußerten, daß er versprach, künftig vier Monate im Jahr in Braunschweig zu residiren; (Nr. 35) da in Venedig gar kein Handel mehr existirt, und die Herren Kaufleute folglich Zeit haben, spaziren zu gehen, so ist ein schöner neuer Spazirgang à Castello daselbst angelegt, und auch das Theater alla fenice neu ausgemalt worden; (Nr. 40) in dem, wie man sieht, sehr begünstigten Braunschweig, wurde eine zweite königlich westphälische Lotterie publizirt, in der man das große Los gewinnen kann, auch hat der König dem Museum zu Kassel amerikanische Seltenheiten geschenkt; (Nr. 43) in Jerusalem ist zwar die Kirche über heiligen Grabe abgebrannt; die Kapelle des Grabes

selbst aber hat Gott wunderbarlich erhalten; (Nr. 43) die Stückknechte in Baiern wurden sämmtlich zu Fuhrwesens-Soldaten avancirt; (Nr. 49) in Danzig gab man einen großen Ball als der General Rapp zurückberufen wurde. Senatoren-Töchter umwanden ihn mit Guirlanden, überreichten ihm Lorbeerkränze, Vergißmeinnichtkränze, Gedichte, führten ihn zu seiner kolossalen Bildsäule, tanzten mit ihm. Endlich setzte er sich zu Tische, und trank auf das Wohl der freien Stadt Danzig. (Nr. 58.)

Aus allem diesen wird der Leser den Trost schöpfen, daß an vielen Orten das Böse von dem Guten überwogen wurde. Wer etwa zu dieser Behauptung den Kopf schüttelt, der frage nur die uniformirten Kaufleute in Erfurt, und die spazirengehenden Kaufleute in Venedig, und die Mainzer Domherren, und die Demoisellés Scholtens und Johannes in Gröningen, und die Senatoren-Töchter in Danzig ꝛc. ꝛc. — —

Nr. 7. Die Juden, die bekanntlich vielen Sinn für Heldenthaten haben, feierten zu Mainz die Siege in Spanien. — Auch zu Sitten im Walliserlande wurden die spanischen Siege durch einen Ball gefeiert, wo mitten in den Alpen die Eleganz der Pariser erschien. Aus der Carthause waren die alten Zierathen weggenommen, und an deren Stelle neue, sehr witzige aufgestellt. Der Leopard mußte sich in's Meer stürzen und ein Strumpfband hinter sich her schleppen, honny soit qui mal y pense.

Das Schreiben ist bekanntlich, seitdem der Buchhändler Palm seinen verdienten Lohn erhalten, sehr heilsa

rungslosigkeit; (Nr. 16) die Eisen- und Stahlfabrikanten, auch mehrere Einwohner Schlesiens wanderten aus, sollten aber arretirt und auf drei bis vier Jahr in's Zuchthaus oder auf die Festung gesetzt werden, weil sie im Vaterlande nicht verhungern wollten; (Nr. 18) in Litthauen that sich eine starke Räuberbande hervor; (Nr. 20) in Schweden gab es viel Hunger und Durst; (Nr. 20) sechs der ersten Magdeburger Kaufmannshäuser machten bekannt, daß bei der jetzigen außerordentlichen Stille der Handlung man ihnen so wenig als möglich schreiben solle, auch nur auf dünne Blättchen Papier und ohne Beilage eines Kourszettels; (Nr. 20) in Berlin wurde eine Anleihe von einer Million Thaler eröffnet; (Nr. 21) in Danzig war alles sehr theuer und man erfreute sich einer Garnison von achtzehntausend Mann; (Nr. 17) in Dänemark wurde eine Nothmünze geprägt; (Nr. 17) Lübeck eröffnete abermals eine gezwungene Anleihe, wegen der Fortdauer erschöpfender Ansprüche; (Nr. 22) ein Herr M—i—r in W—n zeigte nicht blos seinen Handlungsfreunden und Korrespondenten, sondern auch seinen Vettern, Universitätsfreunden, und endlich sogar seinen Kindern an, daß sie ihm nicht mehr schreiben sollten; weil das Porto zu einer unglaublichen Höhe gestiegen sei; (Nr. 22) in Hamburg erregte die ungeheure Erhöhung des Briefportos so viele Unzufriedenheit, daß sogar die Oberpostdirektion von Berg eine Erklärung deshalb erließ, worin sie die Schuld auf die fremden Postämter schob; (Nr. 25) in Hannover wurde die außerordentliche

Kriegssteuer wieder auf drei Monate verlängert; (Nr. 24) Preußen verkaufte seine Domainen, um Geld für die Franzosen herbei zu schaffen; (Nr. 27) die Geldwagen passirten noch immer durch Frankfurt nach Mainz; (Nr. 32) in Isle de France war einiger Mangel an Wein und Mehl, wohl verstanden nur einiger, denn ein Faß Wein kostete nicht mehr als viertausend fünfhundert Piaster; (Nr. 33) in Genua sollte man Kriegsschiffe bauen und hatte kein Holz dazu; (Nr. 33) eben daselbst hatte man sich die Chokolate zum Frühstück ganz abgewöhnt, weil man keine hatte; (Nr. 33) siebentausend sechshundert ehemalige ostpreußische Beamte und ihre Familien erwarteten seit zwei kummervollen Jahren ihr Schicksal; viele derselben waren indessen schon durch Hunger, Kummer und Selbstmord umgekommen; (Nr. 34) im Hannöver'schen hieß es, daß den Justizkollegien vom 1. Januar an ihre Besoldungen bewilligt worden (nachher hatten sie also keine?). Auch schmeichelte man sich mit der Hoffnung, daß eine abschlägige Bezahlung der Zinsen erfolgen würde; (Nr. 35) in Wien gab man dreizehn Gulden für einen Dukaten; (Nr. 37) in Brescia, Mantua und Mailand brachen viele Bankerotte aus; (Nr. 39) in Preußen mußte alles Silber in die Münze geliefert, oder durch eine schwere Auflage gelöst werden; (Nr. 42) in Schweden kostete die Tonne Erbsen neunzehn Thaler, Weizen siebzehn Thaler u. s. w.; (Nr. 42) ein Drittel von Saragossa war in die Luft gesprengt,

zwei Drittel von Bomben zerschlagen, zwanzigtausend Menschen in der Stadt gestorben, von fünfzigtausend Vertheidigern nur noch achtzehntausend übrig; eine pestartige Krankheit raffte täglich fünf bis sechshundert weg, die Straßen lagen voller Leichname, und in den Hospitälern fünfzehntausend Kranke; (Nr. 43) Erfurt schrieb zwölf Simpla aus, weil schon seit einiger Zeit die Landeskassen ganz erschöpft waren, und die Unterhaltung des französischen Militärs, der Pferde und des Hospitals — welche auf französischen Befehl vorschußweise von Stadt und Land geschehen mußte, diese harte Auflage erforderte. (Nr. 43.) In Kassel wurde ein neues Acciswesen eingeführt. Es betrifft Schlachtvieh, Getreide, Bier, Essig, Branntwein, Fleisch, Mehl, Tabak u. s. w., kurz alle die ersten Lebensbedürfnisse; (Nr. 44) in Mecklenburg-Schwerin wurde eine militärische Rekrutirungs-Kommission eröffnet; (Nr. 45) im Hannöver'schen sollte wieder ein außerordentlicher Holzhieb angeordnet werden; (Nr. 41) in Baiern mußte, wegen der Truppenmärsche, wieder eine außerordentliche Kriegssteuer auf drei Monat ausgeschrieben werden; (Nr. 49) auf dem polnischen Reichstage wurden über achtundvierzig Millionen neue Abgaben bewilligt; (Nr. 54) in Holland war die Staatsschuld auf zwölfhundert Millionen Gulden gestiegen, und die Interessen betrugen zweiunddreißig bis dreiunddreißig Millionen; (Nr. 54) dennoch wurde wieder eine neue freiwillige Anleihe von sechs Millionen eröffnet; (Nr. 56) in Toskana erhielten die abgesetzten Regierungsbeamten

nur ein Drittel ihrer Gehalte, und das nur vom 1. Januar an; (Nr. 61) in Mecklenburg-Schwerin hatte alle junge Mannschaft das Glück aufgezeichnet zu werden, um gelegentlich ihr Blut zu vergießen, wenn sie auch nicht das gehörige Maß hatte; (Nr. 61) in Schweden wurden goldene Ringe, Halsketten und zehn Dukaten zusammen geschossen, um dem Vaterlande Geld zu schaffen, und der Reichsverweser dankte feierlich dafür; (Nr. 64) die Leipziger Messe war, wegen der Durchmärsche, sehr schlecht; (Nr. 65) in Neapel mußte jede Gemeinde, die das zufällige Unglück hatte, daß ein Räuber sich bei ihr versteckte, zweihundert Silberdukaten zahlen, und tausend sogar, wenn eine Militärperson getödtet wurde; (Nr. 68) in Stralsund, wo es an Brot mangelte, wurden siebenhundert Last Roggen gefordert; (Nr. 76) — Allen diesen gehäuften Jammer — von dem wir die Fortsetzung den Lesern vorzuseufzen uns vorbehalten — hat der parteiische Korrespondent in einem Zeitraum von fünfzehn bis sechzehn Wochen angekündigt. Hiezu kommen denn noch Wasserfluten ohne Zahl, Feuersbrünste und allerlei andere Kleinigkeiten, welche die jetzige Generation inkommodirten, und von welchen Allen die segnenden Nachkommen hoffentlich verschont bleiben werden.

Hingegen ist auch nicht zu läugnen, daß viel Schönes, Großes und Gutes in diesen sechzehn Wochen geschehen ist, welches gleichfalls treulich referirt werden soll. Der Göttinger Taschenkalender wurde confiscirt; (Nr. 7) in Flo-

renz wurde ein sechstes kaiserliches Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann; (Nr. 9) die Mainzer Domherrn wurden versorgt, und, ihrer großen Nützlichkeit wegen, zu Regensburg in ein Metropolitankapitel versammelt, welches allen ostpreußischen hungernden Beamten zu einigen Trost gereichte; (Nr. 9) in Paris wurde die wichtige Erfindung pour le nord gemacht, graue Haare schwarzbraun und schwarz zu färben, eine für unsere Zeiten köstliche Erfindung, da jetzt so viele schwarzbraune Haare sich plötzlich in graue verwandeln; (Nr. 10) in Amsterdam stellte man noch acht Aerzte für die Armen an; (Nr. 11) (einige Vorlaute hatten gerathen, lieber acht Brotmagazine für sie zu öffnen); (Nr. 13) auch waren nun in den Hauptstraßen Laternen, bei deren Schein man das Elend auch bei Nacht sehen konnte. Jung's Theorie der Geisterkunde wurde im Würtenbergischen verboten, damit sich Niemand vor dem Spuken der im Felde Gebliebenen fürchten möchte. (Nr. 13.) Statt des vernichteten Handels in Frankfurt am Main, wurde die St. Leonhardskirche wieder hergestellt, die lange verschlossen war; (Nr. 14) in Gröningen gewann Mademoiselle Scholtens und Mademoiselle Johannes goldene Ohrringe, weil sie in zwei Stunden zehn Meilen weit auf Schlittschuhen liefen; (Nr. 18) der Kaiser von China wurde katholisch, während es jetzt viele Leute gibt, die lieber chinesisch werden möchten; (Nr. 21) in Danzig wurde, unter dem Vorsitz des französischen Konsuls, eine neue Konstitution für die freie Stadt Danzig gemacht, die nach Paris zur Bestätigung

geschickt werden sollte; (Nr. 17) die Juden hatten besonders eine große Freude darüber. — In Sachsen erhielten die Juden alle Vorrechte der westphälischen Unterthanen, und in Westphalen wurden sie gar schon mit Ordensbändern ausgeziert; (Nr. 17) das Mannheimer Journal politique hörte auf zu erscheinen (vermuthlich war es nicht politisch genug gewesen), und die Chronik der Deutschen wurde im Würtembergischen verboten; (Nr. 23) von Ajaccio nach Bastia wurde eine neue Landstraße angelegt, und Ajaccio erhielt durch Napoleon's Freigebigkeit neue Straßen und Märkte; (Nr. 22) in Deutschland war das Geld noch so häufig und überflüssig, daß ein Buchhändler der Frau von Stael für ihre Reise durch Deutschland viertausend Thaler bieten konnte, ohne noch die Handschrift gesehen zu haben; (Nr. 24) (es wird aber nicht gesagt, welcher Buchhändler.) — Doktor Paulet überreichte dem Kaiser Napoleon ein Werk über die Champignons, in welchem er diejenigen abbilden lassen, an welchen der Kaiser Claudius gestorben, so daß nunmehr die ganze Welt ruhig sein darf, wenn der Kaiser Champignons speist; (Nr. 28) in Erfurt (wo erwähntermaßen wegen Erschöpfung der Landeskassen zwölf Simpla ausgeschrieben worden) erhielten zweiundzwanzig Kaufleute die Erlaubniß, Uniform zu tragen, und sich kaiserliche königliche Ehrengarde zu nennen, worüber die Leute natürlich hoch erfreut waren, und vermuthlich auf der nächsten Leipziger Messe als echte Deutsche in ihren Uniformen stolzirten; (Nr. 28) in Madrid wurde den Leuten erlaubt z

tanzen (es ist nicht gesagt, nach welcher Musik); (Nr. 29) die Insel Reunion hatte das Glück, den Namen Bonaparte zu erhalten; (Nr. 29) während in Holland die Monate sich wieder in den Besitz ihrer alten Namen setzten, so daß man nun wieder Sprokkel moand sagen darf; (Nr. 31) in Magdeburg wurde der sogenannte große Karl hingerichtet. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob das Groß vor oder hinter einem Namen steht; (Nr. 31) in Halle richtete der Professor Reil Salzbäder ein, woraus man sieht, daß, wenn auch das Brot hie und da mangelt, doch das Salz noch im Ueberfluß vorhanden ist; (Nr. 32) ein neuer Beiname für den Helden des Tages wurde erfunden: Napoleomagne. Ein Deutscher erwarb sich dieses große Verdienst; (Nr. 34) der König von Westphalen war so gerührt über die Anhänglichkeit, welche die guten Einwohner von Braunschweig für seine Person äußerten, daß er versprach, künftig vier Monate im Jahr in Braunschweig zu residiren; (Nr. 35) da in Venedig gar kein Handel mehr existirt, und die Herren Kaufleute folglich Zeit haben, spaziren zu gehen, so ist ein schöner neuer Spazirgang à Castello daselbst angelegt, und auch das Theater alla fenice neu ausgemalt worden; (Nr. 40) in dem, wie man sieht, sehr begünstigten Braunschweig, wurde eine zweite königlich westphälische Lotterie publizirt, in der man das große Los gewinnen kann, auch hat der König dem Museum zu Kassel amerikanische Seltenheiten geschenkt; (Nr. 43) in Jerusalem ist zwar die Kirche über heiligen Grabe abgebrannt; die Kapelle des Grabes

selbst aber hat Gott wunderbarlich erhalten; (Nr. 43) die Stückknechte in Baiern wurden sämmtlich zu Fuhrwesens-Soldaten avancirt; (Nr. 49) in Danzig gab man einen großen Ball als der General Rapp zurückberufen wurde. Senatoren-Töchter umwanden ihn mit Guirlanden, überreichten ihm Lorbeerkränze, Vergißmeinnichtkränze, Gedichte, führten ihn zu seiner kolossalen Bildsäule, tanzten mit ihm. Endlich setzte er sich zu Tische, und trank auf das Wohl der freien Stadt Danzig. (Nr. 58.)

Aus allem diesen wird der Leser den Trost schöpfen, daß an vielen Orten das Böse von dem Guten überwogen wurde. Wer etwa zu dieser Behauptung den Kopf schüttelt, der frage nur die uniformirten Kaufleute in Erfurt, und die spazirengehenden Kaufleute in Venedig, und die Mainzer Domherren, und die Demoisellés Scholtens und Johannes in Gröningen, und die Senatoren-Töchter in Danzig rc. rc. — —

Nr. 7. Die Juden, die bekanntlich vielen Sinn für Heldenthaten haben, feierten zu Mainz die Siege in Spanien. — Auch zu Sitten im Walliserlande wurden die spanischen Siege durch einen Ball gefeiert, wo mitten in den Alpen die Eleganz der Pariser erschien. Aus der Carthause waren die alten Zierathen weggenommen, und an deren Stelle neue, sehr witzige aufgestellt. Der Leopard mußte sich in's Meer stürzen und ein Strumpfband hinter sich her schleppen, honny soit qui mal y pense.

Das Schreiben ist bekanntlich, seitdem der Buchhändler Palm seinen verdienten Lohn erhalten, sehr heilsa

eingeschränkt worden. Jetzt kommt die Reihe auch an das Reden. Dem Berliner Militär wurde bei der Parole befohlen, nicht über politische Gegenstände zu schwatzen. (Nr. 8.) Im Würtembergischen wurde das unzeitige Raisonniren verboten, ohne jedoch zu bestimmen, wenn das Raisonniren zeitig sei. (Nr. 25.) In Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg geschah ein Gleiches. (Nr. 65.) Es heißt, wenn das Schreiben und Reden erst völlig ausgerottet sein werde, so wolle man auch das unzeitige Seufzen und Weinen untersagen. —

Nr. 10 belehrt uns, daß zu Jeniseisk in Sibirien im Jahre 1735 die Kälte bis auf siebzig Grad gestiegen sei. Schade, daß der gelehrte Hamburger Korrespondent nicht zugleich das Thermometer angibt, auf welchem diese Kälte beobachtet worden.

Nr. 11. Bisher hatten wir nur Kirchenbücher, in welche die Gebornen und Gestorbenen eingetragen wurden, und wir meinten irrig, was sonst im Innern der Familien vorgehe, darnach habe der Staat kein Recht zu fragen. Jetzt aber ist in Stuttgart ein schönes, großes Beispiel aufgestellt worden, wie künftig, ohne das verhaßte Spioniren zu Hilfe zu nehmen, auch die Familiengeheimnisse im Schooß des Staats niedergelegt werden können. Es ist nämlich eine Redaktion des Familienregisters errichtet worden, bei welchem die Familienhäupter, in versiegelten Zetteln, alle die Ereignisse in ihren Familien anzeigen müssen, die nicht in die Kirchenbücher eingetragen werden. Bekanntlich sind solcher Ereignisse sehr viele,

und folglich wird es weder den Familienhäuptern noch der Redaktion an Geschäften mangeln. Es ist zu wünschen, daß wir von dieser vortrefflichen und durchaus neuen Einrichtung bald umständlichere Berichte erhalten mögen.

Dieselbe Nummer beweist, daß das gute Hannover noch nicht so verarmt ist, als man sich gewöhnlich einbildet, denn es sind abermals, aus hannöverischen Einkünften, eine Million und achtmalhunderttausend Franken an neue französische Herzoge verliehen worden.

In Nr. 13 wird als etwas besonderes angeführt, daß ein englischer Lugger, nachdem er im Gefecht mit einem französischen Kaper alle seine Kartätschen verschossen hatte, endlich mit Geld schoß, das mag vielleicht auf der See sich zum ersten Male zutragen, auf dem Lande ist es aber gar nicht ungewöhnlich, und es sind auch in den neuesten Zeiten manche Festungen mit Geld beschossen worden. — Dieselbe Nummer zeigt an, daß in Kassel den Posten vorgeschrieben worden, wie viele Prozente sie von Zeitungen und Journalen nehmen dürfen. Wollte Gott, es würde bald aus Rußland etwas ähnliches berichtet! —

Der sächsische Adreßkalender lieferte vormals die längsten Titel; alle die Titel in den deutschen Kleinstädtern sind aus diesem Titelschatz entlehnt; fast aber hat man neuerlich die Kunst in Wien noch weiter getrieben, denn da gibt es jetzt, nach Nr. 14, einen magistratischen Konskriptions- und Kundschafts-Corroborirungs-Amts-Kommissär. Wenn man diesem Manne seinen gebührenden Titel gibt, so kann man sich

nie mit ihm zanken, denn das Blut wird sicher kalt, ehe man ihn ausgesprochen hat. —

Im Hannöverischen waren die Wassermühlen durch die Kälte stehen geblieben (Nr. 14), darum wurde scharf befohlen, das Einfrieren derselben zu verhüten, und wenigstens alles Getreide, was für die Franzosen bestimmt sei, zuerst zu mahlen. Das ist nicht mehr als billig, und von der deutschen Gastfreiheit zu erwarten, daß man die französischen Gäste und Mahlgäste vor allen Dingen bedenken werde. Wenn auch nachher die Mühlen einfrieren, das hat nichts zu bedeuten. —

Nr. 15. In Ungarn scheint man sich überzeugt zu haben, daß die Philosophie in unsern Tagen das nothwendigste Studium ist, denn in Pesth studiren drei hundert und dreizehn Philosophen auf Einmal. Die stoische Philosophie möchte besonders zu empfehlen sein. Sie ist fürwahr ein Brotstudium, nur nicht im gewöhnlichen Verstande des Wortes; sie lehrt das Brotentbehren, wenn die Mühlen eingefroren sind, oder nur eben so viel Wasser haben, daß für Gäste gemahlen werden kann. —

Nr. 18. Die französischen Zeitungsschreiber muthen der Gläubigkeit der Deutschen bisweilen etwas viel zu. Da wird ein aufgefangener Brief mitgetheilt, den ein französischer Kaper auf einem englischen Schiffe, welches er in Genua einbrachte, soll gefunden haben. Der Kaper ist nicht genannt, das englische Schiff ist nicht genannt, der Briefsteller ist nicht genannt, aber der, an den der Brief richtet ist, heißt Matz (Matthews.) Die Herren Jour-

nalisten scheinen wohl die deutschen Leser für lauter Matze zu halten, denn sonst würden sie wenigstens bei solchen Gelegenheiten so zu schreiben sich bemühen, daß man nicht gleich am Stil den Franzosen erkennte. Hier wird ein Gespräch mitgetheilt, welches ein Nichtgenannter in Wien mit einem Nichtgenannten von großen Einfluß gehalten. Dieser letzte Nichtgenannte hatte versichert, Oesterreich brauche achtzehn Monat, um eine Armee zu stellen, drei Jahre um Artillerie — und fünfzehn Jahre um Kavallerie zu haben. — Sonderbar, daß dennoch in dem nämlichen Jahre die Oesterreicher bei Aspern und Eßlingen so ziemlich mit allem versehen waren. — —

Ein Laie in der Kriegskunst stößt in den wahrhaften Bülletins der Franzosen oft auf Dinge, die er gar nicht begreifen kann. Dahin gehört z. B. die Nachricht (Nr. 21), daß die spanischen Insurgenten, nach der Schlacht bei Tudela, sich nach Cuença zurückgezogen haben. Wenn man nun auf die Karte blickt, so sieht man, daß Cuença nicht weiter als zehn bis zwölf deutsche Meilen von Madrid entfernt ist, Tudela hingegen, von wo der Rückzug geschehen ist, am Ebro jenseits Saragossa liegt; folglich haben die verwegenen Flüchtlinge sich zwischen der Armee von Madrid, und zwischen der Belagerungsarmee von Saragossa durchziehen müssen, um nach Cuença zu kommen, wohin man sie gelockt hat. Dieses Locken scheint einem Laien fast unnöthig, da die Insurgenten ohnehin schon zwischen beiden Armeen in der Falle waren. Ueberhaupt herrscht in diesen Angaben manche Dunkelheit,

denn andere Büllетins (Nr. 29) behaupten wieder, die bei Tudela Geschlagenen hätten sich in Saragossa geworfen. — Da man auch dem Feinde Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, so wäre auf jeden Fall wohl nicht zu läugnen, daß ein Rückzug vorwärts immer ein Meisterstück einer geschlagenen Armee genannt werden dürfte. — Man kann auch in anderer Rücksicht den halsstarrigen Spaniern das Zeugniß nicht versagen, daß sie Erstaunen erregen. Wie oft sind sie nicht gänzlich vernichtet worden! Noch in Nr. 61 vernichtete sie General Sebastiani, in Nr. 62 vernichtete sie der Herzog von Belluno, in Nr. 63 wurden sie abermals in zwei Schlachten vernichtet; in der einen hatten sie sechs bis sieben tausend Todte, die Franzosen vierzig! in der andern fünfzehn hundert Todte, die Franzosen keinen! und doch stehen sie, trotz aller dieser Vernichtungen, noch heute auf dem Platze, fast wie die Oesterreicher, welche der westphälische Moniteur, nach der Schlacht bei Regensburg, gar in Staub verwandelte, und die bei Aspern und Eßlingen aus dem Staube wieder hervor gingen. — Doch am allerunbegreiflichsten für einen Laien ist (Nr. 75) die Nachricht: daß achttausend Mann österreichischer Kavallerie, welche niedergesäbelt und in Stücken gehauen wurde, doch noch hinterdrein über die Donau ging. Wenn das wahr ist, so ist die österreichische Kavallerie wahrhaftig die Erste in der Welt.

Nach Nr. 21 und mehreren der vorhergehenden Nummern herrschte in Madrid die größte Ruhe. Aber gleichfalls

nach Nr. 21 mußten die Alkaden alle Fremden arretiren, die ihnen verdächtig schienen; trotz der herrschenden Ruhe mußte dem Gouverneur alle vier und zwanzig Stunden rapportirt werden, oder auch sogleich, wenn schnelle Maßregeln nöthig waren; trotz der herrschenden Ruhe waren also doch noch schnelle Maßregeln bisweilen nöthig; trotz der herrschenden Ruhe mußten der Korregidor, dessen Lieutenant, und selbst die vornehmsten Glieder der Municipalität beständig patrouilliren. Da möchte es fast scheinen, als ob, bei der herrschenden Ruhe, die Vorsicht ein wenig allzuweit getrieben werde.

Nr. 17 meldet uns, daß zu Prenzlow eine tatarische Prinzessin gestorben. Es steht zu vermuthen, daß wir bald vernehmen werden, daß mehrere deutsche Fürsten in der Tatarei gestorben sind. —

Nr. 25. In der Kapitulation von Corunna steht: Die Gesetze sollen beibehalten werden, aber wohl zu verstehen, diejenigen, welche die Konstitution des Reiches festsetzt, oder festsetzen wird. Hier scheint abermals einige Dunkelheit zu herrschen, die vermuthlich dem Uebersetzer zur Last fällt, denn ein Gesetz, welches erst festgesetzt werden wird, kann nicht beibehalten werden. —

In Nr. 27 erklärt der König Joseph, daß sein erhabener Bruder Spanien blos deshalb erobert, um diesem Lande einen langen Frieden zu verschaffen, der auf Unabhängigkeit gegründet sei. Hieraus erfahren wir also, daß Spanien vorher keinen Frieden hatte, und daß es abhängig war. — Auch das französische Institut und desse

Präsident Garat machten dem Kaiser große Lobeserhebungen wegen Spanien — (man weiß nicht eigentlich wie sie auf diese Materie kamen, die mit den Wissenschaften nichts gemein zu haben scheint) — und sagten bei der Gelegenheit: man habe den Spaniern Ehrfurcht für ihre Unwissenheit eingeflößt, und sie hätten nun den Heldenmuth der Vorurtheile bewiesen. Das sind ganz unerhörte Arten von Ehrfurcht und Heldenmuth, aber die Phrase mag im französischen ganz artig geklungen haben.

Nr. 28. In Verona wurden zwei Männer zum Tode verurtheilt wegen Verbrechen des Hochverraths, nämlich wegen Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung, welche die Verblendeten wieder herstellen wollten. Vor wenigen Jahren wären sie auch zum Tode verurtheilt worden, wenn sie keine solche Anhänglichkeit bewiesen hätten. Daraus mag man sich die Lehre nehmen, daß man in diesen Tagen, weder aus Neigung noch aus Grundsätzen, an einer gewissen Ordnung der Dinge hängen, sondern stets bereit sein müsse, sie jauchzend gegen eine andere zu vertauschen. —

Nr. 29. Mit großen Schritten rückt die Zeit heran, in welcher die deutsche Sprache nur noch eine todte Sprache sein wird. In Wesel, Kassel und Kehl ist bereits befohlen worden, alle öffentliche Akten künftig französisch abzufassen. In Kassel wird die Notariatsordnung auf französischen Fuß eingerichtet (Nr. 30); im Großherzogthum Berg (jetzt eine französische Provinz), wird wahrscheinlich das nämliche geschehen. — Im Departement von Toskana,

einem italienischen Departement, ist zwar gnädigst erlaubt worden, sich der italienischen Sprache zu bedienen (Nr. 61), doch kann auch die französische gebraucht werden, und, da sie die Sprache der Sieger ist, so wird sie auch wohl bald die einzige sein. — Hieraus erkenne man den großen Unterschied in den Folgen, wenn ein Land von einer civilisirten oder von einer barbarischen Nation erobert wird. Im letzteren Falle behält die besiegte Nation wenigstens ihre Sprache, die, gleichwie in China, oft von den Siegern selbst angenommen wird, und dann verschwinden bald alle Spuren der ausgestandenen Leiden. Im ersten Falle wird, mit der Sprache, auch der letzte Ueberrest der Nationalität vernichtet. —

Nr. 32. Man verwandelt jetzt ganze Städte in Annalen der Zeit. Wer zum Exempel der letzten großen Weltbegebenheiten sich erinnern will, der darf nur in den Straßen von Turin spaziren gehen; da wandelt er durch Ancona, Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland und Tilsit. Schade, daß diese treffliche neue Erfindung nicht früher aufgekommen, man würde sonst in Berlin eine Straße Roßbach finden, und der tapfere General Suworoff hätte mancher Straße in Petersburg italienische Namen beilegen können. —

In Nr. 34 bekomplimentiren sich die Polen und Franzosen im Nationaltheater zu Warschau. Jene rufen: Es leben die Franzosen! Diese schreien: Es leben die Polen! — möchten sie immerhin beide leben, wenn sie nur andere Leute auch leben ließen. In Nr. 38 bezeigen die Polen ihr

Entzücken darüber, daß der Warschauer Adler dem französischen Adler nach Spanien folgen durfte, und es wird dem Kaiser ein Monument errichtet, weil er die polnische Nation befreit hat. Das ist sonder Zweifel der größte Lobspruch für den König von Sachsen, der dadurch, daß er an die Stelle des Königs von Preußen getreten, die Befreiung der Nation vollendet hat. Zwar ist aus den polnischen Annalen nicht ersichtlich, daß die Polen, während ihrer Freiheit, einem fremden Monarchen als Garde gedient und unter dessen Fahnen in fernen Landen gefochten, aber sie waren auch noch nie einem fremden Monarchen so viele Dankbarkeit schuldig. —

Nr. 38. In London ist eine Assekuranz-Kompagnie für Vieh errichtet. Ob die Engländer nicht auch bald auf den Einfall gerathen werden, ihre Freiheit zu verassekuriren? — Das sollten sie wahrhaftig thun, ehe sie selbst, so wie manche andere Nation, bis zum Vieh herabsinken, denn Sklaven sind ja doch nur eine Art von Vieh, und werden täglich zur Schlachtbank geführt. —

Nr. 40. Den höchsten Patriotismus seit der französischen Revolution haben die französischen Damen in Konstantinopel bewiesen, ob sie gleich nur Urenkelinnen von Franzosen waren. Sie gingen nämlich nicht zu dem Feste, welches der österreichische Internuntius gab, als der Friede zwischen England und der Pforte geschlossen wurde. Dies große Benehmen läßt sich nur gehörig würdigen, wenn man weiß, wie viel es einer Dame kostet, einen Ball ausschlagen. —

Nr. 43 enthält die erfreuende Nachricht, daß im Königreich Westphalen die Preßfreiheit bewilligt worden; allein außer den gewöhnlichen Einschränkungen — daß nämlich eine Schrift nichts gegen Gott, Religion, Staat und Sitten enthalten dürfe — ist noch eine neue hinzugefügt, welche wohl in vielen Fällen die ganze Preßfreiheit aufheben möchte, nämlich: „Die Ehrerbietung gegen den Fürsten soll auch nicht verletzt werden.“ Das wäre nun zwar sehr gut und löblich, denn den Fürsten ist Jedermann Ehrerbietung schuldig, allein wer soll entscheiden, ob sie verletzt worden? — Es gibt bekanntlich Fürsten, und zwar sind es die meisten, welche schon die kleinste, mit Bescheidenheit vorgetragene Wahrheit für eine Verletzung der Ehrerbietung halten. In älteren dergleichen Edikten begriff man unter dem Ausdruck Staat schon den Fürsten mit, hier aber trennt sich der Fürst vom Staate, und stellt neben diesen, neben Gott und die Religion auch noch seine Person. Ereignet sich nun ein Fall, wo er die Ehrerbietung gegen diese seine Person verletzt glaubt, so wird er Kläger und Richter zugleich sein, oder wenn er die Untersuchung einer seiner Landesbehörden überträgt, so wird diese schwerlich wagen, dem Fürsten, der sich für beleidigt hält, zu sagen, daß er sich irre; daher wird jede Meinung, gegen die Meinung des Fürsten geäußert, bald für eine Verletzung der Ehrerbietung gelten.

Dem einigermaßen vorzubeugen, wäre wohl erforderlich, so oft die Person des Fürsten durch die Preßfreiheit

sich angetastet glaubt, die Entscheidung einer auswärtigen Universität zu überlassen. Am allerbesten aber, wenn der Fürst, nach dem Beispiel Friedrich des Großen, seine Person gar nicht unter die Ausnahmen stellt, albernes Geschwätz verachtet, hingegen gründliche Bedenklichkeiten in der Stille beherzigt.

Nr. 45 verkündet uns die wichtige Nachricht, daß die Prinzessin Borghese Großherzogin von Toskana geworden. Der Prinz Erzkanzler hat bei dieser Gelegenheit im Senat erklärt (Nr. 41), daß zwar die französischen Gesetze den Personen weiblichen Geschlechts die Ausübung der obersten Gewalt nicht einräumen, sie aber doch auch nicht von der Verwaltung entfernen, und daß sie, der Erfahrung gemäß, Funktionen, die mit der Ausübung der Souveränität verbunden sind, mit Ruhm und Vortheil für den Staat ausüben können. Wir überlassen es dem Publicisten, diese feine Distinktion vollends auf's Reine zu bringen, und die muthmaßlichen wichtigen Folgen daraus abzuziehen. Wir erfreuen uns der Wohlfahrt und des alten Glanzes von Toskana, welche, nach Nr. 57, die Prinzessin Elisa zurück zu führen verspricht, und welche also wohl verschwunden sein mußten. Eine der ersten getroffenen Maßregeln, diese Wohlfahrt und diesen alten Glanz wieder herzustellen, ist, nach Nr. 61, der Beschluß, denjenigen Theil der öffentlichen Schuld, welchen einige Klöster und der Stephansorden zu fordern haben, gar nicht zu bezahlen, die übrigen Schulden aber in Ren-
n und Aktien auf den öffentlichen Schatz in Frankreich

zu verwandeln. — Demjenigen, der die Geschichte seiner Zeit mit Wißbegier verfolgt, bleibt nun nichts weiter zu wünschen übrig, als daß er bei dieser Gelegenheit auch erfahren hätte, warum denn eigentlich Toskana nicht mehr Hetrurien ist? und wodurch die vormalige Königin von Hetrurien ihrer Herrschaft sich verlustig gemacht? — Daß sie aus guten und gerechten Gründen entfernt worden, darf natürlich nicht bezweifelt werden; es ist nur zu bedauern, daß keiner dieser Gründe bekannt gemacht worden.

Nach Nr. 45 ist das Großherzogthum Berg einem jungen, hoffnungsvollen Prinzen von fünf Jahren zu Theil geworden; nach Nr. 54 war bereits eine Deputation abgegangen, um dem Kaiser Napoleon für diese Gnade zu danken, und nach Nr. 56 hatte man in Düsseldorf ein Te Deum deswegen gesungen. — Heil dem jungen Fürsten, der schon in seinem fünften Jahre solche herrliche Erwartungen erregt!

Nr. 55 berichtet, daß die Junta zu Saragossa, nachdem sie von den Rechten der neuen Dynastie überzeugt worden, sich gehorsamlich unterworfen. Gern hätten wir auch gelesen, wodurch denn diese halsstarrige Junta endlich von jenen Rechten überzeugt worden ist? — Einem wißbegierigen Zeitungsleser bleibt immer noch so Vieles zu fragen übrig, obgleich, nach Nr. 57, in einem einzigen Monat hundert sieben und vierzig Staffeten durch Augsburg gegangen sind, die doch wohl alle mit Neuigkeiten beladen waren. —

Nr. 54 und 57 beweisen leider, daß es den Deutschen noch an guten Generals fehlen muß, denn die Festungswerke von Dresden erhielten einen französischen Kommandanten, die baierischen und würtembergischen Truppen französische Generale. —

Nr. 58 meldet, daß der so feierlich verbannte Erbadel nun auch in Holland wieder eingeführt werden soll. —

Nr. 36 mag manchen Leuten großen Schrecken verursacht haben. Se. Majestät der Kaiser Napoleon erklären, daß alle Ihre Schuldner in den eroberten Ländern zahlen sollen, wenn Se. Majestät auch keine Originalurkunden aufweisen können, welche Dero Forderung begründen. Auszüge und Hypothekenbücher, Steuerregister u. s. w., selbst nicht vidimirte Abschriften der Schulddokumente, ja sogar bloße Stellen, die in Heirathsverträgen, Pachtkontrakten und dergleichen vorkommen, sollen für Beweise gelten. Gegen solche, die nicht im Stande sind, förmliche Quittungen beizubringen, sollen selbst die nicht vidimirten Abschriften als Originalurkunden gelten. Zugleich wird Jedermann aufgefordert, unbekannte Schulden anzugeben, und der Angeber erhält dafür fünfzehn Prozent vom Kapital, und den vierten Theil der rückständigen Zinsen. — Freilich mögen wohl manche, bei diesen schweren Kriegszeiten, ohne ihre Schuld, um ihre förmlichen Quittungen gekommen sein, und folglich zwei Mal zahlen müssen — freilich stimmt die getroffene Verfügung nicht mit den sonst in Europa gebräuchlichen Rechten, und auch nicht mit dem Code Napoléon

übereín, welche sämmtlich eine nicht vidimirte Abschrift verwerfen würden — aber man muß auch bedenken, daß in außerordentlichen Fällen außerordentliche Maßregeln nöthig werden, und daß vermuthlich die boshafte Verheimlichung solcher Schulden den Kaiser Napoleon gezwungen hat, von dem Code Napoleon in diesem Falle abzuweichen. Dagegen wäre also nicht das mindeste einzuwenden; nur was die Angeberei betrifft, so lassen sich vielleicht für die Moralität einige Nachtheile davon befürchten. Man kennt den niederträchtigen Eigennutz der Menschen; um fünfzehn Prozent von einem Kapitale zu erhaschen, verrathen sie Vater und Mutter. Man sieht aber auch, wie arg die Schuldner in den eroberten Ländern es müssen gemacht haben, da selbst derjenige Monarch, von dem sein eigener Senat einst rühmte: er habe die Moralität vom Abgrund gerettet, zu einer solchen Maßregel sich entschließen mußte. — —

Als ein Zeichen der Zeit ist zu betrachten, was Nr. 37 meldet: daß am Niederrhein, für die vakanten Predigerstellen, keine Kandidaten der Theologie mehr zu finden sind. Vor zwanzig bis dreißig Jahren wimmelte es überall von Kandidaten der Theologie, jetzt wimmelt es von Aerzten und Philosophen. Auch die Studien gehorchen der Mode. —

In derselben Nummer wird auch gesagt, daß, was der König von Sachsen in Polen in Einem Tage vollendet, für Andere ein volles Monatspensum gewesen wäre. —

Der Herr Korrespondent hätte wohl noch hinzufügen können: für welche Andere? —

Diejenigen, welche die Jungfrau von Loretto bedauert haben, als sie ihren großen Schatz verlor, finden Trost in Nr. 61, welche berichtet, daß der König von Neapel einen Kelch mit Rubinen nach Loretto geschickt hat. —

In Nr. 63 wird die rührende Ergebenheit der Braunschweiger für ihren neuen König gerühmt. Sie haben fünf Abende hintereinander kostbar illuminirt, und das königliche Paar hat gefühlt, daß es im Kreise der Treue und Liebe sei. Ohne allen Zweifel verdient das königliche Paar zu solchen Gefühlen veranlaßt zu werden, allein man verletzt auch sicher die Ehrerbietung gegen dasselbe nicht, wenn man behauptet, daß die Braunschweiger sich dankbar des Fürsten erinnern sollten, der sie so lange Zeit durch eine musterhafte Regierung beglückte; und thun sie das, so kann die gerühmte Ergebenheit für den neuen Regenten nur nach und nach entstehen und begründet werden. —

In Nr. 64 heißt es: Jeder Einwohner von Holland müsse für die Vertheidigung seines Wohnorts wachen, selbst dem König und die Prinzen nicht ausgenommen. Das ist vermuthlich ein Druckfehler; denn überall müssen der König und die Prinzen zuerst für die Vertheidigung wachen (dafür sind sie Könige und Prinzen).

Nr. 65. Mit welcher löblichen Vorsicht man in Paris den Mißbrauch der Presse verhütet, beweist die Ernennung von zehn Censoren auf Einmal für Bücher und Schauspiele. —

Diese, von Herzens-Einfalt und ein wenig gesundem Menschenverstande eingegebenen Bemerkungen werden, so geringfügig sie scheinen mögen, dem künftigen philosophischen Geschichtschreiber (wenn er einst auftreten darf) nicht entschlüpfen, und sollen deshalb fortgesetzt werden, so oft sich der-Stoff dazu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinselstriche von dem Gemälde des heutigen Europa.

Pratolino.

So heißt ein Lustschloß, welches den vormaligen Großherzog von Toskana zugehörte, la Villa real di Pratolino. Sie wurde gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erbauet, und ist noch immer einer Beschreibung würdig, ob sie gleich kaum noch einen Schatten von ihrer vormaligen Herrlichkeit zeigt. Die Gegend war vormals wild, bergicht, mit Wald bedeckt, von Quellen durchschnitten, unbewohnt, obschon so nahe der Hauptstadt von Toskana. Franz, der Sohn des Cosmus von Medicis, bestimmte sie zum geheimen Zufluchtsort der Schönheit, zum Aufenthalt seiner Bianca Capello, deren Erhebung aus einer zweideutigen Existenz auf den Thron so vielen Lärm in der Welt gemacht hat, bis ein weit auffallenderes Beispiel neuerer Zeiten die schöne verrufene Bianca in den Hintergrund stellte.

Gelehrte und Künstler umgaben den Sohn des Großherzogs von Kindheit auf, und flößten ihm Geschmack an Wissenschaften und Künsten ein. Er lernte zeichnen

Buontalenti, der zugleich Maler, Baumeister, Bildhauer, Ingenieur und Mathematiker war. Die Lehre von der Prädestination hätte wohl nie einen eifrigern Vertheidiger finden sollen, als ihn, denn das Schicksal zog ihn mit Gewalt hervor, um ihn an seinen Platz zu stellen. Als im Jahre 1547 eine große Ueberschwemmung Florenz traf, war er noch ein Knabe. Die Gegend, die er bewohnte, sammt dem Hause seines Vaters, wurden ein Raub der Wellen, seine ganze Familie von ihnen verschlungen. Er allein blieb in der eingestürzten Wohnung unbeschädigt, durch einen Balken geschützt, der die Trümmer über seinem Haupte in der Schwebe hielt; und — damit man sein Jammergeschrei um Hilfe vernehmen möchte, spaltete sich zu rechter Zeit die Mauer. Retten konnte man ihn nicht sogleich, aber durch die Oeffnung warf man ihm Lebensmittel zu, und ein Hofbedienter, den die Neubegier herbei gezogen, meldete das Wunder dem Großherzog, der den verwaisten Knaben retten und ihn sorgfältig erziehen ließ. Bald entwickelten sich große Anlagen in dem Zögling, der in der Schule der Salviati, Bronzino und Vasari zeichnen lernte, doch einen besonderen Hang für Baukunst und Bildhauerei zeigte, und unter Michel Angelo große Fortschritte darin machte.

Er zählte kaum fünfzehn Jahre, als er dem Prinzen Franz zugesellt wurde, um diesen die Anfangsgründe der Zeichenkunst zu lehren. Schon damals vollendete er ein Kruzifix in Holz, von natürlicher Größe, welches von Kennern bewundert und in einer Kirche zu Florenz aufgestellt wurde. Mit gleichem Eifer studirte er die Mathematik. Zur

Unterhaltung seines fürstlichen Schülers machte er ein kleines Theater und erfand allerlei sinnreiche Maschinen, die er später im Großen auszuführen Gelegenheit hatte.

Der Prinz besaß auch ein chemisches Laboratorium, wo er, mit Buontalenti's Hilfe, Kristall fabricirte, und ein dem orientalischen ganz ähnliches Porzellan. Die Kunst, harte Steine zu bekrustiren und Zeichnungen in Mosaik daraus zusammen zu setzen, machten sie zuerst in Florenz bekannt. Der Prinz gab sich auch gern damit ab, Steine zu fassen, und er wußte sogar falsche Steine zu verfertigen, mit welchen er Kenner täuschte.

An einem so prächtigen und galanten Hofe stand ein Genie wie Buontalenti ganz an seiner Stelle, besonders bei öffentlichen Spielen und Festen, Feuerwerken und theatralischen Vorstellungen, wo er Malerei, Bildhauerei und Mechanik so kunstreich vereinte, daß man in ein Feenland sich versetzt glaubte. Seine Feste dienten später zum Muster für die Hoffeste Ludwig XIV., und alle die Wunder unserer Opern verdanken ihm ihr Dasein. Man würde die Schriftsteller, die jene Feste weitläuftig beschreiben, der Uebertreibung beschuldigen, wenn man nicht noch heute in der Villa Pratolino Automaten fände, die durch Wasser in Bewegung gesetzt, Zaubereien ähnlich sind.

Buontalenti wurde zum Oberaufseher aller Civil- und Militärgebäude ernannt, und zeigte sich nun auch als vortrefflicher Ingenieur. Mehrere Städte Italiens hat er befestigt. Kanonen ließ er gießen, deren eine so ungeheuer groß war, und so viel trug, daß man sie nur Scacc

Diavoli (den Teufelsvertreiber) nannte. Die Kugeln, mit welchen man sie lud, waren hohl, eine Art von Bomben, zu welchen sie die erste Idee gaben. Zu gleicher Zeit erfand er die Granaten. Man behauptet auch, er habe, bei der Belagerung von Siena, in einer einzigen Nacht eine Batterie von hölzernen Kanonen aufgeführt, mit welcher man Bresche schoß und eine Bastion eroberte. (Baldinucci Vita di Buontalenti.) Fast unzählig sind die Paläste und andern Gebäude, welche dieses Universalgenie erschuf.

Franz von Medicis wurde, wie die meisten Fürsten, sehr jung verheirathet. Nicht die Liebe, sondern die Politik führte ihm eine österreichische Prinzessin zu, die sehr tugendhaft, sehr respektabel war, doch keine zärtlichen Empfindungen einzuflössen wußte. Die Ehestandskette drückte den Prinzen, er suchte Erholung in Wissenschaften und Künsten, aber geboren mit einem für die Liebe sehr empfänglichen Herzen, fehlte es ihm nur an einer Veranlassung, jene ernstere Freuden gegen süßere zu vertauschen. In diesen gefährlichen Augenblicken erschien Bianca, Tochter eines edlen Venetianers, Bartolomeo Capello. Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Schwachheiten und ihres Unglücks ging vor ihr her; sie war auf der Flucht aus ihrem Vaterlande; ein armer Jüngling, aber schön und zärtlich wie sie, hatte sie entführt, beide suchten Schutz bei dem Beherrscher von Toskana.

Die Capello's klagten laut über Jungfrauenraub vor dem Rath der Zehnmänner; Bianca's Geliebter wurde

zum Tode verurtheilt, und, da der Arm der Gerechtigkeit in den großherzoglichen Staaten ihn nicht erreichen konnte, so ließ die beleidigte Familie ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.

Die Abenteuer der schönen Venetianerin hatten am toskanischen Hofe die Neubegier gereizt. Bei dem Prinzen gesellte sich Mitleid hinzu, und aus Mitleid wurde Liebe. Durch Schönheit hatte Bianca das Herz des Prinzen erobert, durch ihren Geist, durch Launen, Eigensinn und tausend kleine Künste der Koketterie wußte sie es auf immer zu fesseln, und den etwas finstern fürstlichen Humor zu erheitern. Bei ihr vergaß er allen häuslichen Verdruß und suchte Erholung von Geschäften. Eine süße Gewohnheit knüpfte das Band immer fester.

Um völlig ungestört sich dieses Genusses zu erfreuen, suchte er einen Zufluchtsort für die Liebe in der Einsamkeit von Pratolino. Die Umschaffung dieser wilden Gegend in den lieblichsten Aufenthalt übertrug er Buontalenti. Auf den Wink dieses Künstlers stieg ein prächtiger Palast empor, den die herrlichsten Gärten umgaben. Bald wurde Pratolino der Sitz eines glänzenden Hofes, dessen Königin Bianca war. Sie, die Seele aller Freuden, der Gegenstand aller höfischen Verehrung, sah die Großen des Staats und die Minister zu ihren Füßen, vertheilte Ehrenstellen und Gunstbezeugungen, während die Großherzogin kaum die Zeichen der ihrem Range schuldigen Ehrfurcht empfing. Auch wurde die unglückliche Prinzessin bald ein Raub ihre Kummers, und starb, indem sie ein todtes Kind geb

Der Großherzog vergoß aufrichtige Thränen, machte sich den Vorwurf, ihren Tod verschuldet zu haben, bereute es zu spät, und dies bittere Gefühl trieb ihn in die Einsamkeit. Er floh eine Zeit lang die Gegenwart seiner Verführerin, aber sein schwaches Herz unterlag bald ihren feinen Künsten. Alle seine guten Vorsätze wurden vergessen; keine Rücksicht hielt ihn mehr im Zaume, des bösen Rufes achtete er nicht, und überließ sich mehr als jemals seiner Leidenschaft.

Noch bei Lebzeiten ihres Gatten hatte Bianca den Großherzog auf ein Heiligenbild schwören lassen, daß, wenn sie jemals beide frei würden, er sie zu seiner Gemahlin erheben wolle. So bestieg nunmehr die, von einem der Geringsten im Volke verführte und entführte Bianca Capello den Thron der Johanna von Oesterreich, nachdem sie diese Prinzessin schon längst von der Seite ihres Gatten verdrängt hatte. Kaum beobachtete man noch den Wohlstand, die heimlich vollzogene Vermählung erst nach Ablauf der Trauer kund zu machen.

Der venetianische Senat vergaß sein strenges Urtheil, erklärte die neue Fürstin für eine Tochter des heil. Markus, und um sie zwei andern Töchtern dieses Heiligen gleich zu stellen (deren eine an den König von Ungarn, die andere an den König von Cypern vermählt war), sandte er ihr die königliche Krone. Eine feierliche Deputation von venetianischen Senatoren überbrachte sie, und wohnte den glänzenden Festen bei. (Feste nelle nozze del G. D.

Francesco Medici e della S. Bianca Capello. Du Gualderotti.)

Die Regierungsgeschäfte wurden nun dem Großherzog immer lästiger. Zu Pratolino lebte er blos dem Vergnügen. Der Tod raubte ihm einen Sohn, die Frucht seiner ersten Ehe und die einzige Hoffnung der Familie Medicis. Vielleicht würde er sich auch über diesen Verlust getröstet haben, wenn er, durch Bianca Vater zu werden, noch hätte hoffen dürfen. Allein da diese Hoffnung stets geringer wurde, so verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Fern vom großherzoglichen Palast, der ihn nur an seinen Sohn erinnerte, fern von der Hauptstadt, wo die Herzen der Einwohner sich von ihm gewendet hatten, unsichtbar für sein Volk, und meistentheils auch für seine Minister, fand er nur noch Trost in der Gesellschaft seiner unwürdigen Gemahlin, der man mit Recht alle Uebel beimaß, welche damals Toskana drückten. Doch der Haß des Volkes verwandelte sich in Mitleid, als man plötzlich das unglückliche Ende beider Liebenden vernahm. Der Kardinal von Medicis konnte seinem Bruder die Mißheirath nie verzeihen, das wußte Bianca und dürstete nach Rache. Eines Tages erhielt sie einen Besuch vom Kardinal in Abwesenheit ihres Gemahls. Diesen Augenblick benutzte sie. Eine Menge Erfrischungen wurden aufgetragen, unter andern eine Gattung kleiner Pasteten, welche der Kardinal sehr gern aß. Diese waren vergiftet. Unglücklicherweise kam der Großherzog unvermuthet von der Jagd, war hungrig, fiel über die Pasteten her, und verzehrte deren eine Menge

ehe Bianca es gewahr wurde. In Verzweiflung, ihren Gatten selbst vergiftet zu haben, verschlang sie die übrigen. Beide starben unter den heftigsten Schmerzen, und der Kardinal erlaubte nicht, daß man ihnen den mindesten Beistand leistete. So erzählt Mecati in seiner Storia Cronologica della Citta di Firenze. Hingegen läugnet Galazzi in seiner Geschichte des Hauses Medicis die Wahrheit dieser Begebenheit, gesteht aber doch selbst, daß der Haß des Kardinals die schöne Bianca noch über das Grab hinaus verfolgt habe. Er ließ sie auf einem öffentlichen Kirchhofe begraben, und überall das mit dem mediceischen Wapen vereinigte Wapen der Capello auslöschen, um das der Johanna von Oesterreich an dessen Stelle zu setzen.

Pratolino, der merkwürdige Schauplatz aller jener Begebenheiten, war von der Natur als ein roher aber kostbarer Stoff gleichsam der Kunst in die Hände geliefert worden. Berge und Thäler wechselten. Die Wälder durfte man nur lichten und breite Straßen durchhauen. Schlängelnde Fußsteige im dicken Gebüsch führten zu heimlichen, der Liebe geweihten Plätzchen, oder bildeten Labyrinthe. Von allen Seiten sprudelten Quellen, die man in weiten Becken sammelte, und dann wiederum in Bächen oder verdeckten Kanälen weiter strömen ließ, bis sie plötzlich in hohen Graben empor stiegen, in Wasserfällen weiter rauschten, und überall Leben, sanftes Gemurmel und Kühlung verbreiteten. Ewiges Grün deckte diese Pinien und Lorbeern und Steineichen. Wild und Fische aller Art bevölken Gebüsch und Gewässer. Blumen und Früchte aller

Klimaten wurden von erfahrnen Gärtnern dahin verpflanzt. Kurz, Pratolino erinnerte an die wollüstigen Landhäuser der Beherrscher des alten Roms, die, Epicur's Rath befolgend, dort gern den Purpur gegen Blumenkränze vertauschten.

Ein geheimnißvoller Aufenthalt sollte Pratolino werden, das verrieth schon dessen Anlage. Auf der Landstraße nach Bologna passiren die Reisenden ziemlich nahe, ohne zu ahnen, daß der Wald, den sie erblicken, eine königliche Villa birgt. Keine sogenannte Avenue verräth es. Ein enger, unebner Weg führt zu einem viereckigen Platze im Mittelpunkt des Parks. Hier steht rechter Hand das Schloß, aber so versteckt, daß man es nicht eher gewahr wird, bis man davor ist. Der große Wiesenplatz oder Hofraum ist von einer Grille eingefaßt, an zwei Seiten desselben stehen achteckige Thürme, deren einer die Stunden, der andere die Veränderungen des Windes anzeigt. Jenseit der Grille und auf der andern Seite des Palastes, en face desselben, ist ein sehr großer, von Bäumen umgebener Platz, auf welchem sich majestätisch die kolossalische Bildsäule des apenninischen Gebirges erhebt.

An dem Gebäude selbst vermißt man edle Einfachheit. Mit großen Lobsprüchen wurde der Baumeister überhäuft, weil er überall Licht genug zu schaffen gewußt, ohne sich der innern Höfe oder der laternenartigen Kuppeln zu bedienen; allein er hat dagegen so viele Vorsprünge machen müssen, daß das Ganze einer Zusammenfügung von mehreren viereckten Pavillons ähnlich sieht. Geholfen hc

er sich etwas durch einen regelmäßigern einfachern Grund des Gebäudes, der weit vorspringt und breite Terassen trägt. Unter diesen Terassen sind schöne Grotten, die Wohnungen der Dienerschaft, auch die Küchen angebracht, deren Schornsteine an der Gartenseite Verzierungen bilden, denn sie erheben sich in Form von Obelisken zu einer großen Höhe, und der Rauch steigt aus einer metallenen Kugel auf der Spitze dieser Obelisken.

Ich übergehe die innere Einrichtung des Palastes. Pracht, Geschmack, Bequemlichkeit waren hier vereinigt. Die herrlichsten Kunstwerke in Marmor, Mosaik, Fresko- und andere Gemälde verzierten die Säle. Jetzt ist das Meiste verdorben, und vieles weggebracht, um andere Paläste zu schmücken. Ein schönes Theater findet man noch und mehrere Wasserorgeln, welche ganze Orchester nachahmen, und eine Idee von dem Stil der Musik des sechzehnten Jahrhunderts geben; auch sonst eine Menge belustigender Spielwerke von einer fruchtbaren Einbildungskraft erzeugt. Merkwürdiger sind die Grotten, die wohl Allem, was später in dieser Art gesehen worden, zum Muster gedient haben.

Man muß das heiße Italien bewohnt haben, um den Genuß würdigen zu können, den der Schatten, die Kühlung, das murmelnde und springende Wasser gewähren. Es scheint parador, wenn Rousseau spricht: in heißen Ländern wisse man sich am besten gegen die Hitze zu sichern; allein es ist eben so wahr, als daß man in kalten Ländern der Kälte am kräftigsten zu begegnen weiß. Die Bewohner

warmer Gegenden bauen dicke Mauern mit wenigen Fenstern, und machen diese klein, geben der Luft freien Durchzug, erfrischen die Gemächer durch hingeleitetes Wasser. Die Reichen vereinen alle diese Annehmlichkeiten in Grotten, die man mit Schnecken, Stalactiten und allerlei Seeprodukten verziert, und von frischen Quellen durchströmen läßt. So die Grotten von Pratolino, deren Gewölbe auf schönen Marmorsäulen ruhen. Unter dem Schmucke ihrer Wände befinden sich Korallen, Perlenmuscheln und mosaische Gemälde. Bildsäulen von Marmor oder Bronce spritzen das Wasser in Becken von Marmor oder vergoldetem Blei. Unter dem Boden läuft das Wasser fort bis in die Gärten, wo es noch zu mannichfaltigen Gebrauch verwendet wird.

Obgleich die schönsten Statuen schon nach Florenz gebracht worden sind, so findet man doch noch mehrere bemerkenswürdige: Einen Satyr der seinen Schlauch preßt; eine Sirene, die den Fremden herbei winket und ihn dann plötzlich bespritzt; eine Europa, auf dem göttlichen Stier sitzend; einen Schäfer, der wirklich die Schalmei bläst; einen Triton, der in eine Schnecke bläst, aus welcher das Wasser mit seltsamen Geräusch hervorstürzt u. s. w. In der sogenannten Grotte der Sündflut springt das Wasser nicht allein aus den Wänden, sondern es regnet zugleich von der Decke und springt aus dem Boden. Wenn man einmal darin ist, so ist keine Rettung, denn große Wassersäulen versperren den Rückweg, und das Wasser verfolgt

den Fliehenden bis weit hinaus vor die Grotte. Bequeme Sitze laden ein, doch wer der Lockung folgt, sinkt in ein Bad. Eine Treppe scheint zu irgend einer Merkwürdigkeit zu führen, doch kaum hat der Fuß sie betreten, so steht er in einem Käficht von Wasserstrahlen. An einer andern Stelle erblickt man ein Seeungeheuer, welches die Augen rollt, den Rachen öffnet, und Wasserströme auf den Fremdling schießt.

Die Grotte der Samaritanerin ist eine der merkwürdigsten wegen der vielen mechanischen Spielwerke, die Buontalenti hier angebracht, und die sämmtlich vom Wasser getrieben werden. Da sieht man eine Art von Schaubühne, auf der gleichsam eine Pantomime aufgeführt wird. Die Scene ist ein Dorf von Bäumen umgeben. Ein Haus öffnet sich, eine niedliche Bäuerin mit ihrem Eimer kommt heraus, und geht zu einem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Ihre Bewegungen sind natürlich, ihr Körper ist geschmeidig und sogar graziös. Sie schöpft Wasser, setzt den Eimer auf den Kopf, geht zurück, wendet sich aber oft, um nach einem Schäfer zu schielen, der nicht weit davon sitzt und sehr vernehmlich auf der Schalmei bläst. Auf einer Seite der Bühne öffnet ein Schmied seine Werkstatt und arbeitet; ein Müller läßt Säcke zur Mühle führen, und diese Mühle ist vortrefflich nachgeahmt. In der Ferne hört man das Jagdhorn, das Gebell der Hunde, und eine Jagd erscheint. Verschiedene wilde Thiere laufen über die Bühne, werden von Hunden und Reitern verfolgt. Im

Vorgrunde wiegen sich singende Vögel auf den Zweigen, Schwäne und Enten plätschern im Wasser.

Auf einem andern kleinen Theater wird eine Festung angegriffen und erobert; eine Oelmühle wird von Ochsen getrieben; ein Scherenschleifer ist beschäftigt, verschiedene Instrumente zu schleifen; kurz, überall erblickt man den künstlichsten, sinnreichsten Mechanismus. — In der Grotte della Stuffa ist ein schön verziertes Bad, wo ein sehr feiner, dem Nebel gleicher Regen den Badenden benetzt. Zwei Satyren, welche die Wanne von rothem Marmor tragen, liefern, nach Gefallen des Badenden, warmes oder kaltes Wasser.

Aus den Grotten steigt man auf zwei prächtigen Treppen in die Gärten hinab. Unter diesen Treppen ist abermals eine Grotte versteckt. In derselben steht eine sehr große Statue, den Strom Magnone vorstellend, der nicht weit von Pratolino entspringt. Sie hält eine umgekehrte Urne, aus der alle die hier vereinigten Gewässer der obern Grotten hervorströmen. Ihr zur Seite in einer Nische steht der Ruhm, eine goldene Trompete in der Hand haltend, die er zum Munde führt, helle Töne herauszwingt, und zugleich mit den Flügeln schlägt. Daneben schöpft ein Bauer mit einem Gefäß aus der Quelle, und bietet dasselbe einem Drachen dar, der den Hals reckt, um zu trinken. Dem Ruhm gegenüber spielt Pan sehr angenehm auf der siebenröhrigen Flöte. Anfangs sitzt er, aber er steht auf, bewegt den Kopf und die Augen, zieht die Flöte mit Lebhaftigkeit

vor dem Munde hin und her, und, wenn er geendigt hat, setzt er sich wieder in einer traurigen Stellung, denn in demselben Augenblicke beginnt die Verwandlung der Syrinx neben ihm, um deren Körper nach und nach Zweige wachsen, welche zuletzt Wasser von sich spritzen.

Es scheint, man könne die Kunst nicht weiter treiben, um eine kühle Atmosphäre zu verbreiten; es fehlte nur noch, daß man eine ähnliche Zauberei auch außer den Grotten bewirkte — und auch das gelang. Eine breite Allee von Pinien und Lorbeerbäumen, neunhundert Fuß lang, führt von den Grotten bis zu dem Gehölz der benachbarten Berge. Vor den Bäumen dieser Allee zieht sich zu beiden Seiten ein Marmorgeländer mit Ruhebänken, vor welchen Springbrunnen ihr Wasser in einen Kanal gießen, der in das Geländer selbst gehauen worden; da nun die Allee etwas abhängig ist, so hat man nicht allein vor sich die Springbrunnen, sondern auch hinter und neben sich ein fließendes Wasser. Doch das ist noch nicht genug. Aus der ganzen Basis des Geländers, neunhundert Fuß lang, erheben sich zu beiden Seiten sehr feine Wasserstrahlen dicht neben einander und so hoch, daß sie über der ganzen Allee ein durchsichtiges Gewölbe bilden. Dem Spazirgänger, der unter diesem Gewölbe wandelt, trifft nur ein leichter Nebel, der ihn erfrischt, ohne ihn zu durchnässen. Hebt er sein Auge empor, so erblickt er unzählige Regenbogen, mit jedem Schritte, den er thut, einen neuen. Es ist unmöglich, die Schönheit dieses Schauspiels zu beschreiben. Eben so unmöglich ist es, die zahllosen Gegenstände zu nennen,

die überall, wo Alleen sich endigen oder durchkreuzen, das Auge fesseln. Amor's Grotte, Aeskulap's Brunnen, der Parnaß, auf dem die Musen und Apoll sich lagern, und wo der Huf des Pegasus eine klare Quelle hervorsprudeln läßt; ein Tempel der Liebe und den Grazien geweiht, die Grotte der Dido und des Amor's, wo ein Lichtstrahl, durch eine Spalte dringend, einen Marmor beleuchtet, auf welchem Verse aus dem Virgil eingegraben sind — endlich eine Insel in einem See, den die verschiedenen Gewässer bilden, den heimlichsten, wollustreichsten Aufenthalt, den blos ein Rasensitz und eine mit verliebten Stanzen beschriebene Säule zieren — das ist ein Theil der Merkwürdigkeiten der Gärten von Pratolino, welche die reizende Bianca Capello bald als Diana, bald als Venus durchirrte, und wo Franz von Medicis im Schooß der Wollust den Ruhm vergaß.

Auf der andern Seite des Palastes, wo der Park durch den großen grünen Platz vom Schlosse geschieden wurde, ließ der Großherzog sich selten blicken. Diese Gegend war nur öffentlichen Festen und den Spazirgängen der Höflinge gewidmet. Aber hier befand sich, unter einer Menge von antiken Statuen, noch eine der seltensten: die kolossale Bildsäule des Appenin, vom dicksten Theil des Gehölzes dermaßen eingefaßt, daß man sie nur von ferne aus dem Gesichtspunkt erblickt, welchen der Künstler bezeichnet hat, nämlich aus den Fenstern oder von den Terrassen des Schlosses. Man erinnert sich aus dem Plutarch daß ein gewisser Stasicrates dem Alexander einen Entwu

vorlegte, den Berg Athos zu einer Bildsäule umzuformen, die in ihrer linken Hand eine mit zehntausend Einwohnern bevölkerte Stadt tragen und aus ihrer Rechten einen großen Strom in das Meer gießen sollte; man erinnert sich, daß Alexander den Künstler abwies, sprechend: »der Kaukasus, der Tanais und das kaspische Meer, über die ich als Ueberwinder gegangen bin, werden meine Denkmähler sein.» Beim ersten Anblick des Kolosses von Pratolino wird man in der That versucht zu glauben, daß irgend ein kühner Sterblicher jenen ungeheuren Entwurf habe ausführen wollen; er scheint von ferne ein pyramidalischer Felsen, aber wenn man sich nähert, erkennt man bald das Meisterwerk Johanns von Bologna, eines würdigen Schülers von Michel Angelo, der hier die Idee der Alten von ihrem Jupiter pluvius auszuführen strebte. Ein herrlicher Kopf mit gerunzelter Stirn, den Ungewittern trotzend, gleichsam ein Sitz der ewigen Kälte; die Haare hängen wie Eiszapfen über die breiten Schultern herab, die Zöpfe des ungeheuren Bartes ähneln den Stalactiten, alle Glieder scheinen mit Reif bedeckt. Eine Art von Krone umgibt das Haupt, aus jeder Zacke dieser Krone strömt Wasser, fällt auf die Schultern, rieselt vom Körper herunter, und gibt dem ganzen Koloß, besonders wenn die Sonne ihn bescheint, einen wahrhaft göttlichen Glanz. Die eine Hand stützt er auf den Felsen, mit der andern preßt er den Kopf eines Meerungeheuers, welches Wasserströme ausspeit. Das Haupt des [illegible]osses ragt über die Bäume empor und scheint den Him[illegible] zu berühren. Das dunkle Gebüsch, das zur Einfassung

dient, bewirkt, daß das Ganze noch mehr hervorspringt, und da unter den Füßen des Kolosses auch noch ein See sich ausbreitet, in dem er sich spiegelt, so scheint fürwahr die ungeheure Masse in der Luft zu schweben. Das Ganze ist so außerordentlich malerisch und so vollkommen proportionirt, daß die unermeßliche Größe des Kunstwerks nur dann erst auffällt, wenn man das Auge auf die Spazirgänger in dessen Nähe richtet, und Zwerge zu sehen glaubt. Wäre der Koloß stehend, so würde er wenigstens hundert Fuß hoch sein. Einer seiner Finger ist so dick als ein Mensch im Leibe. In seinem Innern sind mehrere schöne Zimmer, und in seinem Haupte ein Belvedere, dem die Augen zu Fenstern dienen. — Man erzählt, daß mehrere Schüler des Johann von Bologna, die bei dieser Arbeit halfen, ihre Augen durch die ungeheuren Diversionen so verwöhnten, daß sie nachher, als sie in die Werkstatt zurückkehrten, viele Statuen verdarben, ja, einer der Geschicktesten unter ihnen soll wahnsinnig darüber geworden sein. (**Baldinacci Vita di Dio di Bologna.**) Der Rumpf des Kolosses besteht aus Ziegelsteinen, die mit einem Mörtel bedeckt sind, der so hart als Marmor geworden, der aber, als er noch weich war, jede Form annahm, die der Künstler ihm geben wollte. Die Extremitäten sind von Steinen schichtenweis erbaut. Alles hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, die Glieder dienen dem Rumpfe als Gewölbpfeiler, ohne im Geringsten dem Erhabenen und dem, was man g r a n d i o s nennt, zu schaden.

Nach der Beschreibung solcher Gegenstände übergeh

ich mit Stillschweigen die zahllosen Gebäude, welche den Park umringen, die Ställe, Mühlen, Wohnungen der Gärtner, Feldwächter u. s. w. Die Säle zum Ballspiel und zum Ringelrennen, welches letztere Spiel der Erfinder selbst, Philipp Sengher, hier eingerichtet hatte. Durch eine liebliche, romantische Anlage zeichnet jedes dieser Gebäude sich aus. Mit Wehmuth ende ich die Beschreibung dessen, was einst war, mit einem Blick auf Pratolino, wie es jetzt erscheint. Verödet ist dieser herrliche Aufenthalt. Die Wände jener Gallerien und Prachtgemächer, vormals mit den kostbarsten Gemälden behangen, sind jetzt kahl, die Fußböden von Mosaik mit Staub bedeckt, der Wind heult durch zerbrochene Fensterscheiben. Nur selten schallt in diesen Königshallen der Fußtritt eines neugierigen Reisenden. Dornen wachsen in den Alleen; Bäume, vom Sturm entwurzelt oder vom Blitz zerschmettert, liegen quer über die Wege; Mauern sind eingestürzt, alle Bildsäulen verstümmelt, die schönsten Gänge verwachsen, die wilde Natur hat alle ihre Rechte wieder behauptet. — O Bianca Capello! wenn du diese Trümmer deiner Hoheit sehen könntest. —

Geoffroy.

So heißt der Merkel von Paris, der — gleich diesem unsern vortrefflichen Landsmann — aus allen möglichen Bewegungsgründen tadelt oder lobt, nur nicht aus Ueber-

zeugung. Solchen Herren widerfährt es denn wohl bisweilen, daß sie auf gewaltigen Widersprüchen ertappt werden. So zum Beispiel hat Jemand sich die Mühe genommen, die Urtheile Geoffroy's (den man in Paris auch wohl den tollen Hund zu nennen pflegt) über Vortaire's Zaire zu sammeln, so wie er seit acht Jahren im Journal des débats, jetzt Journal de l'Empire, sie von sich gegeben hat. Es ist lustig zu lesen und mag zur Warnungstafel für die deutschen Geoffroy's dienen.

Am 29. Prairial des achten Jahres sagte er: »Die drei letzten Akte von Zaire sind ein Meisterstück.« Am 4. Thermidor: »Als Voltaire Zairen schrieb, war er in der Blüte seiner Einbildungskraft. Im Ordix, Mardamen, Brutus hatte er sein Talent gesucht, in Zairen fand er es. (Ein sonderbares Versteckungsspiel des Dichters mit seinem Talente.) Niemanden ist besser gelungen, die Leidenschaft mit der französischen Galanterie zu verschmelzen. Nur bei ihm findet man diese Erhabenheit, Grazie, Frischheit des Kolorits u. s. w.«

Am 9. Messidor des neunten Jahres: »Der Charakter Orosman's vereint mit dem wilden Stolz eines Scythen die Zartheit und Galanterie eines französischen Ritters.«

Am 8. Fructidor: »Niemand liebt Zairen mehr als ich.« — Alle diese Lobsprüche wiederholte er mit verschiedenen Wendungen am 25. Brumaire des zehnten Jahres, am 16. Frimaire und am 18. Pluviose. Aber schon am 5. Ventose, also nur siebzehn Tage nachher, hieß es: »

berühmte Drosman hat einige Anfälle von der fallenden Sucht. Er hat das hitzige Fieber und ist verrückt. Von allen verliebten Fürsten, die jemals auf der Bühne erschienen sind, ist er, physisch genommen, der größte Narr.»

Am 22. desselben Monats: »Zaire ist eins von den vier Meisterstücken Voltaire's. Gleich Alziren, Mahomet, Meropen, ist sie eins der besten Werke, die seit Racine geschrieben worden.»

Am 25. Fructidor: »Drosman ist eine Mischung von viehischer Wuth, ein epileptischer, ein grober Narr. Er krümmt sich wie ein Besessener, der exorcisirt wird. Er hat Steinschmerzen. Er gleicht einem Teufel, den man mit Weihwasser besprengt. Er insultirt Zairen auf die brutalste Weise. Zaire ist ein Gänschen, das sich mit Theaterfloskeln brüstet, und das den Verstand verliert, indem es seine Verwandten wieder findet. Nerestan, ihr Bruder, ist ein fanatischer Ignorant, ein Grobian und der bon homme Lusignan ein Komödienpapa.»

Am 16. Vendemiaire des eilften Jahres (also neun und vierzig Tage hernach): »Zaire ist eins von den Werken, die Voltaire am meisten Ehre machen —» (und nun folgt eine Wiederholung aller oben angeführten Lobsprüche.

Am 27. desselben Monats (also eilf Tage nachher): »Zaire erweckt Ekel und Langeweile.»

Am 19. Brumaire des neunten Jahres: »Sobald Zaire ihren Vater erkannt hat, opfert sie ihre Liebe der Natur und der Religion. Der Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft bietet das rührendste, edelste Interesse dar.»

Am 16. Frimaire des zehnten Jahres: »In Zairen scheint Voltaire die Liebe nur darum der Religion entgegen gestellt zu haben, um jene triumphiren zu lassen. Das Christenthum erscheint blos als Freudenstörer.«

Am 25. Floreal des eilften Jahres: »Zaire ist eine Närrin, eine vermummte Betschwester, die in einem halb christlichen, halb leidenschaftlichen Galimathias Gott und den Satan, die Liebe und die Religion mit einander vermengt.«

Am 2. Frimaire des dreizehnten Jahres: »Durch die Vermischung der Liebe, der Natur und Religion ist Zaire äußerst interessant.«

Am 16. Nivose: »Orosman ist ein Held aus dem Tollhause.«

Am 12. März 1807: »Zairens Schmerzen sind Albernheiten und ihre Situation zwischen einem soliden Liebhaber und einem zufälligen Vater ist eine Kinderei, die abenteuerlich tragisch wird.«

Am 9. März 1809: »Orosman ist ein großmüthiger, galanter, liebenswürdiger Sultan, Zaire ist sittsam, bescheiden u. s. w.« (Dieses Lob ertheilte Geoffroy auf Kosten des Othello von Ducis.)

Am 31. Mai 1809: „Die frommen Monologen und Dialogen der Zaire, ihr Kampf zwischen Liebe und Religion sind in unsern Tagen tödtlich langweilig. Man erstaunt, in diesem Frauenzimmerchen, das im ersten Akte so philosophisch raisonnirt, wie ein Pariser Akademiker, nur eine Närrin zu finden, die sich leiten läßt wie ein Sär

chen u. s. w. — Zaire ist eine von Voltaire's Gaukeleien (Jongleries)."

Kaum sollte man dergleichen elende Widersprüche für möglich halten! und doch ist ausgemacht, daß dieser Geoffroy seit acht Jahren der einzige Redakteur des Theaterartikels im Journal de l'Empire war; und doch gibt es Leute genug in Paris, denen seine Urtheile für Orakelsprüche gelten. Wer sich die Mühe nehmen wollte, unsere deutschen Geoffroy's auf diese Weise zu kontrolliren, der würde ähnliche Beispiele genug auffinden. Leider haben allerlei Verhältnisse auch auf die Urtheile der bessern Menschen Einfluß, was darf man denn von Merkel's erwarten?

Schüchterne Gewissen.

Als der unüberwindliche Kaiser Napoleon das ehemalige Churhessen erobert hatte, befahl er unter andern in einem Schreiben aus Posen vom 29. November 1806, 1. hessische Regimenter zu errichten, 2. den Offiziers u. s. w. die alte Dienstzeit anzurechnen, und 3. „daß Alle von dem Eide des Gehorsams, welchen sie dem ehemaligen Landgrafen von Hessen geleistet hatten, entbunden sein sollten."

So beruhigend dies Letztere für jeden Offizier sein mußte, da der größte Held unserer Zeit, der der Ehre eines wackeren Soldaten gewiß nie zu nahe treten wird, kein Bedenken trug, diese Entbindung zu proklamiren, sie folglich

mit Ehre und Gewissen vereinbar sein muß; so gab es doch und gibt vielleicht noch jetzt manche vormalige hessische Offiziere mit allzuschüchternen Gewissen, die da irrig meinten: nur der könne sie vom Eide entbinden, dem der Eid geleistet worden. Wenn das geschehen sei, so würden sie mit unerschütterlicher Treue dem großen Kaiser dienen, und selbst dann, wenn es denkbar wäre, daß ihm einst kriegerische Unfälle begegnen sollten, würden sie glauben, dessen Wohlgefallen zu verdienen, wenn sie gegen den Sieger dieselben Grundsätze äußerten.

Da diese Ansicht der Dinge zwar rechtlich zu sein, aber doch mit jenem Befehle nicht ganz überein zu stimmen scheint, so muß nothwendig ein Irrthum sich in dieselbe eingeschlichen haben, und es wäre daher zu wünschen, daß die deutschen Philosophen, die so oft metaphysische Spitzfindigkeiten abhandeln, welche dem Menschengeschlecht nicht den geringsten Nutzen bringen, zur gänzlichen Beruhigung der schüchternen Gewissen diese Gewissensfrage in's Klare setzen und entscheiden möchten, um so mehr, da auch der Civilstand sich hie und da im gleichen Falle befindet.

Bruchstücke aus einer Predigt.

Mit folgenden Worten — warum wurden Sie nicht in Erz und Marmor gegraben? — redete einst der Abbé Maury in einer Fastenpredigt den König Ludwig XVI. an: »Sire! Ew. Majestät Liebe für das allgemeine Wohl

vorlegte, den Berg Athos zu einer Bildsäule umzuformen, die in ihrer linken Hand eine mit zehntausend Einwohnern bevölkerte Stadt tragen und aus ihrer Rechten einen großen Strom in das Meer gießen sollte; man erinnert sich, daß Alexander den Künstler abwies, sprechend: »der Kaukasus, der Tanais und das kaspische Meer, über die ich als Ueberwinder gegangen bin, werden meine Denkmähler sein.» Beim ersten Anblick des Kolosses von Pratolino wird man in der That versucht zu glauben, daß irgend ein kühner Sterblicher jenen ungeheuren Entwurf habe ausführen wollen; er scheint von ferne ein pyramidalischer Felsen, aber wenn man sich nähert, erkennt man bald das Meisterwerk Johanns von Bologna, eines würdigen Schülers von Michel Angelo, der hier die Idee der Alten von ihrem Jupiter pluvius auszuführen strebte. Ein herrlicher Kopf mit gerunzelter Stirn, den Ungewittern trotzend, gleichsam ein Sitz der ewigen Kälte; die Haare hängen wie Eiszapfen über die breiten Schultern herab, die Zöpfe des ungeheuren Bartes ähneln den Stalactiten, alle Glieder scheinen mit Reif bedeckt. Eine Art von Krone umgibt das Haupt, aus jeder Zacke dieser Krone strömt Wasser, fällt auf die Schultern, rieselt vom Körper herunter, und gibt dem ganzen Koloß, besonders wenn die Sonne ihn bescheint, einen wahrhaft göttlichen Glanz. Die eine Hand stützt er auf den Felsen, mit der andern preßt er den Kopf eines Meerungeheuers, welches Wasserströme ausspeit. Das Haupt des Kolosses ragt über die Bäume empor und scheint den Himmel zu berühren. Das dunkle Gebüsch, das zur Einfassung

dient, bewirkt, daß das Ganze noch mehr hervorspringt, und da unter den Füßen des Kolosses auch noch ein See sich ausbreitet, in dem er sich spiegelt, so scheint fürwahr die ungeheure Masse in der Luft zu schweben. Das Ganze ist so außerordentlich malerisch und so vollkommen proportionirt, daß die unermeßliche Größe des Kunstwerks nur dann erst auffällt, wenn man das Auge auf die Spazirgänger in dessen Nähe richtet, und Zwerge zu sehen glaubt. Wäre der Koloß stehend, so würde er wenigstens hundert Fuß hoch sein. Einer seiner Finger ist so dick als ein Mensch im Leibe. In seinem Innern sind mehrere schöne Zimmer, und in seinem Haupte ein Belvedere, dem die Augen zu Fenstern dienen. — Man erzählt, daß mehrere Schüler des Johann von Bologna, die bei dieser Arbeit halfen, ihre Augen durch die ungeheuren Diversionen so verwöhnten, daß sie nachher, als sie in die Werkstatt zurückkehrten, viele Statuen verdarben, ja, einer der Geschicktesten unter ihnen soll wahnsinnig darüber geworden sein. (Baldinacci Vita di Dio di Bologna.) Der Rumpf des Kolosses besteht aus Ziegelsteinen, die mit einem Mörtel bedeckt sind, der so hart als Marmor geworden, der aber, als er noch weich war, jede Form annahm, die der Künstler ihm geben wollte. Die Extremitäten sind von Steinen schichtenweis erbaut. Alles hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, die Glieder dienen dem Rumpfe als Gewölbpfeiler, ohne im Geringsten dem Erhabenen und dem, was man grandios nennt, zu schaden.

Nach der Beschreibung solcher Gegenstände übergehe

ich mit Stillschweigen die zahllosen Gebäude, welche den Park umringen, die Ställe, Mühlen, Wohnungen der Gärtner, Feldwächter u. s. w. Die Säle zum Ballspiel und zum Ringelrennen, welches letztere Spiel der Erfinder selbst, Philipp Sengher, hier eingerichtet hatte. Durch eine liebliche, romantische Anlage zeichnet jedes dieser Gebäude sich aus. Mit Wehmuth ende ich die Beschreibung dessen, was einst war, mit einem Blick auf Pratolino, wie es jetzt erscheint. Verödet ist dieser herrliche Aufenthalt. Die Wände jener Gallerien und Prachtgemächer, vormals mit den kostbarsten Gemälden behangen, sind jetzt kahl, die Fußböden von Mosaik mit Staub bedeckt, der Wind heult durch zerbrochene Fensterscheiben. Nur selten schallt in diesen Königshallen der Fußtritt eines neugierigen Reisenden. Dornen wachsen in den Alleen; Bäume, vom Sturm entwurzelt oder vom Blitz zerschmettert, liegen quer über die Wege; Mauern sind eingestürzt, alle Bildsäulen verstümmelt, die schönsten Gänge verwachsen, die wilde Natur hat alle ihre Rechte wieder behauptet. — O Bianca Capello! wenn du diese Trümmer deiner Hoheit sehen könntest. —

Geoffroy.

So heißt der Merkel von Paris, der — gleich diesem unsern vortrefflichen Landsmann — aus allen möglichen Bewegungsgründen tadelt oder lobt, nur nicht aus Ueber-

zeugung. Solchen Herren widerfährt es denn wohl bisweilen, daß sie auf gewaltigen Widersprüchen ertappt werden. So zum Beispiel hat Jemand sich die Mühe genommen, die Urtheile Geoffroy's (den man in Paris auch wohl den tollen Hund zu nennen pflegt) über Voltaire's Zaire zu sammeln, so wie er seit acht Jahren im Journal des débats, jetzt Journal de l'Empire, sie von sich gegeben hat. Es ist lustig zu lesen und mag zur Warnungstafel für die deutschen Geoffroy's dienen.

Am 29. Prairial des achten Jahres sagte er: »Die drei letzten Akte von Zaire sind ein Meisterstück.« Am 4. Thermidor: »Als Voltaire Zairen schrieb, war er in der Blüte seiner Einbildungskraft. Im Ordix, Mardamen, Brutus hatte er sein Talent gesucht, in Zairen fand er es. (Ein sonderbares Versteckungsspiel des Dichters mit seinem Talente.) Niemanden ist besser gelungen, die Leidenschaft mit der französischen Galanterie zu verschmelzen. Nur bei ihm findet man diese Erhabenheit, Grazie, Frischheit des Kolorits u. s. w.«

Am 9. Messidor des neunten Jahres: »Der Charakter Orosman's vereint mit dem wilden Stolz eines Scythen die Zartheit und Galanterie eines französischen Ritters.«

Am 8. Fructidor: »Niemand liebt Zairen mehr als ich.« — Alle diese Lobsprüche wiederholte er mit verschiedenen Wendungen am 25. Brumaire des zehnten Jahres, am 16. Frimaire und am 18. Pluviose. Aber schon am 5. Ventose, also nur siebzehn Tage nachher, hieß es: »D

berühmte Orosman hat einige Anfälle von der fallenden Sucht. Er hat das hitzige Fieber und ist verrückt. Von allen verliebten Fürsten, die jemals auf der Bühne erschienen sind, ist er, physisch genommen, der größte Narr.»

Am 22. desselben Monats: »Zaire ist eins von den vier Meisterstücken Voltaire's. Gleich Alziren, Mahomet, Meropen, ist sie eins der besten Werke, die seit Racine geschrieben worden.»

Am 25. Fructidor: »Orosman ist eine Mischung von viehischer Wuth, ein epileptischer, ein grober Narr. Er krümmt sich wie ein Besessener, der exorcisirt wird. Er hat Steinschmerzen. Er gleicht einem Teufel, den man mit Weihwasser besprengt. Er insultirt Zairen auf die brutalste Weise. Zaire ist ein Gänschen, das sich mit Theaterfloskeln brüstet, und das den Verstand verliert, indem es seine Verwandten wieder findet. Nerestan, ihr Bruder, ist ein fanatischer Ignorant, ein Grobian und der bon homme Lusignan ein Komödienpapa.»

Am 16. Vendemiaire des eilften Jahres (also neun und vierzig Tage hernach): »Zaire ist eins von den Werken, die Voltaire am meisten Ehre machen —» (und nun folgt eine Wiederholung aller oben angeführten Lobsprüche.

Am 27. desselben Monats (also eilf Tage nachher): »Zaire erweckt Ekel und Langeweile.»

Am 19. Brumaire des neunten Jahres: »Sobald Zaire ihren Vater erkannt hat, opfert sie ihre Liebe der Natur und der Religion. Der Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft bietet das rührendste, edelste Interesse dar.»

Am 16. Frimaire des zehnten Jahres: »In Zairen scheint Voltaire die Liebe nur darum der Religion entgegen gestellt zu haben, um jene triumphiren zu lassen. Das Christenthum erscheint blos als Freudenstörer.»

Am 25. Floreal des eilften Jahres: »Zaire ist eine Närrin, eine vermummte Betschwester, die in einem halb christlichen, halb leidenschaftlichen Galimathias Gott und den Satan, die Liebe und die Religion mit einander vermengt.»

Am 2. Frimaire des dreizehnten Jahres: »Durch die Vermischung der Liebe, der Natur und Religion ist Zaire äußerst interessant.»

Am 16. Nivose: »Orosman ist ein Held aus dem Tollhause.»

Am 12. März 1807: »Zairens Schmerzen sind Albernheiten und ihre Situation zwischen einem soliden Liebhaber und einem zufälligen Vater ist eine Kinderei, die abenteuerlich tragisch wird.»

Am 9. März 1809: »Orosman ist ein großmüthiger, galanter, liebenswürdiger Sultan, Zaire ist sittsam, bescheiden u. s. w.» (Dieses Lob ertheilte Geoffroy auf Kosten des Othello von Ducis.)

Am 31. Mai 1809: „Die frommen Monologen und Dialogen der Zaire, ihr Kampf zwischen Liebe und Religion sind in unsern Tagen tödtlich langweilig. Man erstaunt, in diesem Frauenzimmerchen, das im ersten Akte so philosophisch raisonnirt, wie ein Pariser Akademiker, nur eine Närrin zu finden, die sich leiten läßt wie ein Gäns-

chen u. s. w. — Zaire ist eine von Voltaire's Gaukeleien (Jongleries)."

Kaum sollte man dergleichen elende Widersprüche für möglich halten! und doch ist ausgemacht, daß dieser Geoffroy seit acht Jahren der einzige Redakteur des Theaterartikels im Journal de l'Empire war; und doch gibt es Leute genug in Paris, denen seine Urtheile für Orakelsprüche gelten. Wer sich die Mühe nehmen wollte, unsere deutschen Geoffroy's auf diese Weise zu kontrolliren, der würde ähnliche Beispiele genug auffinden. Leider haben allerlei Verhältnisse auch auf die Urtheile der bessern Menschen Einfluß, was darf man denn von Merkel's erwarten?

Schüchterne Gewissen.

Als der unüberwindliche Kaiser Napoleon das ehemalige Churhessen erobert hatte, befahl er unter andern in einem Schreiben aus Posen vom 29. November 1806, 1. hessische Regimenter zu errichten, 2. den Offiziers u. s. w. die alte Dienstzeit anzurechnen, und 3. „daß Alle von dem Eide des Gehorsams, welchen sie dem ehemaligen Landgrafen von Hessen geleistet hatten, entbunden sein sollten."

So beruhigend dies Letztere für jeden Offizier sein mußte, da der größte Held unserer Zeit, der der Ehre eines wackeren Soldaten gewiß nie zu nahe treten wird, kein Be-'en trug, diese Entbindung zu proklamiren, sie folglich

mit Ehre und Gewissen vereinbar sein muß; so gab es doch und gibt vielleicht noch jetzt manche vormalige hessische Offiziere mit allzuschüchternen Gewissen, die da irrig meinten: nur der könne sie vom Eide entbinden, dem der Eid geleistet worden. Wenn das geschehen sei, so würden sie mit unerschütterlicher Treue dem großen Kaiser dienen, und selbst dann, wenn es denkbar wäre, daß ihm einst kriegerische Unfälle begegnen sollten, würden sie glauben, dessen Wohlgefallen zu verdienen, wenn sie gegen den Sieger dieselben Grundsätze äußerten.

Da diese Ansicht der Dinge zwar rechtlich zu sein, aber doch mit jenem Befehle nicht ganz überein zu stimmen scheint, so muß nothwendig ein Irrthum sich in dieselbe eingeschlichen haben, und es wäre daher zu wünschen, daß die deutschen Philosophen, die so oft metaphysische Spitzfindigkeiten abhandeln, welche dem Menschengeschlecht nicht den geringsten Nutzen bringen, zur gänzlichen Beruhigung der schüchternen Gewissen diese Gewissensfrage in's Klare setzen und entscheiden möchten, um so mehr, da auch der Civilstand sich hie und da im gleichen Falle befindet.

Bruchstücke aus einer Predigt.

Mit folgenden Worten — warum wurden Sie nicht in Erz und Marmor gegraben? — redete einst der Abbé Maury in einer Fastenpredigt den König Ludwig XVI. an: „Sire! Ew. Majestät Liebe für das allgemeine Wohl-

ermuntert die Diener der Religion, Ihnen ein dunkles Gemälde von den Freistätten der Armuth darzustellen. Die Wohlthätigkeit eines Fürsten muß im Verhältniß stehen mit seiner Macht. Das große Almosen der Könige, oder vielmehr der Tribut, von Gott selbst Ihnen auferlegt den Unglücklichen zu entrichten, ist die Gerechtigkeit! Den Gesetzgeber rufen wir zum Heil der Armen in Ihnen auf. Wir dürfen es Ew. Majestät nicht verhehlen, daß mehrere, der Menschheit unter uns gewidmete Anstalten noch den Stempel jener barbarischen Jahrhunderte tragen, in welchen sie entstanden sind.»

»Vielleicht wird man Ihnen sagen, daß große Mißbräuche in allen großen Instituten unvermeidlich sind; denn man vergrößert gar zu gern die Schwierigkeiten, um guten Königen den Muth zu rauben. O verzweifeln Sie nie! weder an den Menschen noch an sich selbst! — (Armer Ludwig! die Menschen haben dich leider gezwungen, an ihnen zu verzweifeln.) — Nein, Sire, es ist nicht unmöglich, einem Gefangenen das Einathmen frischer Luft zu verstatten; es ist nicht unmöglich, den Kranken die Hospitäler zu öffnen, ohne mehrere derselben in ein Bett zu begraben; es ist nicht unmöglich, den Unterhalt jener armen Kinder zu sichern, die der Himmel unter dem besondern Schutz des Vaters seines Volks gestellt hat; es ist nicht unmöglich, der Bettelei zu steuern, ohne durch Sklaverei zu schrecken; und wenn Sie die Hand an diese Werke der Barmherzigkeit legen, so werden Sie bald finden, daß, einem fühlbaren Herzen, einem gesunden Geiste und

mit Beharrlichkeit, die Wohlthätigkeit eines Königs allmächtig ist. — Ha Sire! Sie sind in dem glücklichen Alter, wo in einer schönen Seele der Wille zum Guten eine thätige heiße Leidenschaft ist. Nützliche Revolutionen müssen in der Jugend der Könige bewirkt werden. Im Laufe einer langen Regierung stumpft die Empfindung eines Monarchen sich ab, seine Thätigkeit wird geschwächt, seine Seele ermüdet. Eine traurige Erfahrung lehrt ihm die Menschen weniger achten. Er sieht sich allein und Niemand leistet ihm Beistand in dem Guten, das er so gern vollbringen möchte. Dieses Verlassensein drückt ihn zu Boden, und er verliert den Muth der Güte, indem er aufhört an die Tugend zu glauben. So erreicht er endlich das Alter, wo Krankheiten, die Annäherung des Todes, Sorge und Liebe für und zu sich selbst, alle andere Bande trennen — er entschlummert und die Nation scheint mit ihm zu veralten.» —

»Sire! Sie haben die Armen besucht, in einer rauhen Jahreszeit erquickt, doch Ihre königliche Wachsamkeit wird sich nicht auf das Elend beschränken, welches diesen Palast umgibt. Vom Himmel herab empfiehlt Ihr erhabener Vater Ihnen die öffentlichen Anstalten. Denken Sie zuweilen an das, was er auf dem Throne gethan haben würde, den Sie jetzt schmücken, das ist es, was Sie thun müssen, und wenn Sie seine menschenfreundlichen Entwürfe im Laufe Ihres Lebens ausführen, so werden Sie auch einst seine ewige Krone theilen.»

So sprach der edle, von seinem göttlichen Berufe durch

drungene Prediger. O es ist schön, wenn man das seltene Recht, eine Stunde lang ununterbrochen zu dem Monarchen zu reden, blos dazu verwendet, ihn die heilsamsten Wahrheiten hören zu lassen, während die Schmeichler und Günstlinge jeden Augenblick stehlen, um die Wahrheit zu entfernen oder zu vergiften.

Parodie einer großen französischen Oper.

Sie wurde einst wirklich, bei Gelegenheit des Schlusses der Bühne, in Paris aufgeführt und dauerte nicht länger als zehn Minuten. Ein Komponist erschien, von dem komischen Schauspieler Thomassin dargestellt, und versicherte, er habe, um sein Talent für die komische Oper auszubilden, mit einer großen Oper den Anfang gemacht. Das Süjet des Stücks sei völlig neu. Ein junger amerikanischer Prinz ist verliebt in eine junge Prinzessin, kommt um und wird am Ende des Stücks wieder auferweckt.

Erster Akt.

La Princesse.

Cher prince on nous unit.

Le Prince.

J'en suis ravi, princesse.
Peuple, chantez, dansez, montrez votre allegresse.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre allegresse.

(Ende des ersten Akts.)

Zweiter Akt.

La Princesse.

Amour!

(Kriegerisches Getös. Sie fällt in Ohnmacht. Der Prinz erscheint kämpfend gegen seine Feinde und wird erschlagen.)

La Princesse.

Cher prince!

Le Prince.

Hélas!

La Princesse.

Quoi?

Le Prince.

J'expire!

La Princesse.

O malheur!

Peuple, chantez, dansez, montrez votre douleur.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre douleur.

(Ein Marsch beschließt den zweiten Akt.)

Dritter Akt.

Pallas erscheint.

Pallas te rend le jour.

La Princesse.

Ah quel moment!

Le Prince.

Où suis-je!

Peuple, chantez, dansez, célébrez ce prodige!

Choeur.

Chantons, dansons, célébrons ce prodige.

Auch ein Traum vom ewigen Frieden.

Man spricht von dem Abbé St. Pierre als von einem gutmüthigen Schwärmer, man belächelt oder verspottet ihn, als habe er die Quadratur des Zirkels erfinden wollen. Aber sollte denn wirklich ein ewiger Friede unter den Menschen unmöglich sein? Nämlich unter kultivirten Menschen? Denn daß die, von der Jagd lebenden Wilden an der Hudsonsbai oder in Sibirien sich immerfort schlagen und todtschlagen, so oft einer des andern Jagdrevier betritt, das ist begreiflich; aber daß die Europäer sammt und sonders schon Jahrhunderte lang aus einem Halse schreien: »Ach! was ist es für ein köstliches Ding um den lieben Frieden! Ach! du lieber Friede, kehre bei uns ein u. s. w.,« und doch immer Krieg führen, als könnten sie dieses verfluchten Zeitvertreibes nie müde werden, und doch nicht auf Mittel sinnen, den Frieden unter sich zu fesseln, das ist unbegreiflich.

Schon Leibnitz machte einen Entwurf zum ewigen Frieden. »Ich erinnere mich,« sagt er, »der Ueberschrift eines Kirchhofes: pax perpetua, denn die Todten schlagen sich nicht. Aber die lebendigen Machthaber respektiren keine Tribunäle. Man müßte diese Herren nöthigen, in der Bank des Staatentribunals Caution zu leisten, und

sie dort gerichtlich nieder zu legen, z. B. einen König von Frankreich hundert Millionen Thaler, einen König von Großbritannien nach Verhältniß, so daß, wenn sie dem Spruche des Tribunals sich nicht unterwürfen, dieser mit ihrem Gelde vollstreckt werden könnte.»

Der gute Leibnitz vergaß, daß die Herren sogleich die Waffen ergreifen, und nicht allein ihre niedergelegten Millionen, sondern noch alle die übrigen Potentaten dazu, von der Bank des Staatentribunals requiriren würden. Nein, die Furcht vor Geldverlust ist es nicht, wenigstens nicht allein, wodurch ein ewiger Friede bewirkt werden kann.

Wenn ich sage: ein ewiger Friede, so meine ich freilich nur eine Ewigkeit, die menschlichen Einrichtungen erreichbar ist, also nur mehrere Jahrhunderte; aber welche Wohlthat wäre nicht schon diese für das gequälte Menschengeschlecht! und ein solches Glück ihm zu begründen, ist möglich, sehr möglich. — Auf welche Weise? — das will ich eben jetzt träumen. Möge der Plan noch unreif, oder abenteuerlich, mit einem Worte: möge er als ein Traum erscheinen, doch der Prüfung der ernsten Betrachtung ist er werth. Manche werden ihn lächelnd, mit einem vornehmen Blicke überschauen, und keck entscheiden, er sei unausführbar, allein eben das würden sie gesagt haben, wenn ihnen Lykurg zum Beispiel seinen Plan der lacedämonischen Gesetzgebung vorgelegt hätte; und dennoch führte Lykurg ihn aus; und dennoch bestand sein Wer-

viele Jahrhunderte lang. Dieses Gleichniß soll nur beweisen — (denn mein Traum ist nicht so albern, daß er mich selbst dem Lykurg gleich stellte) — daß das Seltsame oder Auffallende in einem Plane nicht auch das Verwerfliche in sich faßt, und daß man, nach genauer Prüfung, mir wird zugestehen müssen, dieser sei wirklich ausführbar, und es sei wirklich unter den Menschen schon Manches ausgeführt worden, was weit schwieriger schien und war. Denn mußte nicht Lykurg sogar Gefühle bekämpfen, die mit der menschlichen Natur auf das Innigste verwebt sind? Zum Exempel die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wenn er diese, gleich nach der Geburt, ihnen wegnehmen, oder, wenn er die Knaben an Dianens Altare bluten und oft zu Tode geißeln ließ? — Dennoch gelang es ihm. Warum denn nicht einem Andern, der blos das allgemein Gewünschte, das allgemein Beglückende, das keinem Gefühl Widerstrebende befördern möchte?

Freilich hatte Lykurg den Vortheil, daß er, ohne Rücksicht auf das Alter, etwas ganz Neues erschaffen durfte; hier hingegen dürfen, wenn der Plan in das Reich der Möglichkeiten gehören soll, die alten Formen nicht betastet, es dürfen nur kleine Abweichungen und geringe Opfer erfordert werden; dennoch bin ich überzeugt, daß, wenn durch ein Wunder die Herzen der Machthaber bewegt werden sollten, ihn auszuführen, er seinen Zweck so vollkommen erreichen würde, als irgend eine menschliche Einrichtung auf Erden; denn Ruhm und Schande, Furcht, Liebe und Eigennutz sind die Triebfedern, durch welche

der ewige Friede erhalten werden soll. Wer diese vereint in Bewegung setzen darf, dem ist nichts unmöglich.

Von den Fürsten Europens begehre ich weiter nichts, als Abscheu von Blutvergießen, weil sie ihre Rechte auch ohne dasselbe behaupten können. Da fordere ich doch wohl nicht zu viel? Und ich will voraussetzen, daß alle unsere jetzt lebenden Fürsten diesen Abscheu empfinden, und daß keiner von ihnen das Schwert ziehen würde, wenn er sein Recht auf einem mildern und bei weitem sicherern Wege erlangen könnte. Diesen Weg anzudeuten, wage ich jetzt.

Jede Provinz, jede Stadt wählt durch Stimmenmehrheit drei Männer, die Redlichsten, Gerechtesten und Aufgeklärtesten. Alle die Gewählten begeben sich nach der Hauptstadt, und dort bestimmt das Los zwei unter ihnen, die Wahl des Fürsten fügt den dritten hinzu. Diese drei sind nun für ihr Vaterland die europäischen Friedensrichter. Sie schwören, wenn man es für nöthig findet. Mich aber will bedünken, sie wären erhaben über den Schwur, da der große Gedanke an ihren göttlichen Beruf ein mächtiger Schutzgott ihrer Treue ist.

Hat nun jedes europäische Reich seine drei Friedensrichter ernannt, so versammelt sich dieser Rath der Amphictyonen auf einer bequem gelegenen Insel, etwa im mittelländischen Meere, die von nun an keinem Fürsten ausschließlich, sondern dem ganzen Europa angehört, und die Friedensinsel genannt, auf ihr die Friedensstadt erbaut wird. Diese Insel dürfen die Richter nich' verlassen, so lange sie ihr Amt begleiten. Sie sind v

ihren Familien umgeben, und werden vom Vaterlande so reichlich besoldet, daß sie jeder Sorge für sich und ihre Kinder überhoben sind. Sie dulden keine Gesandte der europäischen Mächte an dem Friedenshofe, nämlich keine solche, die ununterbrochen daselbst residiren.

Jeder Fürst schwört, beim Antritt seiner Regierung, daß er jeden Zwist mit andern Mächten nicht mit dem Schwert ausfechten, sondern vor die europäischen Friedensrichter bringen, und deren Urtheil sich unterwerfen wolle. Er entbindet zugleich die Unterthanen von ihrem Huldigungseide, im Fall er diesen Schwur verletzt, und berechtigt sie ausdrücklich, die Waffen gegen ihn selbst zu ergreifen. Warum sollte ein biederer Fürst Bedenken tragen, einen solchen Eid zu leisten? entsagt er dadurch doch nur dem verhaßten Faustrecht, dem seine Unterthanen schon seit Jahrhunderten entsagen mußten? — Keiner darf sich selbst mit Gewalt Recht verschaffen, und nur der Fürst sollte es dürfen? — Ja, so lange ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, so muß er freilich zu dem Schwerte greifen; allein, so bald sich ihm ein rechtlicher Ausweg zeigt, auf gleiche Weise, wie jeder andere biedere Mann, das zu erlangen, was ihm gebührt, so wird er gern diesen Weg einschlagen, oder er wäre kein guter Fürst und zweifelte selbst an der Gerechtigkeit seiner Sache.

Ist nun zwischen zwei Mächten ein Zwist entstanden, so schicken beide ihre wohlunterrichteten, mit Beweisen und [illegible]beweisen versehenen Gesandten nach der Friedens-[illegible] Dort werden sie zwar sehr wohl empfangen und

gehalten, aber sie wohnen nicht in der Friedensstadt, sondern auf einem Landhause in deren Nähe, wo man sie streng bewacht. Kein Friedensrichter darf sie besuchen, noch ihren Besuch annehmen. Sie sehen durchaus keinen derselben, außer in der Gerichtsversammlung, wo sie an bestimmten Tagen erscheinen, die Sache ihres Hofes führen, und gleich nach aufgehobener Sitzung in ihre Staatsgefangenschaft zurückkehren. — Mit den imponirendsten religiösen Feierlichkeiten hebt nun der Friedenssenat seine Berathschlagungen an. Hat er das Urtheil gesprochen, (welches natürlich inappellabel ist), so läßt er die Gesandten beider Mächte ihre Schiffe wieder besteigen, und ihnen dann erst den Spruch einhändigen, worauf die Friedensschiffe sogleich absegeln, begleitet von mehreren Fahrzeugen, die das Urtheil schnell an allen europäischen Höfen bekannt machen.

Sowohl bei den Berathschlagungen des Senates, als auch bei Abfassung des Urtheils, dürfen diejenigen Friedensrichter nicht zugegen sein, welche aus den Ländern der zwistigen Fürsten gewählt worden. Sie müssen vielmehr, so lange die Sache verhandelt wird, und selbst ehe noch der Gegenstand des Zwistes bekannt ist, die Stadt verlassen, und dürfen mit keinem der Richter Umgang pflegen. — Daß die Urtheile dieser Männer so gerecht sein werden, als man nur immer von Menschen erwarten darf, ist wohl nicht zu bezweifeln, da man von ihnen sagen könnte, was Demosthenes von den Amphictyonen: Το κοινόν τῶν Ἑλλήνων συνεδριον, oder wie es Cicero mit eben den Worten ausdrücket: commune graeciae concilium. Und

sollte auch jemals etwas Menschliches mit unterlaufen, so würde doch nie so viel Unheil daraus entspringen, als aus dem kürzesten Kriege.

Darüber wäre also kein Zweifel, daß ein solcher europäischer Friedenssenat alle Völker Europens beglücken würde. Auch ist dieser Gedanke nicht neu, sondern von den Griechen entlehnt. Etwas Aehnliches, wiewohl sehr unvollkommen, geschah öfter im Mittelalter, wo die Fürsten häufig, ehe sie zum Schwerte griffen, Schiedsrichter wählten und dadurch nicht selten den Krieg vermieden.

Aber — man wird den wichtigen Einwurf mir entgegen stellen: Gesetzt, der von diesem Senat verurtheilte Fürst ist eben so mächtig als halsstarrig, und will dem Spruche sich nicht unterwerfen. Wer oder was kann ihn dazu zwingen? — Das ist allerdings der Haupteinwurf, und wenn dieser nicht genügend beantwortet werden kann, so ist der Plan nur eine leere Wasserblase.

Zwar habe ich schon oben des Eides erwähnt, den der Fürst geschworen; aber wenn er ihn nun brechen will? — Zwar hat er, auf diesen Fall, die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen, und ihnen erlaubt, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen, und allerdings kann die Furcht dafür, schon einigermaßen, die Kriegsbegier im Zaume halten; aber wenn er nun die Unterthanen für sich zu stimmen weiß? oder, wenn er an der Spitze eines mächtigen, ihm ergebenen Heeres steht? welches bekanntlich nie fragt, ob die Sache, für die es fechten soll, gerecht oder ungerecht wie ist dann dem Urtheil Gehorsam zu verschaffen?

Erstens: So wie Lykurg keinen Eltern ihre Kinder ließ, sondern diese sämmtlich für Kinder des Staates erklärte; eben so dürfte kein Fürst seine Kinder behalten, sondern Alle müßten, als Kinder von Europa, in der europäischen Friedensstadt erzogen werden. Dort würden sie von Jugend auf die Ehrfurcht für den Friedenssenat und dessen Urtheile einsaugen, der völkerbeglückende Grundsatz eines ewigen Friedens würde tief in die jungen Gemüther geprägt werden. Doch das wäre nicht der einzige große Vortheil dieser Einrichtung; sie würden zugleich als Geißeln für ihre Väter dienen, und sobald einer derselben den Gehorsam verweigerte, sobald er wirklich Truppen über seine Grenzen marschiren ließe, so würden seinen Kindern augenblicklich die Köpfe abgeschlagen. So hart das scheinen mag, so wäre es doch nothwendig. Der Tod einiger Unschuldigen würde den Tod von Millionen Unschuldigen verhüten.

Es läßt sich schwerlich denken, daß ein Fürst seine Kriegslust auf Kosten des Blutes seiner Kinder befriedigen werde. Sollte er aber dennoch so lieb- und ehrlos handeln wollen, so müßte der Friedenssenat das ganze übrige Europa gegen ihn in die Waffen rufen, und, wer sich weigerte, augenblicklich seine ganze Macht aufzubieten, um den Verletzer des ewigen Friedens zu bekämpfen, der sähe gleichermaßen seine Kinder auf dem Blutgerüste sterben.

Hingegen stünde ein Tempel des Ruhmes auf der Friedensinsel, prangend mit den kostbarsten Denkmählern, alle den Fürsten geweiht, die ihrem Schwur

treu blieben, oder dem ewigen Frieden irgend ein Opfer brachten. Den Meineidigen aber würden auf den Klippen des Ufers Schandsäulen errichtet, an denen die Flüche der Vorüberschiffenden wiederhallten.

Ein anderes, kräftiges Mittel, Gehorsam zu erzwingen und die Kriegsbegier zu zähmen, möchte Folgendes sein: Jeder Fürst räumt, nach Maßgabe der Größe seines Staates, eine oder mehrere seiner wichtigsten Festungen fremden Truppen ein, und hält dagegen mit seinen Truppen wiederum fremde Festungen besetzt. Diese Garnisonen wechseln alle drei Jahre, doch immer sind es wiederum fremde Truppen, welche die Abgehenden ersetzen; so daß derjenige, der einen Krieg beginnen wollte, zuerst in seinem eigenen Lande die Festungen belagern müßte. Denn diese Garnisonen wären verpflichtet, im Fall verweigerter Unterwerfung unter die Dekrete des Friedensenats, ihn sogleich als Feind zu behandeln. So bewaffneten sich auch die Griechen gegen Jeden, der den Spruch der Amphiktyonen nicht befolgte. Die beständig wechselnden Garnisonen aller Völker würden überdies den großen Vortheil gewähren, daß alle Völker nach und nach einander näher kennen lernen, und endlich zu einem großen Volke verschmelzen würden.

Wie aber, wenn der widerspenstige Fürst sich der Friedensinsel selbst bemächtigte? oder durch eine große Seemacht den Weg dahin sperrt? —

Die Insel müßte stark befestigt, und von den tapfern Veteranen aller europäischen Nationen vertheidigt wer-

den. Kein Kriegsschiff dürfte sich jemals ihr nähern. Derjenige Theil ihrer Besatzung, der zu den Truppen des ungehorsamen Fürsten gehört, müßte entwaffnet werden, sobald sein Vorhaben kund geworden. Es bliebe ihm also nichts weiter übrig, als die Insel zu blockiren. Sobald er dies wagte, bedürfe es weiter keines Aufrufes der übrigen Mächte zu den Waffen; sie alle würden gegen ihn sich rüsten, während seine Kinder den Tod litten und sein Name an Schandsäulen dem Fluche der Mit- und Nachwelt Preis gegeben würde.

Sollte wohl der ruhm- und blutdürstigste Fürst auf Erden so vielen Motiven zu Erhaltung des Friedens widerstehen? —

Erstens: Die Gewißheit, durch den Frieden sein Volk zu beglücken.

Zweitens: Die schreckliche Gewißheit, seine unschuldigen Kinder (oder seine nächsten Verwandten, wenn er keine Kinder hat) um seinetwillen sterben zu sehen.

Drittens: Die Ungewißheit eines glücklichen Ausgangs des unternommenen Krieges, die Furcht vor den, von ihrem Eide losgesprochenen Unterthanen, vor den fremden Garnisonen in seinen Festungen, vor den Waffen aller europäischen Mächte.

Viertens: Die Scheu vor der öffentlichen Meinung, die Schande, die ihn unausbleiblich trifft.

Fünftens: Der Segen, der ihm folgen, der Ruhm, der ihn krönen wird, wenn er der Gewalt entsagt und sich dem Rechte unterwirft.

Sechstens. Das Schicksal, welches ihm droht, im Fall er besiegt wird; denn in diesem Fälle müßte er nie den Thron wieder besteigen.

Wahrlich! es ist fast unmöglich, daß selbst ein Thamas Kuli Chan bei einer solchen Einrichtung nicht so friedliebend werden sollte, als ein Antonin. Und ist wohl irgend etwas Unausführbares in diesem Plane? — Nicht einmal der vereinte Wille aller europäischen Fürsten wäre vonnöthen, um ihn zur Wirklichkeit zu bringen; nur die Mächtigsten dürften wollen, vielleicht nur ein Mächtiger, und dieser eine würde ein Gott sein! Alle Völker würden mit Entzücken ihre Knie vor ihm beugen, und nach Jahrtausenden noch ihn segnen.

O ist ein großer, ein erschütternder Gedanke, daß gerade jetzt, mehr als jemals, diese Vereinbarung möglich wäre; daß wirklich ein Mann auf Erden existirt, der sie leicht bewirken könnte. Ha! dann wollten wir die Sterne herunter beten um sein Haupt, und, nach diesem größten aller Siege, ihm freiwillig zujauchzen: Te deum laudamus!

Was ist die lebende Generation der Nachwelt schuldig?

So groß auch die Thaten sind, welche wir in unsern Tagen bewundern, so wird doch kein Mensch läugnen, daß — größte Theil der jetzt lebenden Generation in Europa

sehr unglücklich ist. Es gibt fast kein Land mehr, das nicht mit Trümmern bedeckt wäre, fast keine Stadt und kein Dorf, aus denen nicht Seufzer und Wehklagen ertönten über zerstörtes Glück, verlorne Kinder und Gatten.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen — (es gibt überhaupt jetzt keinen solchen Ort) — wer die Schuld von diesem allgemeinen Unheil auf sich geladen; ob Mangel an Einigkeit? ob Anmaßungen zur See? ob Eroberungssucht zu Lande? — gleichviel, das Unheil ist da, Jedermann fühlt dessen schweren Druck. Nur einige Wenige, die noch nichts verloren, oder auch nichts zu verlieren haben (vielleicht nicht einmal Köpfe), trösten uns mit dem Sprichlein: »Es wird aus alle dem blutigen Wirrwarr eine neue und bessere Ordnung der Dinge hervorgehen.«

Sehr wohl, ich will es glauben. Aber wenn sie nun gar hinzufügen: »Deswegen müßt ihr ohne Murren leiden, ja ihr müßt euch großherzig eures Jammers freuen, in dem Gedanken, daß eure Nachkommen weit glücklicher sein werden, als ihr und eure Vorfahren gewesen. Dieses Glück den hochgeehrten Nachkommen allenfalls mit eurem Blute und eurer Freiheit zu erkaufen, ist eure Pflicht,« — dann will die Galle doch bisweilen überlaufen, und es entschlüpft der kochenden Brust der unchristliche Wunsch: den Herrn Lobpreiser der Zukunft für's erste ein paarmal geplündert zu sehen, um seinen Posteritätspatriotismus zu prüfen.

Welcher Mensch mit halben Sinnen kann von einer ganzen Generation begehren, daß sie blos vegetiren und

ihren Familien umgeben, und werden vom Vaterlande so reichlich besoldet, daß sie jeder Sorge für sich und ihre Kinder überhoben sind. Sie dulden keine Gesandte der europäischen Mächte an dem Friedenshofe, nämlich keine solche, die ununterbrochen daselbst residiren.

Jeder Fürst schwört, beim Antritt seiner Regierung, daß er jeden Zwist mit andern Mächten nicht mit dem Schwert ausfechten, sondern vor die europäischen Friedensrichter bringen, und deren Urtheil sich unterwerfen wolle. Er entbindet zugleich die Unterthanen von ihrem Huldigungseide, im Fall er diesen Schwur verletzt, und berechtigt sie ausdrücklich, die Waffen gegen ihn selbst zu ergreifen. Warum sollte ein biederer Fürst Bedenken tragen, einen solchen Eid zu leisten? entsagt er dadurch doch nur dem verhaßten Faustrecht, dem seine Unterthanen schon seit Jahrhunderten entsagen mußten? — Keiner darf sich selbst mit Gewalt Recht verschaffen, und nur der Fürst sollte es dürfen? — Ja, so lange ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, so muß er freilich zu dem Schwerte greifen; allein, so bald sich ihm ein rechtlicher Ausweg zeigt, auf gleiche Weise, wie jeder andere biedere Mann, das zu erlangen, was ihm gebührt, so wird er gern diesen Weg einschlagen, oder er wäre kein guter Fürst und zweifelte selbst an der Gerechtigkeit seiner Sache.

Ist nun zwischen zwei Mächten ein Zwist entstanden, so schicken beide ihre wohlunterrichteten, mit Beweisen und Gegenbeweisen versehenen Gesandten nach der Friedensinsel. Dort werden sie zwar sehr wohl empfangen und

gehalten, aber sie wohnen nicht in der Friedensstadt, sondern auf einem Landhause in deren Nähe, wo man sie streng bewacht. Kein Friedensrichter darf sie besuchen, noch ihren Besuch annehmen. Sie sehen durchaus keinen derselben, außer in der Gerichtsversammlung, wo sie an bestimmten Tagen erscheinen, die Sache ihres Hofes führen, und gleich nach aufgehobener Sitzung in ihre Staatsgefangenschaft zurückkehren. — Mit den imponirendsten religiösen Feierlichkeiten hebt nun der Friedenssenat seine Berathschlagungen an. Hat er das Urtheil gesprochen, (welches natürlich inappellabel ist), so läßt er die Gesandten beider Mächte ihre Schiffe wieder besteigen, und ihnen dann erst den Spruch einhändigen, worauf die Friedensschiffe sogleich absegeln, begleitet von mehreren Fahrzeugen, die das Urtheil schnell an allen europäischen Höfen bekannt machen.

Sowohl bei den Berathschlagungen des Senates, als auch bei Abfassung des Urtheils, dürfen diejenigen Friedensrichter nicht zugegen sein, welche aus den Ländern der zwistigen Fürsten gewählt worden. Sie müssen vielmehr, so lange die Sache verhandelt wird, und selbst ehe noch der Gegenstand des Zwistes bekannt ist, die Stadt verlassen, und dürfen mit keinem der Richter Umgang pflegen. — Daß die Urtheile dieser Männer so gerecht sein werden, als man nur immer von Menschen erwarten darf, ist wohl nicht zu bezweifeln, da man von ihnen sagen könnte, was Demosthenes von den Amphictyonen: Το κοινόν τῶν Ἑλλήνων συνεδριον, oder wie es Cicero mit eben den Worten ausdrückt: commune graeciae concilium. Und

sollte auch jemals etwas Menschliches mit unterlaufen, so würde doch nie so viel Unheil daraus entspringen, als aus dem kürzesten Kriege.

Darüber wäre also kein Zweifel, daß ein solcher europäischer Friedenssenat alle Völker Europens beglücken würde. Auch ist dieser Gedanke nicht neu, sondern von den Griechen entlehnt. Etwas Aehnliches, wiewohl sehr unvollkommen, geschah öfter im Mittelalter, wo die Fürsten häufig, ehe sie zum Schwerte griffen, Schiedsrichter wählten und dadurch nicht selten den Krieg vermieden.

Aber — man wird den wichtigen Einwurf mir entgegen stellen: Gesetzt, der von diesem Senat verurtheilte Fürst ist eben so mächtig als halsstarrig, und will dem Spruche sich nicht unterwerfen. Wer oder was kann ihn dazu zwingen? — Das ist allerdings der Haupteinwurf, und wenn dieser nicht genügend beantwortet werden kann, so ist der Plan nur eine leere Wasserblase.

Zwar habe ich schon oben des Eides erwähnt, den der Fürst geschworen; aber wenn er ihn nun brechen will? — Zwar hat er, auf diesen Fall, die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen, und ihnen erlaubt, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen, und allerdings kann die Furcht dafür, schon einigermaßen, die Kriegsbegier im Zaume halten; aber wenn er nun die Unterthanen für sich zu stimmen weiß? oder, wenn er an der Spitze eines mächtigen, ihm ergebenen Heeres steht? welches bekanntlich nie fragt, ob die Sache, für die es fechten soll, gerecht oder ungerecht ist; wie ist dann dem Urtheil Gehorsam zu verschaffen?

Erstens: So wie Lykurg keinen Eltern ihre Kinder ließ, sondern diese sämmtlich für Kinder des Staates erklärte; eben so dürfte kein Fürst seine Kinder behalten, sondern Alle müßten, als Kinder von Europa, in der europäischen Friedensstadt erzogen werden. Dort würden sie von Jugend auf die Ehrfurcht für den Friedenssenat und dessen Urtheile einsaugen, der völkerbeglückende Grundsatz eines ewigen Friedens würde tief in die jungen Gemüther geprägt werden. Doch das wäre nicht der einzige große Vortheil dieser Einrichtung; sie würden zugleich als Geißeln für ihre Väter dienen, und sobald einer derselben den Gehorsam verweigerte, sobald er wirklich Truppen über seine Grenzen marschiren ließe, so würden seinen Kindern augenblicklich die Köpfe abgeschlagen. So hart das scheinen mag, so wäre es doch nothwendig. Der Tod einiger Unschuldigen würde den Tod von Millionen Unschuldigen verhüten.

Es läßt sich schwerlich denken, daß ein Fürst seine Kriegslust auf Kosten des Blutes seiner Kinder befriedigen werde. Sollte er aber dennoch so lieb- und ehrlos handeln wollen, so müßte der Friedenssenat das ganze übrige Europa gegen ihn in die Waffen rufen, und, wer sich weigerte, augenblicklich seine ganze Macht aufzubieten, um den Verletzer des ewigen Friedens zu bekämpfen, der sähe gleichermaßen seine Kinder auf dem Blutgerüste sterben.

Hingegen stünde ein Tempel des Ruhmes auf der Friedensinsel, prangend mit den kostbarsten Denkmählern, alle den Fürsten geweiht, die ihrem Schwure

treu blieben, oder dem ewigen Frieden irgend ein Opfer brachten. Den Meineidigen aber würden auf den Klippen des Ufers Schandsäulen errichtet, an denen die Flüche der Vorüberschiffenden wiederhallten.

Ein anderes, kräftiges Mittel, Gehorsam zu erzwingen und die Kriegsbegier zu zähmen, möchte Folgendes sein: Jeder Fürst räumt, nach Maßgabe der Größe seines Staates, eine oder mehrere seiner wichtigsten Festungen fremden Truppen ein, und hält dagegen mit seinen Truppen wiederum fremde Festungen besetzt. Diese Garnisonen wechseln alle drei Jahre, doch immer sind es wiederum fremde Truppen, welche die Abgehenden ersetzen; so daß derjenige, der einen Krieg beginnen wollte, zuerst in seinem eigenen Lande die Festungen belagern müßte. Denn diese Garnisonen wären verpflichtet, im Fall verweigerter Unterwerfung unter die Dekrete des Friedenssenats, ihn sogleich als Feind zu behandeln. So bewaffneten sich auch die Griechen gegen Jeden, der den Spruch der Amphiktyonen nicht befolgte. Die beständig wechselnden Garnisonen aller Völker würden überdies den großen Vortheil gewähren, daß alle Völker nach und nach einander näher kennen lernen, und endlich zu einem großen Volke verschmelzen würden.

Wie aber, wenn der widerspenstige Fürst sich der Friedensinsel selbst bemächtigte? oder durch eine große Seemacht den Weg dahin sperrt? —

Die Insel müßte stark befestigt, und von den tapfersten Veteranen aller europäischen Nationen vertheidigt wer-

den. Kein Kriegsschiff dürfte sich jemals ihr nähern. Derjenige Theil ihrer Besatzung, der zu den Truppen des ungehorsamen Fürsten gehört, müßte entwaffnet werden, sobald sein Vorhaben kund geworden. Es bliebe ihm also nichts weiter übrig, als die Insel zu blockiren. Sobald er dies wagte, bedürfe es weiter keines Aufrufes der übrigen Mächte zu den Waffen; sie alle würden gegen ihn sich rüsten, während seine Kinder den Tod litten und sein Name an Schandsäulen dem Fluche der Mit- und Nachwelt Preis gegeben würde.

Sollte wohl der ruhm- und blutdürstigste Fürst auf Erden so vielen Motiven zu Erhaltung des Friedens widerstehen? —

Erstens: Die Gewißheit, durch den Frieden sein Volk zu beglücken.

Zweitens: Die schreckliche Gewißheit, seine unschuldigen Kinder (oder seine nächsten Verwandten, wenn er keine Kinder hat) um seinetwillen sterben zu sehen.

Drittens: Die Ungewißheit eines glücklichen Ausgangs des unternommenen Krieges, die Furcht vor den, von ihrem Eide losgesprochenen Unterthanen, vor den fremden Garnisonen in seinen Festungen, vor den Waffen aller europäischen Mächte.

Viertens: Die Scheu vor der öffentlichen Meinung, die Schande, die ihn unausbleiblich trifft.

Fünftens: Der Segen, der ihm folgen, der Ruhm, der ihn krönen wird, wenn er der Gewalt entsagt und sich dem Rechte unterwirft.

Sechstens. Das Schicksal, welches ihm droht, im Fall er besiegt wird; denn in diesem Fälle müßte er nie den Thron wieder besteigen.

Wahrlich! es ist fast unmöglich, daß selbst ein Thamas Kuli Chan bei einer solchen Einrichtung nicht so friedliebend werden sollte, als ein Antonin. Und ist wohl irgend etwas Unausführbares in diesem Plane? — Nicht einmal der vereinte Wille aller europäischen Fürsten wäre vonnöthen, um ihn zur Wirklichkeit zu bringen; nur die Mächtigsten dürften wollen, vielleicht nur ein Mächtiger, und dieser eine würde ein Gott sein! Alle Völker würden mit Entzücken ihre Knie vor ihm beugen, und nach Jahrtausenden noch ihn segnen.

O ist ein großer, ein erschütternder Gedanke, daß gerade jetzt, mehr als jemals, diese Vereinbarung möglich wäre; daß wirklich ein Mann auf Erden existirt, der sie leicht bewirken könnte. Ha! dann wollten wir die Sterne herunter beten um sein Haupt, und, nach diesem größten aller Siege, ihm freiwillig zujauchzen: **Te deum laudamus!**

Was ist die lebende Generation der Nachwelt schuldig?

So groß auch die Thaten sind, welche wir in unsern Tagen bewundern, so wird doch kein Mensch läugnen, daß der größte Theil der jetzt lebenden Generation in Europa

sehr unglücklich ist. Es gibt fast kein Land mehr, das nicht mit Trümmern bedeckt wäre, fast keine Stadt und kein Dorf, aus denen nicht Seufzer und Wehklagen ertönten über zerstörtes Glück, verlorne Kinder und Gatten.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen — (es gibt überhaupt jetzt keinen solchen Ort) — wer die Schuld von diesem allgemeinen Unheil auf sich geladen; ob Mangel an Einigkeit? ob Anmaßungen zur See? ob Eroberungssucht zu Lande? — gleichviel, das Unheil ist da, Jedermann fühlt dessen schweren Druck. Nur einige Wenige, die noch nichts verloren, oder auch nichts zu verlieren haben (vielleicht nicht einmal Köpfe), trösten uns mit dem Sprichlein: »Es wird aus alle dem blutigen Wirrwarr eine neue und bessere Ordnung der Dinge hervorgehen.»

Sehr wohl, ich will es glauben. Aber wenn sie nun gar hinzufügen: »Deswegen müßt ihr ohne Murren leiden, ja ihr müßt euch großherzig eures Jammers freuen, in dem Gedanken, daß eure Nachkommen weit glücklicher sein werden, als ihr und eure Vorfahren gewesen. Dieses Glück den hochgeehrten Nachkommen allenfalls mit eurem Blute und eurer Freiheit zu erkaufen, ist eure Pflicht,» — dann will die Galle doch bisweilen überlaufen, und es entschlüpft der kochenden Brust der unchristliche Wunsch: den Herrn Lobpreiser der Zukunft für's erste ein paarmal geplündert zu sehen, um seinen Posteritätspatriotismus zu prüfen.

Welcher Mensch mit halben Sinnen kann von einer ganzen Generation begehren, daß sie blos vegetiren und

leiden soll, um der künftigen Generation ein angenehmes Los zu bereiten? — Welches Gesetz der Natur, oder welches moralische Gesetz verpflichtet sie dazu? — Im Gegentheil, es ist die erste und heiligste Pflicht der Menschen, ihr eigenes (mit keinem Sittengesetz im Widerspruch stehendes) Glück zu befördern, und wenn ihnen das seit mehreren Jahrhunderten so ziemlich gelungen war, wer kann ihnen zumuthen, daß sie über dessen Zerstörung jubeln sollen als über das glücklichste Ereigniß für die Nachwelt? — Eben so wohl möchte man von einem gesunden Baume begehren, er solle mit Vergnügen sich abhauen lassen, weil vielleicht nachher die Schößlinge aus seinen Wurzeln üppiger treiben könnten.

Gesetzt aber auch, alle mit uns lebende Nationen würden plötzlich in lauter Horatiuskolosse verwandelt, und stürzten sich ohne Bedenken freudig in den Abgrund, um der Pest zu steuern; wer ist denn Bürge dafür, daß alle die neuen, schon gemachten, oder noch zu machenden Einrichtungen die Nachkommen wirklich mehr beglücken werden, als ihre Väter beglückt waren? — Diese ihre Väter befanden sich recht wohl, besaßen in Ruhe ihr Eigenthum, genossen in Ruhe, was die Natur, die Liebe ihrer Angehörigen, und die Güte ihrer Fürsten ihnen darbot; sie hielten also wohl mit Recht ihre Verfassung, wo nicht für vollkommen, doch für ganz behaglich, und meinten, jede andere neue müsse erst eben so lange bestanden haben, um von ihr rühmen zu können, sie sei vorzüglicher.

Gesetzt aber auch, sie sei es wirklich, wer bürgt denn wiederum für ihre Dauer? — es kann ja über lang oder kurz abermals ein Weltenerschütterer auftreten, und abermals etwas neues an die Stelle schieben, was ihm nun wieder das Bessere dünkt? — Ja dies kann nicht blos geschehen, sondern es wird auch ganz gewiß geschehen, und dann werden sich gleich wieder Halbköpfe genug finden, die da behaupten werden, die im Besitz des vorigen neuen befindlichen Völker müßten sich nun wieder aufopfern, um ihren Nachkommen das Neue Neue zu erwerben, und so würde es fortgehen in alle Ewigkeit; immer würde eine Anzahl von Generationen blos geboren werden, um für eine nachfolgende zu leiden.

Mit Gunst, ich habe allen Respekt vor der Nachwelt, und glaube auch wohl, daß sie berechtigt sei, einzelne Opfer zu fordern, welche dann reichlich durch den Ruhm des Geopferten vergolten werden mögen; aber wenn die sämmtlichen Herren Enkel und Urenkel aus der Embryonenwelt herauf schreien, und ihre Herren Väter und Großväter ermahnen, Alles, was ihnen lieb und heilig war, wohlgemuth hinzugeben, damit Jene, will's Gott, sich besser befinden mögen, so ist das eine Zumuthung, die man höchstens nur Embryonen verzeiht.

Und wie mag man nun vollends den Unwillen stark genug ausdrücken, wenn man durch den Grundsatz: es geschieht zum Heil der Nachwelt, die ungeheuersten Gewaltthaten entschuldigen hört? — Dem Himmel sei Dank, es gibt jetzt in Europa keine Fürsten, die si-

dergleichen Gewaltthaten erlaubten, sondern Alles, was geschieht, gründet sich auf ein gutes Recht. Aber gesetzt, es käme einmal ein böser Fürst, der jenen heillosen Grundsatz zu seinem Schilde machte, so wäre er doch immer nur ein Sterblicher, und welcher Sterbliche blickt in die Zukunft? Wie dürfte auch der Weiseste behaupten: das, was ich heute Böses thue, wird morgen Gutes stiften? —

Freilich wäre es einem solchen auch nur um eine Phrase zu thun, die er auf die Flüche seiner Zeitgenossen kleistern könnte.

Posten, Zeitungen und Journale.

Das Porto ist jetzt überall so sehr erhöht worden, daß es weit leichter ist über die Posten, als mit den Posten zu schreiben. In den vornehmsten Handelsstädten machen die angesehensten Kaufleute bei Dutzenden bekannt, daß sie sich alle nicht ganz nothwendigen Briefe verbitten, weil das Postgeld nicht mehr zu erschwingen sei. Im Grunde ist es eine Auflage, die Jedem trifft, er mag Briefe schreiben oder nicht, denn der Kaufmann erhöht natürlich den Preis seiner Waren, wenn seine Handlungsunkosten sich vermehren; darum mag auch wohl die Erhöhung des Porto, in so fern sie den Handelsstand betrifft, eine sehr rechtliche Finanz-Spekulation sein, aber für den Gelehrten, und folglich für den freien und schnellen Umlauf wissenschaftlicher Kenntnisse ist sie sehr drückend.

Das möchte besonders in Rußland am fühlbarsten sein, wo doch der vortreffliche und aufgeklärte Monarch, in so mancher schönen Verordnung zum Vortheil der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, so manches Denkmahl seiner Weisheit und Güte aufgestellt hat. Gewiß, er weiß es nicht, wie viele Gelehrte und Liebhaber der Wissenschaften in seinem Reiche seufzen, weil die Theurung und oft die Willkür der Posten ihnen alle Hilfsmittel abschneidet, um mit den Gelehrten anderer Länder gleichen Schritt zu halten.

Man werfe zum Beispiel nur Einen Blick auf das ausländische Journalwesen in Rußland. Wer ein Journal oder eine gelehrte Zeitung zu lesen und zu besitzen wünscht, ist vor allen Dingen auf das Strengste verpflichtet, sie auf keinem andern Wege, als durch die Post kommen zu lassen. Gesetzt auch, es sei ihm gleichgiltig, ob er sie früh oder spät erhalte, und er wollte, um die Transportkosten zum Theil zu ersparen, den ganzen Jahrgang mit Einem Male, vielleicht gar den vom verflossenen Jahre verschreiben; es muß dennoch durch die Post geschehen. Wenn dieser Druck nur den Luxus des Geistes träfe, wenn Schriften, wie die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt, das Journal des Luxus und der Moden u. s. w. nur mit der Post kommen dürften, so würde Niemand darüber seufzen; aber auch die wissenschaftlichen Journale, nicht der Luxus, sondern die Nahrung des Geistes, sind auf gleiche Weise zu halten erschwert. — Warum denn erschwert? höre ich fragen.

Erstens werden die Kosten dadurch so ungeheuer vermehrt, daß nur sehr wohlhabende Leute im Stande sind, etwa Ein Journal oder Eine Zeitung zu halten; denn ein Blatt z. B., das in Deutschland acht Thaler kostet, ist in Rußland nicht unter fünfzig Rubel zu haben.

Zweitens hängt der Preis gänzlich von der Willkür der Herren Postmeister ab; es ist ein Accidenz für sie, und sie können in diesem Punkte schalten und walten nach Belieben. Daher kommt es denn auch, daß die Preise so außerordentlich verschieden sind, daß man bisweilen in Petersburg eine Zeitung wohlfeiler hat, als in einer der Grenze weit näher gelegenen Stadt, daß z. B. im Jahre 1808 der Hamburger parteiische Korrespondent in Reval um fünf Rubel theurer war als in Pernau (nämlich zwei und dreißig Rubel) und im Jahre 1809 in Pernau um einige Rubel theurer als in Reval.

Drittens: Hat sich nun der Käufer in den willkürlichen Preis ergeben, und hat der Herr Postmeister das Blatt wirklich verschrieben, so folgt daraus noch nicht, daß es auch wirklich ankommen werde. Denn er kann sich blos an das preußische Grenzpostamt wenden, und dieses ist entweder nachlässig in der Besorgung, oder es muß sich wieder an das sächsische Grenzpostamt wenden, welches wieder mit einem entfernten Grenzpostamt darüber korrespondiren muß. Daher bleiben gewöhnlich alle die Journale, die weiter als von Leipzig verschrieben werden, gänzlich aus. Schreiber dieses hat zum Beispiel, trotz oft wiederholter, und, von Seiten der russischen Postämter auch

nicht unerfüllt gebliebener Bitten, noch kein einziges Blatt, weder von der Göttingischen gelehrten Zeitung noch von der Heidelberger Literaturzeitung erhalten können.

Viertens: Wenn nun aber auch das verschriebene Blatt wirklich ankommt, so folgt daraus noch nicht, daß derjenige, der es bestellte und pränumerando bezahlte, es auch in die Hände bekomme. Es wird der Censur übergeben, die, trotz des vortrefflichen Censur-Edikts unsers Monarchen, so über alle Maßen ängstlich und strenge ist, daß sie durchaus nichts von dem passiren läßt, was nur im allermindesten dem eben herrschenden politischen Glauben entgegen zu sein scheint. Ich sage scheint, denn wirkliche, unzweideutige Aeußerungen, oder gar Angriffe, können ja jetzt in einer in Deutschland gedruckten Schrift gar nicht vorkommen. Wenn nun gleich der Monarch in seinem musterhaften Censur-Edikt folgende Grundsätze aufgestellt hat (die man nicht oft genug in's Gedächtniß zurückrufen kann): »Der Censor hat zu beobachten, daß sich in den Büchern und Aufsätzen nichts befinde, was der Religion, dem Staate, der Sittlichkeit oder der Ehre eines Staatsbürgers zuwider ist — er befolgt den Grundsatz einer vernünftigen Nachsicht, und hütet sich vor jeder parteiischen Auslegung der Aufsätze oder einzelnen Stellen in denselben, die er aus besondern scheinbaren Ursachen verbieten zu müssen glauben möchte.»

»Eine bescheidene und vernünftige Untersuchung jeder Wahrheit, die auf Religion, Menschheit, bürgerliche Ver-

fassung, Gesetzgebung, Staatsregierung oder irgend einen Zweig derselben (also auch Politik) Bezug hat, verdient nicht nur nicht die geringste Strenge von Seiten der Censur, sondern genießt einer vollkommenen Preßfreiheit, die die Fortschritte der Aufklärung befördert;" so werden dennoch täglich Journale und Zeitungen zurückbehalten, in welchen (ohne eine parteiische Auslegung des Censors) durchaus nicht nachgewiesen werden kann, was jenen angeführten Gesetzen zuwider liefe. Schreiber dieses hat zum Exempel, nach Ablauf eines ganzen halben Jahres, von den europäischen Annalen nicht mehr als ein einziges Stück erhalten; von der Minerva des so vorsichtig und gefällig gewordenen Hrn. v. Archenholz vermißt er gleichfalls mehrere Hefte; das österreichische Kriegsmanifest in der Wiener Zeitung wurde zurück behalten, hingegen die Schmähungen des Hamburger parteiischen Korrespondenten (der leider ein Deutscher ist) gingen frei durch. Es scheint, wenn der Censor sich vor parteiischen Auslegungen hüten wollte (wie der Monarch ihm befohlen hat), so hätte er weder die Wiener, noch die Hamburger Zeitung, oder beide verbieten müssen.

Wenn er sich aber nur wenigstens damit begnügte, die Stellen, die in Zeitschriften ihm anstößig vorkommen, auszustreichen oder auszuschneiden, wie ihm solches der neunzehnte §. des Censur-Edikts ausdrücklich vorschreibt; aber er behält, vielleicht wegen weniger Zeilen, das ganze Heft zurück. — Jährlich machen die Postämter, in gedruckten [illegible]r geschriebenen Zetteln, diejenigen Zeitschriften namhaft,

welche verschrieben werden dürfen. Im Vertrauen auf diese autorisirte Ankündigung meldet man sich und bezahlt — und erhält oft kaum die Hälfte der Schrift.

So lange das vortreffliche Censur-Edikt nicht widerrufen wird, so lange muß vorausgesetzt werden, daß weder der helldenkende Monarch noch seine ihm gleichgesinnten Minister um all diesen Unfug wissen. Nein, sie können es nicht wissen, daß, um einigen Postmeistern eine vermehrte leibliche Nahrung zu verschaffen, alle Liebhaber der Wissenschaften im ganzen Reiche an Geistesnahrung darben müssen; sie können es nicht wissen, daß die Censoren, indem sie nicht vor parteiischen Auslegungen sich hüten, die Fortschritte der Aufklärung hemmen, statt sie zu befördern.

Wenn unbefangene Leser in Deutschland alles dies erfahren und beherzigt haben, werden sie dann nicht das Unternehmen, einen Geist der Journale, besonders für Rußland, herauszugeben, für ein sehr wohlthätiges, nützliches, ehrenwerthes Unternehmen halten? da die ersten Klassen der Bewohner der deutschen Ostseeprovinzen auf einer Stufe der Bildung stehen, wo sie die Lektüre der Zeitschriften weniger entbehren können, als die holsteinischen Austern oder das englische Porterbier? — Wie abgeschmackt ist es daher, ein solches Unternehmen unter dem Titel: Nachdruck brandmarken zu wollen! — Ich habe diese unverdaute Aeußerung in zwei Blättern gefunden. Das eine, der Freimüthige, wird von einem gewissen Hrn. Kuhn herausgegeben, der sich in vielen Brief-

meinen enthusiastischen Verehrer nannte, dem ich aber nichts mehr recht machen kann, seitdem ich aus sehr gutem Grunde mich vom Freimüthigen losgesagt. Wenn der Vorwurf des Nachdruckes bei Hrn. Kuhn etwa aus der Besorgniß entsprang, daß zu viele Aufsätze aus seinem Blatte in den Geist der Journale übergehen möchten, so darf er ganz ruhig sein, denn schon der Titel meiner versprochenen Sammlung zeigt, daß blos Geist geliefert werden soll. Da nun im Freimüthigen nicht ein Funken Geist zu finden ist (ausgenommen etwa was Herr Kuhn mir und andern nachdruckt), so hat er auch von mir keine Verminderung des Absatzes zu befürchten.

Sehr lächerlich ist es, daß ein solcher Wasserverkäufer von Nachdruck plaudert, und doch in jedem seiner Blätter aus irgend einer Zeitschrift etwas nachdruckt, sogar aus Hermbstädt's Büllետin.

Derselben Unbesonnenheit macht sich der Verleger des Morgenblattes, Herr Cotta, schuldig, der gleichfalls durch einen seiner Skribenten den Geist der Journale für einen Nachdruck erklärt, während er selbst, in den europäischen Annalen, einen eigenen Artikel unter demselben Titel liefert. — Ueberhaupt hätte man doch erst die Erscheinung meines Geistes der Journale abwarten sollen, ehe man so keck darüber absprach. Man würde gefunden haben, daß ich nicht blos wähle und vorschreibe, sondern auch verkürze und umarbeite. Man lese z. B. die Spanier im zweiten Blatte (aus dem Journal des Luxus und der Moden), oder Victorine d'Ol-

mond im dritten (aus dem Morgenblatte entlehnt); wenn das Nachdruck genannt werden kann, so ist jeder Recensent, der einen Auszug aus einem Buche liefert, ein Nachdrucker, und der Verfasser des Aufsatzes im Morgenblatte, über den Leipziger Meßkatalog (der mir den Nachdruck vorrückt), hat sich selber dessen schuldig gemacht, denn er hat einen großen Theil des Leipziger Meßkatalogs nachgedruckt. Es ist schade, daß sich dergleichen Albernheiten in eine Zeitung, wie das Morgenblatt, verirren, die in der That unter allen ihr ähnlichen die beste genannt werden kann.

Ein Schriftsteller, den die Unfälle der Zeit in üble Laune versetzen, thut am besten, wenn er schnell ein paar tausend Jahre zurückspringt und in der Vergangenheit Zerstreuung sucht. Von den Posten war die Rede, so mag denn hier eine kurze Geschichte der Posten Platz finden.

Schwalben, Tauben und Hunde sollen in den ältesten Zeiten die etwas unsichern Postboten gewesen sein. Aber die eigentlichen Posten erfanden die Perser (nach Herodot's Zeugniß), die vom griechischen Meere bis zu ihrer Hauptstadt Susa hundert und eilf königliche Stationen verlegten. Der Weg von einer zu der andern betrug eine Tagereise. Xenophon erzählt, daß Cyrus deren sehr prächtige erbauete, die eine große Menge Menschen und Pferde fassen konnten. Das geschah in seinem Kriege gegen die Scythen, fünfhundert Jahr vor Christi Geburt. Der Bote, den er aussandte, theilte den Befehl des Königs auf der nächsten Station einem zweiten mit, der so

gleich davon lief, um ihn dem dritten zu überbringen u. s. w.

Oft wurden auch Pferde oder Schiffe mit Gewalt zu diesem Dienste weggenommen; da nun die Perser jede gezwungene Handlung Angarie nannten, so entlehnten die Römer von ihnen, zugleich mit den Posten, auch die Benennung, und daher hieß bei ihnen Angaria nicht blos eine persönliche lästige Verpflichtung, sondern auch ein Postpferd. — In den guten Zeiten, als noch Friede und Ruhe und Vertrauen in Deutschland herrschten, bedurfte man keiner besondern Erlaubniß, um sich der Postpferde zu bedienen. Wem etwa plötzlich einfiel, einen entfernten Freund zu besuchen, der schickte nach einer Postkalesche, fuhr zum Thore hinaus, und mußte höchstens dem wachhabenden Offizier seinen Namen sagen. Jetzt ist das anders: man braucht einen Paß für sich, und einen Paß für den Bedienten, und einen Paß für die Pferde, und manchmal auch einen Paß für die Luft, die man einzuathmen gedenkt. Wehe dem, der eilig fort möchte, um einen sterbenden Vater oder Mutter noch einmal zu sehen! er wird die unwiderbringlichen Stunden in den Bureau's verlieren, wo man jene Pässe ausfertigt, und überdies ihm noch einen Zettel mitgibt, auf dem seine werthe Person, seine große Nase, sein mittelmäßiger Mund u. s. w. genau beschrieben werden. Daher gilt auch unser altes Sprichwort nicht mehr: „daß man Niemanden etwas an der Nase ansehen könne.“ — O wie glücklich war Deutsch-

land, als es aller dieser Spionenkünste noch nicht bedurfte!

Im alten Rom mußte man auch einen Postzettel lösen (diploma genannt), um auf den Stationen Pferde zu erhalten, und es wurde so strenge darauf gehalten, daß sogar Pontinax — da er als Präfekt einer Cohorte nach Syrien ging und vergessen hatte, mit einem solchen Diplom sich zu versehen — von dem Gouverneur gezwungen wurde, von Antiochien aus seinen Weg zu Fuße fortzusetzen.

Kaiser Augustus, der Haupturheber der großen römischen Landstraßen, hat auch zuerst den Posten eine dauerhafte Einrichtung gegeben. Seine Läufer trugen, wie die des Cyrus, seine Befehle, aber schriftlich, von einer Station zur andern. Den Läufern fügte er bald auch Pferde und Wagen hinzu. Man machte fünf bis acht Stationen in einem Tage. Vierzig Pferde und die gehörige Anzahl von Postknechten standen auf jeder Station bereit. Justinian hob viele Posten auf, und soll dagegen in der Levante die Eselspost eingeführt haben.

Als Karl der Große Italien, Deutschland und einen Theil von Spanien unterjocht hatte, legte er auch öffentliche Posten an, um die schnelle Communication zwischen diesen Ländern zu erleichtern. Das Volk mußte die Kosten tragen. Nach seinem Tode scheint man die Posten wieder vergessen zu haben.

Ludwig XI. führte sie in Frankreich ein, und besoldete zweihundert dreißig Kouriere, deren Pferde auch an Privatpersonen vermiethet wurden. Chalcondylas erzählt in

seiner Geschichte, daß, wenn der Großsultan seine Kouriere mit Befehlen sendet, er ihnen keine Pferde gibt, hingegen haben sie das Recht, jeden Reiter, der ihnen begegnet, ganz höflich von seinem Pferde zu nöthigen und sich selbst darauf zu setzen. Es steht zu befürchten, daß der Großsultan nunmehr selbst bald zu Fuße wird nach Asien gehen müssen, wenn auch die Engländer ihm ihre Pferde leihen wollten.

Als die Spanier Peru eroberten, fanden sie auch dort schon eine Postanstalt, ganz der des Cyrus ähnlich. Von Cusco bis nach Quito, auf einer Strecke von einigen hundert deutschen Meilen, standen die Läufer des Inca bereit. — In China sind seit undenklichen Zeiten die Posten im Gebrauch. Der Kaiser hält zu diesem Behuf eine zahllose Menge Pferde, deren eigentlich nur seine Kouriere sich bedienen. Man kann jedoch für eine, dem Postmeister entrichtete Kleinigkeit sie zu Privatreisen erhalten, wie die Missionäre oft erfahren haben. — In Japan reist man auch sehr bequem mit der Post. Den Kourieren des Kaisers, die auf den Landstraßen durch ein Glöcklein sich verkündigen, muß Jedermann ausweichen.

Schreiben eines Reisegefährten des Weltumseglers Krusenstern.

Du verlangst, mein Lieber, ich soll dir Nachrichten über das Theater in China mittheilen; was ich weiß, sollst

du erfahren, das ist aber sehr wenig, du mußt damit zufrieden sein, niemand gibt mehr als er hat.

In Canton erfuhr ich einmal zufällig, daß eben öffentlich Komödie gespielt werde, ich ging sogleich mit Freund H. dahin, es war auf einem offenen Platze ein Theater, wie eine Jahrmarktsbude, aufgeschlagen, ein Gerüst, fünf bis sechs Fuß hoch, hatte auf beiden Seiten eine Wand, hinten war eine Gardine, die Schauspieler kamen alle aus dem Hintergrunde heraus. Ein zahlreicher Haufen des niedrigsten Pöbels, das waren die Zuschauer, kein honneter Chineser unter ihnen, die Taschen mußten wir zuhalten, wenn wir unsere Schnupftücher nicht einbüßen wollten. Es war eigentlich eine Oper, die gegeben wurde, es wurde nicht gesprochen, sondern gesungen, Musik begleitete den Gesang. Unsere Knaben machen ungefähr eine ähnliche Musik mit den Trommeln, Pfeifen und Trompeten, die sie zum Weihnachtsgeschenk bekommen. Der Gesang nahm sich nicht besser aus, die ohnehin schwachen Stimmen verhallten auf dem offenen Platz. Wie wir eben hinkamen, waren ein Paar Kerls mit langen Bärten auf der Bühne, die jämmerlich kräheten, nachdem sie eine Zeit lang gegen einander bramarbasirt hatten, zogen sie ihre Schwerter und hieben tapfer auf einander los, alle Hiebe wurden parirt, keiner wurde verwundet, endlich hörten sie auf, steckten ihre Schwerter in die Scheide und gingen als gute Freunde davon. Nun kamen mehrere zum Vorschein, unter andern auch ein junger Mensch, der saß auf einem Stuhle, die Hände waren ihm gebunden, eine Weile darauf erschien

ein junges Frauenzimmer, einen bloßen Säbel in der Hand, Pfauenfeder auf dem Kopf, mit einem ansehnlichen Gefolge. Sie schien sehr kühn und muthig zu sein, schien die andern zur Rede stellen zu wollen, den jungen Menschen wollte sie befreien; nun aber wandte sich das Blatt, sie verlor ihren Muth und ihre Keckheit, kniete nieder, bückte und demüthigte sich. Jetzt erschien Jemand, der große Aufmerksamkeit erregte, er zeigte ein Papier vor, alles lief durcheinander, man errichtete eine Bühne, stellte darauf einen Stuhl, der junge Mensch, der vorher gebunden war, wurde mit prächtigen Kleidern angethan, er setzte sich auf den erhabenen Stuhl, die andern alle bückten sich gar tief vor ihm und damit war es aus.

Es war jetzt vier Uhr, wir gingen nach Hause, und wußten nicht, was das alles bedeuten sollte. Den andern Tag sprach ich den Abbé Minguet *), erzählte ihm, daß ich das Schauspiel gesehen, aber natürlich nichts davon verstanden hätte, er machte mir den Vorwurf, warum ich nicht zu ihm gekommen sei, er habe Gesellschaft bei sich gehabt, weil, wie mir bekannt sei, seine Fenster nach dem Platze gingen, auf dem das Theater aufgeschlagen war, er habe auch noch einen Chinesen zu sich kommen lassen, der alle Stücke genau kennt und der ihnen alles erklärt habe.

*) Der Abbé Minguet hielt sich in Canton seit mehreren Jahren auf, sein Geschäft war die Korrespondenz der sich in Peking aufhaltenden Missionäre zu besorgen, das heißt, die an sie adressirten Briefe an sie zu schicken, und ihre Briefe wieder weiter zu befördern.

Das Süjet des Stücks sei Folgendes: Der Sohn eines Mandarins habe wider den Willen seines Vaters geheirathet, der Vater, darüber sehr entrüstet, habe seinen Sohn ernstlich bestrafen wollen, habe ihn binden lassen, das war der junge Mensch, der auf dem Stuhl gebunden saß. Die junge Frau habe mit ihrem Anhang ihren Mann befreien wollen, habe sich aber doch auch zuletzt unter die Gewalt des Mandarins schmiegen müssen. Nun sei ein Bote vom Kaiser mit der Nachricht gekommen, daß der junge Mensch zu einem großen Mandarin, noch zu einem viel größern als sein Vater, ernannt sei. Hiedurch war der Knoten gelöset, der Vater gab zur Heirath seine Einwilligung und alles endigte sich nach Wunsch. Ich erkundigte mich noch beim Abbé, was denn der gewöhnliche Inhalt der Stücke wäre? Der wäre, meint er, verschieden, aber mehrentheils endigten sie sich mit einer Heirath oder Avancement, sehr moralisch wären sie alle. Da er sich sehr konisch lebhaft ausdrückte (der gute Abbé war ein Gascogner), so will ich seine eigenen Worte hersetzen:

»Viel Moral, viel Moral, z. E. man gibt ein Stück, in dem ein Spieler vorgestellt wird, er spielt mit seinen Nachbaren, mit Mandarinen, der Mandarin des Viertheils duldet das Spielen, weil er bestochen ist, er verspielt sein Geld, sein Haus, seine Frau, die Frau bringt sich um, o! der Selbstmord ist in China sehr gewöhnlich unter den Weibern, sie bringen sich um wie Fliegen. Was geschieht nun? Nun kommt ein großer Mandarin, ein guter Mandarin, ein gerechter Mandarin, er läßt den Mann hinrich-

ten, der alles verspielt hat, die Mandarinen, die mit ihm gespielt haben, den Mandarin, der das Spiel gelitten hat, alle, alle. Ja, Gerechtigkeit muß geschehen, viel Moral, viel Moral." Ich fragte noch den Abbé, was die beiden Kerls, die sich herumhieben, gewollt hätten? er sagte, es wären zwei Brüder gewesen, die aber eigentlich zum Stück nicht gehört hätten, also eine Episode. Da kein Zuschauer bezahlte, so erkundigte ich mich, woher die Schauspieler ihren Unterhalt bekämen, und erfuhr, daß öfter eine Handwerks-Innung, als Schuster, Schneider, Tischler und dergleichen, öffentlich spielen ließen, auch Partikuliers lassen, wenn sie Gäste haben, Schauspieler kommen, es kostet jedesmal fünfzig bis sechzig Piaster. Wenn jemand einer großen Gefahr entronnen ist, läßt er auch öffentlich Komödie spielen, das wird wie eine Art von Almosen betrachtet. Der Arzt der holländischen Faktorei, Namens Tannenberg, erzählte mir, daß er anfänglich in Batavia gewesen sei, da habe er das ungesunde Klima nicht aushalten können; um seine Gesundheit herzustellen, habe er sich entschlossen, nach Makao zu reisen, holländische Schiffe durften es aber wegen der Seeräuberei der Engländer nicht wagen, sich in den chinesischen Gewässern zu zeigen, er sei daher gezwungen gewesen, sich auf eine chinesische Junk einzuschiffen, unterwegs habe sie ein Typhon überfallen, nachdem sie diesen glücklich überstanden, wäre gleich eine Kollekte gemacht worden, um öffentlich Komödie spielen zu lassen, ein jeder habe gern das Seinige beigetragen. Da ein Typhon wahrlich kein Spaß ist, so muß es wohl recht

verdienstlich sein, öffentlich Komödie spielen zu lassen, gewiß haben mehrere ihren Beitrag zur Kollekte mit Andacht gegeben. Ein sonderbarer Widerspruch, das Schauspiel ist was gutes, aber an die Schauspieler hängt ein Flecken, sie sind verachtet, man sieht, die Chineser sind eben so konsequent als die Europäer.

Folgende Anekdote beweist, daß die Schauspieler wirklich verachtet sind. Der Vicekönig *) und der Gouverneur **) von Canton beehren einmal ein Schauspiel mit ihrer Gegenwart, ein Schauspieler reicht dem Vicekönig einen Becher, er trinkt; wie er aber diesen Becher dem Gouverneur, der ein Mann von sehr strengen Sitten war, präsentirt, so erklärt dieser, daß er aus so unreinen Händen keinen Trunk annehme; hierauf wurden beide Feinde, der Vicekönig klagte den Gouverneur an, er sei im Verständniß mit den Ladronen. — Die Schauspieler sind Knaben oder Jünglinge von zwölf bis siebzehn Jahren, auch sollen sie die Weiberrollen spielen, wie der Abbé sagt. H. glaubt aber, daß die junge Frau wirklich von einem Mädchen vorgestellt wurde; zart sah sie wohl aus.

Das Wort Mandarin ist gar nicht chinesisch, sondern portugiesisch, kommt von dem lateinischen mandare, ein jeder, der einen Posten hat, ist ein Mandarin, vom Vicekönig an bis auf den unbedeutendsten Polizeibeamten oder dergleichen. In Bocca Tigris bekamen wir ein paar

---

*) Sonto oder Xonto, Son-to. Xon-to.

**) Pu-schem-ae.

Mandarinen auf's Schiff, die wir gar nicht an unsern Tisch nehmen wollten.

Beaumarchais und die Straßenräuber.

(Ein Schreiben Beaumarchais an seinen Freund R**, geschrieben in einem Boote auf der Donau schwimmend, den 15. August 1774.)

Vor allen Dingen sollst du wissen, mein Freund, daß ich in einem Boote sitze, welches von sechs Kerls gerudert wird, und daß jeder Ruderschlag meinen Arm, folglich auch meine Feder erschüttert, woher denn sehr natürlich meine Handschrift zittrig aussehen wird. Ich habe mit dem Rudern einen Augenblick inne halten lassen, um dir zu zeigen, daß ich auch noch ganz ordentlich schreiben kann; also verwundere dich nicht über das folgende Gekritzel, dessen Ursache keineswegs meine körperlichen Schmerzen sind. Nach dieser Vorrede lies und sei standhaft.

Die Lage, in der ich mich eben jetzt befinde, erinnert mich an einen Philosophen, den du und ich bewundern, und der an demselben Orte ein Abenteuer bestand; Descartes erzählt, er sei die Donau in einer Barke hinabgefahren, und habe, auf dem Verdeck sitzend, ruhig gelesen, als er die Schiffer, welche glaubten, er verstände kein deutsch, sehr deutlich unter sich verabreden hörte, daß sie ihn ermorden wollten. Er nahm sich zusammen, untersuchte sein Gewehr, und setzte sich, mit Einem Worte, in eine solche Positur, daß keiner es wagte, ihn anzutasten.

Ich, der ich bei weitem kein so erhabener Philosoph bin, jedoch mir auch einbilde, muthig und besonnen in meinen Handlungen zu sein, ich sitze in einem Boote auf der Donau, weil ich das Fahren in meiner Postchaise durchaus nicht vertragen kann, denn gestern hat man sich unterstanden, wirklich an mir auszuführen, was man im vorigen Jahrhundert gegen Descartes nicht wagte. Gestern also, um drei Uhr Nachmittags, bei Neustadt, etwa fünf Stunden von Nürnberg, fuhr ich mit einem einzigen Postillon und meinem Bedienten, der ein Engländer ist, durch einen ziemlich lichten Föhrenwald. Ich stieg ab, um eines Bedürfnisses willen, und ließ meinen Wagen langsam vorausgehen, wie ich immer in solchen Fällen that. Nach einigen Minuten setzte ich mich wieder in Marsch, um den Wagen einzuholen. Plötzlich seh' ich einen Menschen zu Pferde, der mir die Straße abschneidet, vom Gaule springt, und auf mich zukommt. Er sprach einige deutsche Worte, die ich nicht verstand, aber da er ein langes Messer oder Dolch in der Faust hielt, so konnte ich leicht begreifen, daß es entweder auf meinen Beutel oder auf mein Leben angesehen war.

Ich griff in meine Brusttasche, woraus der Kerl wohl schließen mochte, daß ich ihn verstanden und er schon im Besitz meines Goldes sei. Er war allein. Ich zog statt des Beutels meine Pistole hervor, hielt sie gegen ihn, ohne ein Wort zu sprechen, und hob zugleich mit der andern Hand meinen Stock auf, um einen Stoß damit auszupariren,

wenn er es versuchen sollte, mir einen zu versetzen, dann schritt ich rückwärts bis an eine dicke Fichte, um die ich mich herum wand, so daß der Baum zwischen ihn und mich zu stehen kam. Da ich auf diesem Posten ihn nicht mehr fürchtete, so untersuchte ich meine Pistole, ob auch Pulver auf der Pfanne sei. Dies zuversichtliche Benehmen hielt ihn mir vom Leibe. Ich hatte schon, immer rückwärts schreitend, eine zweite und dritte Fichte erreicht, um die ich mich gleichfalls herumwand, stets mit aufgehobenem Stock und gespannten Hahn. Auf diese Weise stand ich im Begriff, meine Straße wieder zu gewinnen, als die Stimme eines Menschen mich nöthigte, den Kopf umzudrehen. Es war ein langer Schurke in einer blauen Weste ohne Ermel, der seinen Rock auf dem Arme trug, und von hinten auf mich zulief. Die wachsende Gefahr gab mir schnelle Besonnenheit. Ich dachte, es sei doch noch schlimmer von hinten angegriffen zu werden, und daß ich besser thun würde, mich vor den Baum zu stellen, um zuerst den Kerl mit dem Dolche abzufertigen, und dann mit dem andern Schurken anzubinden. Blitzschnell waren Gedanke und That. Ich rannte auf den ersten Räuber los bis auf die Länge meines Stockes, ich gab Feuer auf ihn, aber unglücklicherweise versagte die Pistole — ich war verloren — der Kerl fühlte sein Uebergewicht und drang auf mich ein — ich parirte mit meinem Stocke, mich wieder an den Baum lehnend, und suchte meine andere Pistole in der linken Brusttasche. Indessen hatte mich aber der zweite Räuber von hinten erreicht, und [illegible] des Baumes, der meinen Rücken deckte, faßte er mich

bei den Schultern und riß mich rücklings zu Boden, worauf der Erste mit seinem langen Messer aus allen Kräften einen Stoß nach meiner Brust führte.

Es war um mich geschehen — um dir aber eine richtige Vorstellung von dem Zusammentreffen der Umstände zu machen, welchen ich das Vergnügen verdanke, dir noch schreiben zu können, muß ich dir sagen, daß ich eine goldene Büchse auf der Brust trage, ziemlich groß und sehr platt, linsenförmig; sie hängt um meinen Hals an einer goldenen Kette; ich habe sie in London machen lassen, und sie umschließt ein für mich so kostbares Papier, daß ich ohne dasselbe gar nicht reisen würde. Als ich durch Frankfurt ging, ließ ich ein kleines seidenes Kissen darum machen, weil das nackte Metall mir bisweilen, wenn ich schwitzte, empfindlich die Haut berührte.

Zufällig — oder vielmehr durch ein Glück, welches bei den größten Gefahren mich nie verläßt — traf der Dolchstich diese Büchse, und zwar in dem nämlichen Augenbicke, wo der zweite Räuber mich rückwärts zu Boden zog. Statt also mir das Herz zu durchbohren, glitschte das Messer vom Metall ab, zerschnitt das seidene Kissen, und schrammte die Büchse sehr tief, dann ritzte es mir den Obertheil der Brust auf, ging mir unter dem Kinne in's Fleisch und durch die rechte Backe wieder heraus. Sicherlich, mein Freund, hätte ich in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr mit dem Kopfe auch das Leben verloren. Ich bin nicht todt! rief ich, mit Gewalt aufspringend, und da

ich sah, daß nur der, der mir den Stich versetzte, bewaffnet war, so stürzte ich, auf jede Gefahr, wie ein Tiger auf ihn los, ergriff seine Faust und wollte ihm das lange Messer entwinden; er zog es heftig zurück, wodurch mir der Ballen an der linken Hand bis auf den Knochen zerschnitten wurde. Aber die Gewalt, die er anwandte, um seinen Arm zurück zu ziehen, verbunden mit der meines Angriffs, warfen nun ihn selbst zu Boden; ein Tritt mit der Stiefelsohle auf seine Faust bewirkte, daß er das Messer fahren ließ, ich ergriff es schnell und sprang mit beiden Knien ihm auf den Magen. Der zweite Bandit, feiger noch als der erste, da er mich im Begriff sah, seinen Kameraden umzubringen, warf sich auf das Pferd und sprengte davon. Der Elende, den ich unter mir hielt, und den ich durch das Blut, welches aus meinen Wunden rieselte, blind machte, riß sich von mir los, in dem Augenblicke, wo ich zustoßen wollte, richtete sich auf die Knie, faltete die Hände und schrie erbärmlich: Mein Herr! mein Freund! und noch sonst viele deutsche Worte, die mir begreiflich machten, daß er um sein Leben bat.

»Niederträchtiger Bösewicht!« sagte ich, und wollte in der ersten Hitze ihn umbringen. Da fuhr mir schnell der Gedanke durch die Seele, daß — einen Menschen erwürgen, der auf den Knien mit gefalteten Händen liegt — eine Art von Meuchelmord und eines Mannes von Ehre unwürdig sei. Um ihm aber doch einen Denkzettel zu hinterlassen, wollte ich ihn schwer verwunden. (?) Er warf sich platt vor mir nieder und schrie: mein Gott! mein

Gott! — Kannst du, mein Freund, den eben so schnellen als widersprechenden Empfindungen meiner Seele folgen, so wirst du vielleicht begreifen, wie ich nach der größten, mir jemals zugestoßenen Gefahr in Einem Augenblicke verwegen genug wurde zu hoffen, daß ich diesem Menschen die Hände auf den Rücken binden und ihn so bis zu meinem Wagen schleppen könnte. Da er vor mir lag, so wurde es mir leicht, mit Einem Schnitte seinen starken ledernen Gürtel von hinten zu zerschneiden, aber indem ich das mit eben so vieler Schnelligkeit als Gewalt verrichtete, so verwundete ich ihn stark an den Rippen, welches ihm abermals ein lautes Geschrei auspreßte; er richtete sich wieder auf die Knie und faltete seine Hände auf's neue.

Trotz den heftigsten Schmerzen, die ich im Gesicht und besonders an der linken Hand empfand, würde ich ihn doch sicher fortgeschleppt haben, denn er that gar keinen Widerstand mehr. Ich zog ein Schnupftuch hervor, warf das Messer, welches mir hinderlich war, dreißig Schritt weit von mir — denn ich hatte die zweite Pistole in der linken Hand — und wollte ihn nun binden. Da sah ich aber von ferne den zweiten Räuber, mit noch einigen andern seines Gelichters, wiederum erscheinen; es kam also jetzt abermals auf meine eigene Sicherheit an.

Jetzt fühlte ich, daß ich unrecht gethan, das Messer wegzuwerfen; ich würde ohne alles Bedenken in dieser Lage den Menschen getödtet haben, denn es war ein Feind weniger. Aber meine zweite Pistole wollte ich nicht abdrücken, sie war das einzige Furcht einflößende Werkzeug, was mi

noch übrig blieb, denn mein Stock war höchstens nur eine Vertheidigungswaffe. Ich wurde wüthend; mit der umgekehrten Pistole schlug ich den Knienden auf den Mund, so daß ich ihm den Kinnbacken zerschmetterte und einige Zähne in den Hals schlug. Er blutete wie ein Ochs, hielt sich für todt, und fiel zurück. In diesem Moment ließ der Postillon, der über mein Ausbleiben unruhig geworden war, sein Posthorn ertönen; dieser Schall und seine Annäherung machten die Bösewichter stutzig; ich gewann Zeit mich zurück zu ziehen mit aufgehobenem Stocke, vorgehaltener Pistole und unberaubt.

Mein erschrockener Bedienter fragte mich, warum ich nicht um Hilfe gerufen? allein der Wagen war nicht allein zu weit, um mich hören zu können, sondern ich wußte auch, daß nichts den Muth mehr schwächt, als unnützes Geschrei. Besinnung und Schweigen sind die Wächter des Muthes, der wiederum in solchen Lagen der Wächter des Lebens ist. — Der Umstand, daß eine Büchse, die ein Portrait zu enthalten scheint, mir das Leben gerettet hat, schien den ehrlichen Nürnbergern so merkwürdig, daß sie gar nicht aufhören konnten, die Büchse und das seidene Kissen zu betrachten. Alle wollten, daß ich aus Dankbarkeit gegen die heilige Jungfrau eine Messe sollte lesen lassen. Ich benahm ihnen den Irrthum wegen des Portraits nicht, und machte blos lachend die Bemerkung, daß es ein offenbarer Widerspruch und auch ungeziemend sein würde, der heiligen Jungfrau für meine Rettung zu danken, da ich sie ja dem [illegible]e eines Frauenzimmers schuldig sei, welches nichts

weniger als die heil. Jungfrau vorstelle. Du kannst leicht denken, daß sie gesagt haben: ich wäre ein drolliger Kauz (un drôle de Corps). Ich meine das auch, aber man hat gut lachen, wenn man, nach einem so verteufelten Abenteuer, noch auf seinen Füßen steht.

Nun wird man meinen Beinamen ändern, und statt Beaumarchais blâmé mich Beaumarchais balafré nennen müssen. Eine Schramme, mein Freund, die allerdings meine Siege in der Liebe hemmen wird. Aber was soll man thun? muß nicht Alles einmal ein Ende nehmen? — —

Das ist so wie — oder die Uebergänge in der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Es würde fürwahr lustig klingen — sagte mir eines Tages ein Mann von Geschmack — wenn man einmal ganz kühl eine gesellschaftliche Unterhaltung läse, die ein Geschwindschreiber nachgeschrieben; versteht sich, keine Unterhaltung zwischen Gelehrten oder sonst wissenschaftlich gebildeten Männern, die nicht so in den Tag hinein sprechen, sondern die Gegenstände methodisch verhandeln; sondern eine Unterhaltung zwischen Weltleuten, die aller Augenblicke ein Anekdötchen erzählen, oder einen glücklichen Gedanken, so gut es gehen will, anbringen, oder die Neuigkeiten des Tages und der Moden im schnellen Wechsel vorübergehen lassen. Solche Leute hüpfen und springen von einem Gegenstand auf den andern, von der Kr

eines Schauspiels auf eine Schlacht, von den Pferden eines Kunstbereiters auf Schlegel's Vorlesungen, wissen Moral und Skandal, guten Geschmack und schlechten Ton, Trauriges und Fröhliches, Saures und Süßes mit einander zu vereinigen.

Ein paar Tage nachher befand ich mich in einer Gesellschaft — es war in Frankreich — welche gewöhnlich von drei großen Erzählern, den Herren A, B und C besucht wurde, die alle drei nur durch ihr derbes Gedächtniß glänzten, und die — es mochte die Rede sein, wovon es wollte — immer mit einem: das ist so wie, dazwischen sprangen. Ich bemühte mich, den Gang der Unterredung fest zu halten und gebe ihn treulich wieder.

N. Es ist mir sehr lieb, meine Herren, daß ich Sie hier beisammen finde. Ein gewisser Mensch, der viel stärker ist als ich, hat mir eine grobe Injurie unter die Nase gesagt, ich habe ihn gefordert; er hat mir geantwortet, daß er wohl bisweilen schlüge, aber nie sich schlüge, weil es bei seiner Stärke eine Thorheit sein würde, sein Leben einem Zufall auszusetzen. Was meinen Sie dazu? was würden Sie an meiner Stelle thun?

A. Ich würde es machen wie Madame de Forcalquier.

N. Und wie machte es die?

A. Sie war sehr hübsch und versprach schon in ihrer Kindheit auch sehr klug zu werden. Im vierzehnten Jahre wurde sie mit dem Herzog von Forcalquier vermählt, einem Herrn von gewissen Jahren, der seine Gemahlin wie ein Kind behandelte. Er machte zu Rennes ein großes Haus,

und dort war es, wo er, bei einem häuslichen Zwist, sich einmal so weit vergaß, daß er ihr eine Ohrfeige gab. Wüthend ließ die kleine Herzogin sogleich anspannen, fuhr zu den berühmtesten Advokaten der Stadt und verlangte guten Rath, wie sie es anzufangen habe, um sich scheiden zu lassen. Die Herren Rechtsgelehrten sammt und sonders tadelten höchlich die ehemännliche Grobheit, machten der hübschen Klägerin tausend Komplimente, äußerten aber, daß die Ohrfeige, da sie blos unter vier Augen gegeben worden, allenfalls geläugnet werden könnte, und daß kein Richterstuhl die Klage annehmen würde. Madame de Forcalquier kam sehr unzufrieden wieder nach Hause, machte ihre Toilette mit vieler Sorgfalt, um eine zahlreiche, vom Herzog eingeladene Gesellschaft zu empfangen, wartete, bis diese ganz beisammen war, trat dann mit abgemessenen Schritten in den Saal, grüßte Niemanden, sondern ging gerade auf ihren Gemahl los und sagte sehr laut zu ihm: »Mein Herr, ich habe den ganzen Morgen damit zugebracht, die Advokaten zu befragen, wie ich es anstellen solle, mich an Ihnen zu rächen; sie haben mir Alle geantwortet, daß ich mit der Ohrfeige, welche Sie mir gegeben, nichts anfangen könnte, folglich bringe ich sie Ihnen zurück.« — Mit diesen Worten applicirte sie dem Herrn Herzog eine tüchtige Ohrfeige, kehrte sich mit vieler Grazie zu der Gesellschaft, machte eine tiefe Verbeugung und unterhielt sich, als ob nichts vorgefallen wäre.

N. Sie meinen also, ich soll mich damit begnügen,

die Grobheit meines Gegners durch eine andere Grobheit zu erwiedern?

B. Man muß bekennen, daß Frau von Forcalquier ein bewundernswürdiges kaltes Blut bewiesen.

C. Das ist so wie Argenson. Dieser Minister kam eines Abends unerwartet zu seiner Frau und fand den Prinzen von Lothringen bei ihr in einem sehr unzweideutigen Negligee. Ohne die mindeste Bewegung begrüßt er den Herrn von Rohan und fragte, ob er seinen Kammerdiener verlange, um ihn ankleiden zu helfen? Der Prinz, in der größten Verwirrung, zieht sich an so gut als es gehen will, und versucht zu entschlüpfen. Aber mit großem Ernst nimmt der Minister eine Kerze vom Tische und leuchtet ihm bis an den Wagen. Auf der Treppe stammelt der Prinz einige Entschuldigungen. »Ew. Durchlaucht scherzen,« sagt Argenson, »wie könnte ich mich über den Genuß, den Ihnen meine Frau gewährt, beleidigt finden, da ich desselben Genusses bei mehreren Prinzessinnen Ihres Geblüts mich zu erfreuen gehabt.« Und hierin log er nicht, denn er war ein schöner Mann, dem selten eine Dame vom Hofe widerstand. Am andern Morgen ging er zum Könige: »Sire,« sagte er, »ich habe Ew. Majestät eine Neuigkeit zu hinterbringen, ich bin Hahnrey.« — Der König lachte und verbannte Madame d'Argenson auf einige Zeit in's Kloster.

N. Argenson hat sehr vernünftig gehandelt, aber mein Widersacher ist kein Prinz von Lothringen.

A. Der Minister hat bewiesen, daß er nicht blos Philosoph, sondern auch ein feiner Hofmann war.

B. Das ist so wie der Erzbischof von Sens. Sie müssen wissen, meine Herren, daß ein gewisser Perinet, Weinhändler en gros, das Geheimniß gefunden hatte, den Zoll entsetzlich zu betrügen, und viele tausend Oxhofte Wein jährlich in Paris zu verkaufen, ohne einen Heller zu bezahlen. Natürlich wurde er schnell reich. Vergebens ließ man die geschicktesten Spione gegen ihn zu Felde ziehen, man konnte ihn nie auf frischer That ertappen. Die Generalpächter in Verzweiflung bekannten sich überwunden und boten ihm eine Million, wenn er ihnen das Geheimniß verrathen und den Handel aufgeben wollte.

»Eine Million ist nicht genug,« sagte Perinet, »man muß mir auch eine Generalpächterstelle geben.« Nach einigen Hin- und Wiederreden wurde ihm auch das noch zugestanden. Bald nachher erfuhr der Erzbischof von Sens diese Begebenheit, und daß der neue Crösus, Perinet, eine sehr liebenswürdige Tochter habe, die er auf einem Gute in der Normandie mit großer Sorgfalt erziehe. Auf der Stelle entwarf der Erzbischof, dessen Familie nicht reich ist, einen Plan, seinen Bruder Lomenie de Brienne mit Mademoiselle Perinet zu verheirathen; da er aber den Vater gar nicht kannte, und ihm sehr leicht ein Anderer zuvor kommen konnte, so warf er sich kurz und gut in den Reisewagen, fuhr nach der Normandie, und gab seinem Postillon hundert Thaler, damit er gerade vor Perinet's Schlosse ein Rad zerbrechen mußte. Nun schickte er seine Leute hinein, und ließ um Beistand ersuchen. „Es ist der Herr Erzbischof von Sens,« hieß es, »der, um seiner

sundheit willen, Seebäder gebrauchen will, und der jetzt draußen auf der Straße liegt.» — Ganz natürlich eilen Herr und Madame Perinet herbei — »Monseigneur sind doch nicht verwundet?» — Nur eine leichte Contusion. — »Monseigneur können ganz unmöglich früher als nach zwei Tagen Ihre Reise fortsetzen.» — Er will aber durchaus fort. Man hält ihn fast mit Gewalt zurück. Er gibt endlich nach, er bleibt zwei Tage — er bleibt acht Tage — ist sehr geistreich, sehr liebenswürdig, entzückt die ganze Familie, und als er endlich abreist, ist Mademoiselle Perinet seines Bruders Braut.

A. Man sieht, daß der Herr ein guter Schauspieler geworden wäre.

B. Die Anekdote von dem freiwillig zerbrochenen Wagen ist auch von Desfaucherets in der heimlichen Heirath benutzt worden.

A. Das ist so wie die Geschichte von seinem Schlosse. Er war noch im Seminarium von St. Sulpice, studirte Theologie, und war nichts mehr und nichts weniger als Baccalaureus, da träumte ihm einmal, daß er ein großes prächtiges Schloß baue. Dieser Traum schien ihm von guter Vorbedeutung. Er schickte nach einem Baumeister, erzählte ihm denselben, und ersuchte ihn, den Plan zu dem geträumten Schlosse zu entwerfen, welches er ihm umständlich beschrieb. Der Baumeister sah ihn mit großen Augen an, und meinte, er habe den Verstand verloren. »Ich habe die Ehre Sie zu kennen,» sagte er, »Sie können ja die Kosten eines solchen Gebäudes nicht bestreiten.»

»Das geht Sie nichts an,« antwortete der Baccalaureus, »ich weiß auch noch gar nicht, wenn das Schloß gebauet werden wird, aber es wird gebauet werden, darauf können Sie sich verlassen. Uebrigens kostet der Plan nicht so viel als das Gebäude, und hier ist Ihre Bezahlung.« — Der Baumeister gehorcht und entwirft den Plan, den der Baccalaureus sorgfältig aufhebt, ihn oft betrachtet, und sich dadurch zum Emporschwingen anfeuert. Kurz und gut, er ist Erzbischof von Sens geworden, und das geträumte Schloß steht wirklich da.

C. Sonderbar! gleichsam eine prophetische Inspiration. Das ist so wie der Esel, den Beaumarchais seinen Wohlthäter nannte.

B. Vermuthlich spottweise?

C. Nein, nein, im ganzen Ernst. Einige Tage vor dem Aufruhr vom dritten September sah Beaumarchais vor seiner Thür ein armes Grauschimmelchen, mit einer schweren Last von Gemüse beladen, welches ein Bauermädchen verkaufte. Das Eselein ließ die Ohren hängen, war nichts als Haut und Knochen, wackelte auf seinen Beinen, und bemühte sich dann und wann einen Strohhalm aus dem Holzschuh seiner Gebieterin zu entwenden, die ihn aber hart anfuhr und ihm nichts zu fressen gab. Der Verfasser des Figaro empfand Mitleid mit dem armen Thiere. Er schickte einen seiner Leute hinaus, um der Bäuerin Gemüse abzukaufen, ließ den Esel nahe an das Gitter seines Hofes kommen, und fütterte ihn selbst mit einem ganzen Bündel Heu. Wenige Minuten nachher sa

ihm ein Nachbar, daß man Haussuchungen vornehmen werde, daß er als verdächtig bezeichnet sei, und daß, wenn er nicht verhaftet werden wolle, er augenblicklich fliehen müsse. Beaumarchais zaudert und zaudert so lange, bis ein bewaffneter Haufe wirklich in sein Haus eindringt. Er versteckt sich in einen Schrank. Man durchsucht das ganze Haus, man kommt seinem Schlupfwinkel sehr nahe, allein man findet ihn nicht. Ein einziger Mensch öffnet den Schrank — er glaubt sich verloren — glücklicherweise war es sein bester Freund, der, in der Hoffnung ihm nützlich zu werden, den revolutionären Sbirren gefolgt war. »Stille! stille!« flüsterte dieser ihm zu, »man wird diesen Abend wieder kommen. Retten Sie sich zuvor.« — Beaumarchais läßt sich das nicht zweimal sagen. So bald die Gäste das Haus verlassen haben, entschlüpft er durch seinen Garten. Aber es war Nacht — die Straßen mit Patrouillen angefüllt — wie sollte er sie vermeiden? — am sichersten war es, die Stadt zu verlassen. Es gelang ihm, durch eine schlecht bewachte Barriere zu entwischen. Da schweifte er aber nun auf dem Felde hin und her bei einem heftigen Regen, suchte ein Obdach, klopfte vergebens an mehrere Thüren, sah endlich von ferne ein Licht in einem alten Gemäuer, klopfte, rief und bat um ein Nachtlager. Ein Mann steckt den Kopf zum Fenster heraus: »Ei ja doch! ein Nachtlager? um diese Zeit? Geht Eurer Wege, mein Freund, und sucht anderswo ein Unterkommen.« — Beaumarchais bittet wiederholentlich ihn einzulassen, verspricht zahlen, muß aber dieselbe Antwort hören, und steht

schon im Begriff, seinen Stab weiter fortzusetzen, als er eine junge weibliche Stimme vernimmt: »Ach Vater! macht geschwind auf! das ist der gute Herr, der unserm Esel Heu gegeben hat.«

Sogleich wird die Pforte aufgethan, Beaumarchais wird geliebkost, gehätschelt, er vertraut sich diesen dankbaren Menschen, und findet mit ihrer Hilfe am andern Morgen eine bequemere Freistatt. Aber er verließ die Hütte nicht, ohne einen Besuch im Stalle bei dem ehrlichen Grauschimmel zu machen, dem er die freundliche Aufnahme verdankte.

N. Die fünf Geschichten, meine Herren, welche Sie zu erzählen die Güte gehabt haben, sind sehr unterhaltend, allein gestehen Sie, daß die Frage, welche ich Ihnen gleich Anfangs vorlegte, in sehr geringen Zusammenhang mit dem Zorn der Madame de Forcalquier und mit den Liebeshändeln der Madame d'Argenson steht; daß diese hinwiederum keinen sehr natürlichen Uebergang zu dem zerbrochenen Wagen des Erzbischofs von Sens und zu seinem geträumten Schlosse machten; und daß endlich die Beleidigung, welche man mir angethan, mit Beaumarchais Esel gar nichts gemein hat. Guten Rath habe ich vergebens von Ihnen erwartet, aber doch etwas dabei gelernt: daß nämlich die Unterhaltung sehr zerstückelt wird, wenn man der Kreuz und Quer nach Anekdoten hascht, und daß nichts leichter auf der Welt ist, als durch ein »das ist so wie« fünfzig verschiedene Fäden aneinander zu knüpfen.

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

(Fortsetzung.)

Nicht die Philosophie schätzt angenehme Talente gering, sondern die Ungerechtigkeit der Philosophen, die, gleich andern Menschenkindern, nur das hochschätzen, wodurch sie sich auszeichnen. —

Die Großen erben ihren Rang von ihren Vorfahren. Die Gelehrten sind keine geborne Erben der Kenntnisse der Alten, wenigstens ist die Erbschaft so schwierig anzutreten, daß sie wohl nicht minder Ehre bringen sollte, als jene. —

Mancher schwingt sich zu erhabenen Kenntnissen auf, ist aber unfähig, sie andern zu lehren. Es scheint bisweilen, daß es dem Geiste schwerer wird, herabzusteigen, als fort empor zu klimmen. —

Auch Geistesprodukte, so gut als Kleider, sind der Mode unterworfen. Lieber Gott! wie viele Bücher und Gattungen von Schreibart habe ich schon mit ihren Urhebern begraben sehen, gleich wie manche Völker ihren Todten das Beste, was ihnen im Leben zugehörte, mit auf den Weg gaben. —

Ich staune unsere Metaphysiker an und vermag mich nicht zu ihnen zu erheben. Nein, ich kann mir das Unendliche nicht denken, nicht einmal das Endliche von einer gewissen Größe. Die Idee, die ich mir vom Unendlichen ...che, setzt weder die Möglichkeit des Unendlichen in der

Natur, noch eine große Umfassungskraft meines Geistes voraus, sondern blos das Hinzudenken einer Vermehrung von einem bestimmten, übrigens sehr beschränkten Begriffe. Es ist als stünde ein Gefäß mit Wasser vor mir, das ein Stoof oder Maß hielte, und ich dächte mir nun, daß ich zu diesem Wasser noch mehr Wasser hinzufügen könnte. Darum wird aber doch das Gefäß nicht mehr Wasser aufzunehmen im Stande sein. Das ist also kein Beweis für das Unendliche, oder für die Kenntniß desselben, wenn dessen Eigenschaften blos aus einer Voraussetzung hervorgehen. —

Die Menschen gleichen den Vögeln, die man immer wieder in denselben Netzen fängt, in welchen schon hunderttausend ihres Gleichen gefangen worden. Die Thorheiten der Väter sind für die Kinder verloren. Die Menschen aller Jahrhunderte haben dieselben Neigungen und Leidenschaften, über welche die Vernunft machtlos ist; darum findet man zu jeder Zeit überall Thorheiten, und zwar immer dieselben Thorheiten.

»Die Menschen sind ausgeartet,« sprechen Einige: die Natur hat vormals einige große Männer hervorgebracht, gleichsam nur um uns zu zeigen, daß sie wohl im Stande sei, welche zu schaffen; jetzt aber schlummert sie.« Es ist nicht wahr. Die Dinge scheinen in der physischen Welt durch Entfernung kleiner, in der moralischen größer, darum staunen wir das große Alterthum an. Oder wir sind auch unzufrieden mit unserer Zeit, und dabei ge-

winnt die vergangene. Wir stellen die Alten hoch hinauf, und überreden uns dann, die Zeitgenossen stünden tief. Wir achten unsere Vorfahren weit höher, als sie verdienen, und unsere Nachkommen werden uns wiederum höher achten, als wir verdienen. Aber wir, unsere Vorfahren und Nachkommen sind alle von gleichem Schlage, und es gebe wohl kein langweiligeres Schauspiel, als das der Welt, wenn man es immer und immer mit ansehen müßte; denn es ist ein ewiges Einerlei. Man wechselt die Kleider, aber nicht die Gestalt. Man ist bisweilen roh oder höflich, unwissend oder gebildet, doch das sind lauter zufällige Außenseiten: das Herz des Menschen wechselt nur, und man darf den Menschen nur in seinem Herzen suchen. Man ist unwissend in einem Jahrhundert und gelehrt in dem andern, wenn es Mode wird, gelehrt zu sein; aber man ist eigennützig in allen Jahrhunderten, die Mode der Uneigennützigkeit kehrt nie zurück, oder ist vielmehr nie da gewesen. Unter den tausend Millionen, welche, wie man sagt, die Erde bewohnen, gibt es wohl hie und da ein Dutzend Vernünftige, Gerechte; darum werden alle Vernunft und Gerechtigkeit doch nie Mode unter den Menschen werden. Diese wunderlichen Geschöpfe trachten nach Allem, genießen nichts, schreiten immer vorwärts und kommen nirgends an. Große Bewegungen wird man unter ihnen gewahr, allein die Motive sind sehr klein, und es ist fürwahr nothwendig, um den Ruhm großer Begebenheiten nicht zu vernichten, daß man ihre Triebfedern ja nicht aufdeckt; man würde lachen oder knirschen müssen. —

Alexander sah auf dieser Erde nur Raum, um ein Reich zu stiften, Werther nur den Ort, wo Lotte lebte, der Philosoph nur einen Wandelstern mit Narren bevölkert. —

Die tugendhafteste Frau schwebt in Gefahr, so bald sie heftig geliebt wird. — Man sage einer Frau, man sei ein Gott, sie wird es nicht glauben; aber man schwöre ihr ewige Treue, sie wird es glauben; denn jener Irrthum wird nicht, wie dieser, vom Herzen unterstützt. Man hält den Liebhaber nicht für einen Gott, weil man es nicht wünscht, aber man wünscht ihn treu zu sehen, und folglich glaubt man es auch. Es sind so manche Irrthümer zu unserm Glücke nothwendig, besonders in der Liebe, und das Herz ist immer bereit, uns damit zu versorgen. —

Es gibt viele Männer, die vom Glück der Liebe schwatzen, und im Grunde nur das Vergnügen zu erobern fühlen. Sie wollen, daß die Weiber ihnen Widerstand leisten, doch nur eben so viel als nöthig ist, um den Sieg desto genußreicher zu machen. Die Weiber dürfen weder so schwach sein, sich gleich zu ergeben, noch so stark, sich niemals zu ergeben. — Man zittert gewöhnlich vor dem ersten Schritt in der Liebe, es kommt aber nicht darauf an, daß man ihn thut, sondern wie man ihn thut. Die unbefriedigte Liebe wird so leicht empfindlich, die befriedigte erlöscht so leicht, das klügste Weib verfehlt oft die Mittelstraße. —

Das Recht, die Menschen zu beherrschen, hat die Schönheit von der Natur empfangen, die Tapferkeit nur von

der Gewalt. Alexander's des Macedoniers räuberische Waffen konnten in einer Reihe von Jahren einen Redner nicht zum Schweigen bringen, aber eines Weibes Schönheit bestach den gestrengen Areopag. Den Ruhm der Eroberung verdankte das schöne Weib sich allein, indessen Alexander höchstens ein glücklicher Klopffechter geworden wäre, wenn er nicht an der Spitze eines tapfern Heeres gestanden hätte.

Die meisten Weiber verzeihen leichter, daß man ein wenig übel von ihrem Rufe, als von ihrer Schönheit oder ihrem Geiste spreche. Wenn von einem unbekannten Frauenzimmer die Rede ist, so fragt man gewöhnlich zuerst: Ist sie schön? und dann: Hat sie Verstand? Selten thut man eine dritte Frage. —

Es hat bisweilen Könige gegeben (zum Beispiel Friedrich den Großen), welche den Mann im physischen Verstande verläugneten, doch nie hat eine Königin das Weib verläugnet. Man erinnere sich der Anekdote von der jungfräulichen Königin Elisabeth. Eine holländische Gesandtschaft wurde ihr präsentirt. Als ein junger schöner Mann im Gefolge des Gesandten sie erblickte, wandte er sich schnell zu einem der englischen Höflinge, und flüsterte ihn mit Hastigkeit etwas in's Ohr, worüber dieser lächelte. Elisabeth bemerkte es; die Sprechenden hatten nach ihr hin geschielt; von ihr war also die Rede; sie brannte vor Begierde, den Inhalt des Gesprächs zu erfahren. Gleich nach der Audienz ließ sie den Höfling rufen und befragte ihn deshalb mit strenger Miene. Er erschrack heftig, er suchte

Ausflüchte, allein vergebens, Elisabeth bestand darauf, Alles zu wissen. Blaß und zitternd gestand er endlich, der Fremdling habe einen unehrerbietigen Wunsch nach dem Genuß ihrer Reize geäußert. Die Königin wandte sich erzürnt — um ihr Vergnügen zu verbergen. Der junge Holländer empfing beim Abschied ein ansehnliches Geschenk. Die weibliche Eitelkeit spielt auch mit dem Scepter.

Aber selbst in dieser Schwachheit, wie viel liebenswürdiger erscheinen die Weiber, als wir Herren der Schöpfung und der Schönheit Sklaven! Gefallen wollen ist die Eitelkeit des Weibes, von sich reden machen, die des Mannes, wenn auch Blutströme darum fließen müßten. Ueberhaupt wird die Welt von den Männern gleichsam nur als eine große Tafel betrachtet, die dazu geschaffen sei, um ihre Namen darauf zu schreiben. Ist die Tafel voll, so werden die Namen wieder ausgelöscht, um Platz für neue zu gewinnen, die auch nicht lange darauf bleiben. Ha! wenn alle Denkmähler der Alten noch stünden, wo fänden wir Raum für die unserigen?

(Die Fortsetzung künftig.)

Zwei verlorne Prozesse.

(Warnungsgeschichten.)

Die Gegenstände dieser beiden Prozesse sind zwar sehr unbedeutend, und wurden blos durch das empörte Gefühl des schnöde gekränkten Rechts anhängig gemacht, aber

sie theils gegen ein Paar hochberühmte Männer geführt wurden (nämlich den Herrn Doktor Garlieb Merkel und den Herrn Kapellmeister Himmel, ein par nobile fratrum), theils die Entscheidungsgründe derselben künftig auch auf wichtigere Fälle anzuwenden sind, so möchte eine Warnung an das unjuristische Publikum sehr heilsam sein, und mancher wird vielleicht, durch Erinnerung an dieselbe, ansehnlichere Summen retten, als der Herausgeber der Biene verloren hat. Bekanntlich war Herr D. Merkel eine Zeit lang Redakteur und Herausgeber des Freimüthigen. Am 3. August 1806 schrieb er aus Berlin an seinen Mitherausgeber Kotzebue: »Er habe an Honorar für dessen Beiträge acht und siebzig Thaler preußisch Kourant von dem Verleger empfangen, über welche K. disponiren könne.»

Dem zufolge disponirte K. in seiner Antwort über den größten Theil dieses Geldes zu Bezahlung einer Rechnung, die er in Berlin noch schuldig war. Länger als ein Jahr verstrich, ohne daß er sich weiter darum bekümmerte, denn er hatte bisher die fatale Gewohnheit zu glauben, daß, wenn ein ehrlicher Mann bekennt, er habe Geld von einem Andern in Händen, und selbst begehrt, es solle darüber disponirt werden, er auch diese Disposition zu befolgen willens sei. Zu K's nicht geringem Erstaunen wurde er aber, länger als ein Jahr nachher, um Bezahlung der obenerwähnten Rechnung gemahnt. Sogleich schrieb er an den berühmten Herrn D. M., der sich damals schon in Riga befand, und nun erst erklärte dieser, was er bis da-

hin in petto behalten, der Verleger des Freimüthigen sei ihm noch Redaktionsgebühren schuldig, darum behalte er K's acht und siebzig Thaler. — Man hätte glauben sollen, ein rechtlicher Mann sei wenigstens verpflichtet gewesen, schon von Berlin aus K. zu unterrichten: »Ich habe die Rechnung, die Sie mir zu bezahlen aufgetragen, aus der und der Ursache nicht bezahlt.» Denn es ist ja nicht einem Jeden gleichgiltig, ob seine Rechnungen unbezahlt bleiben oder nicht. Er schrieb ja auch während des folgenden Jahres viele Briefe an K., und hätte sich doch einmal an jenes Geschäft erinnern können. Doch wir wollen aus christlicher Liebe annehmen, er habe es vergessen; nur hätte er nicht vergessen sollen, daß der Verleger des Freimüthigen alle Kosten der Unternehmung herzuschießen kontraktmäßig übernommen hatte, folglich Herr Doktor Garlieb Merkel selbige von der Kreditmasse des Verlegers, nicht aber von K. zu fordern hatte, eben so wenig als dieser das Honorar für seine Beiträge vom Herrn D. Garlieb Merkel hätte fordern können, wenn es der Verleger diesem nicht wirklich ausgezahlt hätte.

Diese Gründe wurden ihm, mit Berufung auf den Kontrakt, auseinander gesetzt, und gedroht, man werde ihn verklagen, wenn er diese Kleinigkeit nicht berichtige. Hierauf antwortete er sehr lebhaft am 1. Dezember 1807, »er sei nicht gesonnen, einem seiner Freunde mit Führung eines Prozesses für ihn zu inkommodiren und wolle lieber zahlen; K. solle nur eine Quittung an den Buchhändler

Herrn Hartmann schicken, so solle die Zahlung sogleich erfolgen.»

Wer hätte nicht glauben sollen, daß die Sache nunmehr abgethan wäre? — K. war so gutmüthig, eine Quittung verlangtermaßen zu übersenden, und erwartete das Geld. Aber der berühmte Herr D. Garlieb Merkel behielt die Quittung und zahlte das Geld dennoch nicht, sondern schickte dagegen eine Quittung über fünfzig Thaler Redaktionsgebühren, die er von acht und siebzig abzog. Mit einem Unwillen, den sonder Zweifel jeder rechtliche Leser theilt, klagte K. nunmehr bei der Regierung zu Riga, und legte die obenerwähnten, eigenhändigen Briefe des Beklagten bei. Er wurde abgewiesen, weil — er eine Quittung über die ganze Summe ausgegestellt habe, und weil — von dem Hern D. Merkel nicht eingeräumt worden, daß es mit dieser Quittung die vorgegebene Bewandtniß habe. Dieser Spruch setzte K. freilich in Erstaunen, da M's Brief vom 1. Dezember 1807 ganz klar bewies, daß K. ihm die Quittung schicken müssen, ehe die Zahlung erfolgt war. Es geschah, weil K. seinen Gegner für einen ehrlichen Mann hielt, sonst würde er an den Buchhändler Herrn Hartmann dabei geschrieben haben: »Nehmen Sie sich in Acht! geben Sie die Quittung nicht eher aus den Händen, bis Sie das Geld wirklich empfangen haben.» Auf jeden Fall konnte Herr Hartmann vernommen werden, und würde bezeugt haben, daß M. die fünfzig Thaler nicht gezahlt; dann hätte der Beklagte die Bewandt-

niß einräumen mögen oder nicht, so war er doch immer überwiesen. Vielleicht hielt aber die Regierung, als ein Forum executivum, die Sache nicht für liquid genug. Mit einem Worte: K. wurde aus der einzigen Ursache abgewiesen, weil M. die klare Bewandtniß nicht eingeräumt, das heißt mit andern Worten: er hat behauptet, die fünfzig Thaler gezahlt zu haben. Nun könnte der Kläger freilich bei einem andern Richterstuhle seine Klage wieder anhängig machen; allein er ist einer Verhandlung herzlich müde, die zwei Jahre lang gewährt, und ihm am Ende, gegen den elenden Gewinn von fünfzig Thaler, nur Geringschätzung und Mißtrauen gegen gebildete Menschen einflössen würde. Er begnügt sich also, dem Publikum die Sache einfach zu erzählen, und dem berühmten Herrn Doktor der Philosophie zu den so wohl erworbenen fünfzig Thalern Glück zu wünschen, den Leser aber zu warnen, nie eine Quittung aus der Hand zu geben, ehe er das Geld empfangen hat; denn der Leser sieht aus diesem Beispiele, daß man selbst auf einen Doktor der Philosohie sich nicht immer verlassen darf.

Eben so wenig auf einen Kapellmeister, wenn er auch ein Vaterunser trefflich komponirt hätte, wie folgendes Beispiel beweist. — Im Jahre 1808 bearbeitete K. das französische Vaudeville, Fanchon, nach Bouilly, und lieferte es dem Herrn Kapellmeister Himmel zur Komposition. Was man damit anfangen wolle, wenn es erst komponirt sei? und ob man die Musik sammt dem Texte,

oder ob der Komponist jene, der Dichter diesen einzeln verkaufen wolle? darüber wurde nichts festgesetzt.

Während der Arbeit des Komponisten ging K. auf Reisen. Bei seiner Zurückkunft erfuhr er mit Erstaunen, daß H. die unterdessen vollendete Komposition, sammt dem Text, an die meisten Bühnen Deutschlands verkauft hatte (das Berliner Theater ausgenommen, dessen Direktor zu gewissenhaft war, um fremdes Eigenthum ohne Vollmacht des Eigenthümers an sich zu bringen). K. beschwerte sich darüber gegen H. und forderte Ersatz. Um aber den Künstler nicht zu drücken, oder sich mit ihm zu entzweien, verlangte er blos die geringe Summe von zwei hundert Thalern, gering in Beziehung auf ihn selbst, dem jedes Mannuskript sonst zweimal mehr einträgt; gering in Beziehung auf H., der mit seiner Komposition das Zehnfache gewann. Er gestand auch schriftlich die Billigkeit von K's Forderung ein, er wiederholte dieses Geständniß noch einmal schriftlich, entschuldigte sich aber mit dem Unvermögen zu zahlen. K. schlug ihm vor zu warten, bis ein Konzert zu seinem Benefiz gegeben werde, und bat blos um eine Anweisung auf dieses Benefiz. Aber es waren bereits so viele andere Anweisungen darauf gegeben worden, daß auch dies nicht bewilligt werden konnte. Hingegen that H. den Vorschlag, K. solle noch eine Oper für ihn dichten, die wolle er komponiren, stechen lassen, und dem Dichter so viele Exemplare davon geben, daß er aus dem Verkauf sich bezahlt machen könne. Diesen Vorschlag mußte K. ablehnen, einmal weil H's Benehmen

ihm keine Lust gemacht hatte, sich ferner mit ihm einzulassen, zweitens, weil er sich mit einem solchen Verkauf gar nicht befassen konnte.

Da nun der Herr Kapellmeister Himmel auf keine Weise zur Erfüllung der von ihm selbst anerkannten Pflicht bewogen werden konnte, so klagte K. bei dem Instruktionssenat des königlichen Kammergerichts zu Berlin, welcher ihn abwies. Erstens: weil Dichter und Komponist jeder alleiniger Eigenthümer seines Werkes bliebe. Zweitens: weil K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen. Drittens: weil er sich durch den (nachmaligen) Druck des Stücks einen besondern Vortheil verschafft habe. Das schriftliche Anerkenntniß einer Verpflichtung von Seiten des Beklagten (denn dessen Originalbriefe waren mit eingeliefert worden) sollte füglich nur in einer moralischen Verbindlichkeit bestehen.

Hier war nun aber, nach den eignen Worten des Urtheils, von K's Eigenthum die Rede. Es war bewiesen, und der Beklagte läugnete es auch nicht, daß er K's Eigenthum ohne dessen Einwilligung verkauft habe. Folglich war er Ersatz schuldig, und gerade der erste Grund, den der Senat für den Beklagten anführt, streitet gegen ihn; denn wenn der Kläger alleiniger Eigenthümer seines Werkes blieb, mit welchem Rechte konnte H. es verkaufen?

Noch schwächer schien der zweite Grund: daß das Berliner Theater dem Dichter ein Honorar gezahlt. Das g

hörte gar nicht zur Sache, denn K. forderte auch nichts von H. für das Berliner Theater, sondern dafür, daß er durch ihn außer Stand gesetzt worden, sein Manuskript, wie sonst üblich, an alle andere Theater zu verkaufen. Das hätte sogar recht gut auch ohne H's Komposition geschehen mögen, denn das Stück konnte allenfalls ohne die Musik aufgeführt werden, nicht aber die Musik ohne das Stück. Ja, es konnte ja auch dem Dichter belieben, sein Werk gar nicht bekannt zu machen, denn er war ja, nach Ausspruch des Senats, alleiniger Eigenthümer desselben, wie mochte denn dieser nämliche Senat ihm Ersatz für sein von einem Fremden mißbrauchtes Eigenthum absprechen?

Eben so hinfällig war der dritte Grund: K. habe sich durch den Druck des Stücks einen besondern Vortheil verschafft. Das gehörte ja wieder gar nicht zur Sache. H. hat sich durch den Stich seiner Noten auch einen besondern Vortheil verschafft, auf den K. nicht den mindesten Anspruch machte. Ueberhaupt fiel es ihm gar nicht ein, Antheil am Gewinn der Komposition zu verlangen (wie der Senat fälschlich meint), sondern blos Schadenersatz für sein verkauftes Eigenthum. Mit Einem Worte, es kam hier gar nicht darauf an, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig Vortheil dieser oder jener durch sein Werk sich verschafft habe, sondern lediglich die einfache Frage zu entscheiden, ob man fremdes Eigenthum verkaufen dürfe? Daß solches geschehen, war erwiesen, folglich Ersatz nicht abzusprechen — Man bemerke doch auch

das Wörtlein füglich. Was füglich geschehen kann, ist darum noch nicht rechtlich, und ein Instruktionssenat sollte doch nur das Rechtliche bestimmen.

Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Sätze, appellirte K. an das Kammergericht, und wurde abermals abgewiesen. Wenn der Leser schon über das erste Urtheil sich verwundert hat, so wird er nun erst in Erstaunen gerathen. Das zweite hebt also an:

»Auf die literarische Würdigung der Oper Fanchon, und ob das Verdienst des deutschen Uebersetzers oder des Komponisten einen größern Werth habe? darauf kommt hier nichts an.»

Sehr wahr, und darum sollte man denken, das Kammergericht hätte sich die Mühe ganz ersparen können, zu sagen, daß darauf nichts ankomme, denn es dürfe und werde im ganzen Urtheil davon nicht die Rede sein. Aber man höre! obgleich gar nichts darauf ankommt, so wird dennoch dieser Punkt, dessen noch keiner der streitenden Parteien erwähnt hatte, von dem Kammergericht gewissermaßen als erster Entscheidungsgrund aufgestellt; denn also fährt das Urtheil fort: — »So viel ist jedoch notorisch, daß die gedachte Oper hauptsächlich der gefälligen Musik und dem Talente des Komponisten den allgemeinen und fortdauernden Beifall zu verdanken hat.» — Sollte man nicht glauben, diese Periode sei aus dem Theaterartikel der Haude und Spener'schen Zeitung entlehnt? — Das königliche Kammergericht ist ja kein Recensirinstitut, und so vielen Respekt auch seine juri-

stischen Entscheidungen einflößen mögen, so dürfte es doch in Sachen des Geschmacks nicht von Jedermann als kompetentes Tribunal erkannt werden. »Es ist notorisch,« beliebt ihm zu sagen, »daß Fanchon ihr ganzes Glück auf der Bühne Himmel's Musik verdankt.« — Wie, wenn man beweisen könnte, daß das gar nicht notorisch ist? hätte dann nicht ein königlich Kammergericht sich ohne alle Noth in einer Sache kompromittirt, auf welche, nach seinem eigenen Geständniß, gar nichts ankam? Fanchon, von Bouilly, wurde in Paris mit noch weit allgemeinerern und fortdauerndern Beifall ohne Himmel's Musik gegeben. Man weiß, daß die Vaudeville-Melodien einander so ziemlich alle gleichen, und es ist auch Niemanden in Paris eingefallen (am wenigsten dem Grand faye), daselbst zu behaupten, daß Fanchon jenen Beifall blos dem Talente des Komponisten verdanke. Ferner hat die Folgezeit bewiesen, daß Herrn Himmel's Talent nicht im Stande ist, einen schlechten Text auf der Bühne zu erhalten. Er hat nämlich, zu derselben Zeit, da dieser Prozeß im Gange war, eine neue Oper, die Sylphen, komponirt, und so viel er auch von diesem Meisterwerke vor der Aufführung in allen Gesellschaften krähte, und so geringschätzig er zugleich von dem Text der Fanchon sprach, so ist doch notorisch, daß seine, nur von ihm selbst und vielleicht von einem Mitglied des Kammergerichts gerühmten Sylphen, in Berlin gar keine Sensation gemacht, und von den übrigen deutschen Bühnen, meines Wissens, gar nicht aufgeführt worden sind. Aus diesem Beispiel möge das Kammergericht entnehmen, daß, so bald

es vom Thron der Themis herabsteigt, um den Thron des Apoll zu besteigen, seine Urtheile nicht mehr zuverlässig sind. — Doch weiter! Nachdem nun der Richter den Punkt, auf den gar nichts ankam, festgesetzt hat, so zieht er daraus folgenden Schluß:

»In dieser Ueberzeugung hat daher wohl vorzüglich der Kläger sich auch von selbst beschieden, daß er mit dem zehnten Theil desjenigen Honorars sich begnügen wolle, welches der Komponist dabei erhalten hat.» — Eben so unglücklich als das Kammergericht im Recensiren des Textes gewesen, eben so unglücklich ist es auch hier im Errathen von des Klägers Ueberzeugung; denn der einzige Grund, warum K. eine so genügsame Forderung machte, waren die notorischen Umstände des Herrn Kapellmeister Himmel. Da aber nichts darauf ankommt, und der Kläger angebe, er dürfe in seinem Prozesse von dem, worauf nichts ankommt, auch nicht reden, so überging er den eigentlichen Grund seiner geringen Forderung mit Stillschweigen; nicht ahnend, daß das Kammergericht sich bemühen würde, ihn zu errathen, und das Errathene wenigstens als einen halben Entscheidungsgrund aufzustellen. Denn gleich darauf erklärt es:

»aber er hat gar keinen rechtlichen Anspruch auf eine solche Theilnahme.»

Nun geht der Richter zu dem Beweise dieses Satzes über, und da mußte er füglich erst den fatalen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, daß die Uebersetzung der Oper Fanchon K's Eigenthum sei. Der Instruktions-

senat hatte das feierlich erklärt, der Beklagte hatte dem nicht widersprochen; was war nun zu thun? — Die verhandelten Akten sind dem Kläger, bei dessen Entfernung von Berlin, nicht zu Gesicht gekommen, allein aus dem Urtheile ersieht er, daß der Herr Kapellmeister Himmel in angustiis die edle Dreistigkeit gehabt zu behaupten, »K. habe mit dem Text ihm ein Geschenk gemacht.» — Freilich konnte er das mit nichts beweisen, aber siehe da, glücklicherweise hat der Kläger selbst es eingestanden; denn also läßt das Kammergericht sich weiter vernehmen: »Wie er selbst in seiner Klage sagt, hat er dem Gegner die von ihm übersetzte oder bearbeitete Oper geliefert, um sie in Musik zu setzen. Dies ist mit andern Worten gerade dasselbe (?), was der Verklagte behauptet: Er habe ihm mit dieser Uebersetzung ein Geschenk gemacht.»

Nicht genug, daß das Kammergericht sich zum Recensenten aufwirft, wenn auch nichts darauf ankommt, sondern es liefert nunmehr auch einen wichtigen Beitrag zu den Synonymen der deutschen Sprache. Geliefert und geschenkt sind gleich bedeutend. Sämmtliche Lieferanten bei der preußischen Armee werden über diese Entdeckung nicht wenig erschrecken, denn sie lernen daraus, daß, wenn sie jemals wegen Zahlung für ihre Lieferungen bei dem Kammergericht klagbar werden müßten, man ihnen ganz trocken antworten würde: »Was ihr geliefert habt, das habt ihr geschenkt, denn liefern und schenken ist einerlei.» Es gibt ein altes Sprichwort: Schuster bleibe bei deinem Leisten; man könnte ein ähnliches erfinden:

Themis bleibe bei deiner Wage. K. versichert, allen nur ersinnlichen Respekt gegen das Kammergericht als Kammergericht zu hegen, aber was die Synonymen der deutschen Sprache betrifft, da kann er sich unmöglich dessen Aussprüchen unterwerfen, weil er es besser zu verstehen glaubt.

Der Richter fügt hinzu: »und worüber er (nämlich der Kapellmeister Himmel) außerdem noch Beweiszeugen namhaft gemacht hat.» — Von diesen Zeugen hat K. nichts weiter erfahren, und es wird ihrer auch sonst nicht mehr erwähnt. Wer waren sie? Sind sie abgehört worden? Was haben sie ausgesagt? — Gab es wirklich Beweiszeugen, warum wird ihr Zeugniß nicht mitgetheilt? — Da wir nicht in England leben, wo es so leicht ist, Zeugen zu erkaufen, so kann sich K. unmöglich vorstellen, daß H. Personen gefunden haben sollte, die etwas aus der Luft Gegriffenes hätten gerichtlich bezeugen mögen.

»So viel aber,» fährt der Richter fort, »läßt sich aus dieser Thatsache, (?) die der Kläger nachher vergebens (?) bestreitet, zumal in dem Verhältniß, worin der Dichter mit dem Komponisten steht, wohl mit Grunde abnehmen, daß Kläger die übersetzte Oper dem Verklagten zu jeder weitern Disposition, welche von der musikalischen Bearbeitung unzertrennlich war, überlassen hat.» — Schade, daß es dem Kammergericht nicht gefallen hat, das Verhältniß, worin der Dichter zu dem Komponisten steht, näher zu bestimmen, da es

oder ob der Komponist jene, der Dichter diesen einzeln verkaufen wolle? darüber wurde nichts festgesetzt.

Während der Arbeit des Komponisten ging K. auf Reisen. Bei seiner Zurückkunft erfuhr er mit Erstaunen, daß H. die unterdessen vollendete Komposition, sammt dem Text, an die meisten Bühnen Deutschlands verkauft hatte (das Berliner Theater ausgenommen, dessen Direktor zu gewissenhaft war, um fremdes Eigenthum ohne Vollmacht des Eigenthümers an sich zu bringen). K. beschwerte sich darüber gegen H. und forderte Ersatz. Um aber den Künstler nicht zu drücken, oder sich mit ihm zu entzweien, verlangte er blos die geringe Summe von zwei hundert Thalern, gering in Beziehung auf ihn selbst, dem jedes Manuskript sonst zweimal mehr einträgt; gering in Beziehung auf H., der mit seiner Komposition das Zehnfache gewann. Er gestand auch schriftlich die Billigkeit von K's Forderung ein, er wiederholte dieses Geständniß noch einmal schriftlich, entschuldigte sich aber mit dem Unvermögen zu zahlen. K. schlug ihm vor zu warten, bis ein Konzert zu seinem Benefiz gegeben werde, und bat blos um eine Anweisung auf dieses Benefiz. Aber es waren bereits so viele andere Anweisungen darauf gegeben worden, daß auch dies nicht bewilligt werden konnte. Hingegen that H. den Vorschlag, K. solle noch eine Oper für ihn dichten, die wolle er komponiren, stechen lassen, und dem Dichter so viele Exemplare davon geben, daß er aus dem Verkauf sich bezahlt machen könne. Diesen Vorschlag mußte K. ablehnen, einmal weil H's Benehmen

ihm keine Lust gemacht hatte, sich ferner mit ihm einzulassen, zweitens, weil er sich mit einem solchen Verkauf gar nicht befassen konnte.

Da nun der Herr Kapellmeister Himmel auf keine Weise zur Erfüllung der von ihm selbst anerkannten Pflicht bewogen werden konnte, so klagte K. bei dem Instruktionssenat des königlichen Kammergerichts zu Berlin, welcher ihn abwies. Erstens: weil Dichter und Komponist jeder alleiniger Eigenthümer seines Werkes bliebe. Zweitens: weil K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen. Drittens: weil er sich durch den (nachmaligen) Druck des Stücks einen besondern Vortheil verschafft habe. Das schriftliche Anerkenntniß einer Verpflichtung von Seiten des Beklagten (denn dessen Originalbriefe waren mit eingeliefert worden) sollte füglich nur in einer moralischen Verbindlichkeit bestehen.

Hier war nun aber, nach den eignen Worten des Urtheils, von K's Eigenthum die Rede. Es war bewiesen, und der Beklagte läugnete es auch nicht, daß er K's Eigenthum ohne dessen Einwilligung verkauft habe. Folglich war er Ersatz schuldig, und gerade der erste Grund, den der Senat für den Beklagten anführt, streitet gegen ihn; denn wenn der Kläger alleiniger Eigenthümer seines Werkes blieb, mit welchem Rechte konnte H. es verkaufen?

Noch schwächer schien der zweite Grund: daß das Berliner Theater dem Dichter ein Honorar gezahlt. Das

hörte gar nicht zur Sache, denn K. forderte auch nichts von H. für das Berliner Theater, sondern dafür, daß er durch ihn außer Stand gesetzt worden, sein Manuskript, wie sonst üblich, an alle andere Theater zu verkaufen. Das hätte sogar recht gut auch ohne H's Komposition geschehen mögen, denn das Stück konnte allenfalls ohne die Musik aufgeführt werden, nicht aber die Musik ohne das Stück. Ja, es konnte ja auch dem Dichter belieben, sein Werk gar nicht bekannt zu machen, denn er war ja, nach Ausspruch des Senats, alleiniger Eigenthümer desselben, wie mochte denn dieser nämliche Senat ihm Ersatz für sein von einem Fremden mißbrauchtes Eigenthum absprechen?

Eben so hinfällig war der dritte Grund: K. habe sich durch den Druck des Stücks einen besondern Vortheil verschafft. Das gehörte ja wieder gar nicht zur Sache. H. hat sich durch den Stich seiner Noten auch einen besondern Vortheil verschafft, auf den K. nicht den mindesten Anspruch machte. Ueberhaupt fiel es ihm gar nicht ein, Antheil am Gewinn der Komposition zu verlangen (wie der Senat fälschlich meint), sondern blos Schadenersatz für sein verkauftes Eigenthum. Mit Einem Worte, es kam hier gar nicht darauf an, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig Vortheil dieser oder jener durch sein Werk sich verschafft habe, sondern lediglich die einfache Frage zu entscheiden, ob man fremdes Eigenthum verkaufen dürfe? Daß solches geschehen, war erwiesen, folglich Ersatz nicht abzusprechen — Man bemerke doch auch

das Wörtlein füglich. Was füglich geschehen kann, ist darum noch nicht rechtlich, und ein Instruktionssenat sollte doch nur das Rechtliche bestimmen.

Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Sätze, appellirte K. an das Kammergericht, und wurde abermals abgewiesen. Wenn der Leser schon über das erste Urtheil sich verwundert hat, so wird er nun erst in Erstaunen gerathen. Das zweite hebt also an:

»Auf die literarische Würdigung der Oper Fanchon, und ob das Verdienst des deutschen Uebersetzers oder des Komponisten einen größern Werth habe? darauf kommt hier nichts an.»

Sehr wahr, und darum sollte man denken, das Kammergericht hätte sich die Mühe ganz ersparen können, zu sagen, daß darauf nichts ankomme, denn es dürfe und werde im ganzen Urtheil davon nicht die Rede sein. Aber man höre! obgleich gar nichts darauf ankommt, so wird dennoch dieser Punkt, dessen noch keiner der streitenden Parteien erwähnt hatte, von dem Kammergericht gewissermaßen als erster Entscheidungsgrund aufgestellt; denn also fährt das Urtheil fort: — »So viel ist jedoch notorisch, daß die gedachte Oper hauptsächlich der gefälligen Musik und dem Talente des Komponisten den allgemeinen und fortdauernden Beifall zu verdanken hat.» — Sollte man nicht glauben, diese Periode sei aus dem Theaterartikel der Haude und Spener'schen Zeitung entlehnt? — Das königliche Kammergericht ist ja kein Recensirinstitut, und so vielen Respekt auch seine jur

stischen Entscheidungen einflößen mögen, so dürfte es doch in Sachen des Geschmacks nicht von Jedermann als kompetentes Tribunal erkannt werden. »Es ist notorisch,« beliebt ihm zu sagen, »daß Fanchon ihr ganzes Glück auf der Bühne Himmel's Musik verdankt.« — Wie, wenn man beweisen könnte, daß das gar nicht notorisch ist? hätte dann nicht ein königlich Kammergericht sich ohne alle Noth in einer Sache kompromittirt, auf welche, nach seinem eigenen Geständniß, gar nichts ankam? Fanchon, von Bouilly, wurde in Paris mit noch weit allgemeinerern und fortdauerndern Beifall ohne Himmel's Musik gegeben. Man weiß, daß die Vaudeville-Melodien einander so ziemlich alle gleichen, und es ist auch Niemanden in Paris eingefallen (am wenigsten dem Grand faye), daselbst zu behaupten, daß Fanchon jenen Beifall blos dem Talente des Komponisten verdanke. Ferner hat die Folgezeit bewiesen, daß Herrn Himmel's Talent nicht im Stande ist, einen schlechten Text auf der Bühne zu erhalten. Er hat nämlich, zu derselben Zeit, da dieser Prozeß im Gange war, eine neue Oper, die Sylphen, komponirt, und so viel er auch von diesem Meisterwerke vor der Aufführung in allen Gesellschaften krähte, und so geringschätzig er zugleich von dem Text der Fanchon sprach, so ist doch notorisch, daß seine, nur von ihm selbst und vielleicht von einem Mitglied des Kammergerichts gerühmten Sylphen, in Berlin gar keine Sensation gemacht, und von den übrigen deutschen Bühnen, meines Wissens, gar nicht aufgeführt worden sind. Aus diesem Beispiel möge das Kammergericht entnehmen, daß, so bald

es vom Thron der Themis herabsteigt, um den Thron des Apoll zu besteigen, seine Urtheile nicht mehr zuverlässig sind. — Doch weiter! Nachdem nun der Richter den Punkt, auf den gar nichts ankam, festgesetzt hat, so zieht er daraus folgenden Schluß:

»In dieser Ueberzeugung hat daher wohl vorzüglich der Kläger sich auch von selbst beschieden, daß er mit dem zehnten Theil desjenigen Honorars sich begnügen wolle, welches der Komponist dabei erhalten hat.» — Eben so unglücklich als das Kammergericht im Recensiren des Textes gewesen, eben so unglücklich ist es auch hier im Errathen von des Klägers Ueberzeugung; denn der einzige Grund, warum K. eine so genügsame Forderung machte, waren die notorischen Umstände des Herrn Kapellmeister Himmel. Da aber nichts darauf ankommt, und der Kläger angebe, er dürfe in seinem Prozesse von dem, worauf nichts ankommt, auch nicht reden, so überging er den eigentlichen Grund seiner geringen Forderung mit Stillschweigen; nicht ahnend, daß das Kammergericht sich bemühen würde, ihn zu errathen, und das Errathene wenigstens als einen halben Entscheidungsgrund aufzustellen. Denn gleich darauf erklärt es:

»aber er hat gar keinen rechtlichen Anspruch auf eine solche Theilnahme.»

Nun geht der Richter zu dem Beweise dieses Satzes über, und da mußte er füglich erst den fatalen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, daß die Uebersetzung der Oper Fanchon K's Eigenthum sei. Der Instruktions-

senat hatte das feierlich erklärt, der Beklagte hatte dem nicht widersprochen; was war nun zu thun? — Die verhandelten Akten sind dem Kläger, bei dessen Entfernung von Berlin, nicht zu Gesicht gekommen, allein aus dem Urtheile ersieht er, daß der Herr Kapellmeister Himmel in angustiis die edle Dreistigkeit gehabt zu behaupten, »K. habe mit dem Text ihm ein Geschenk gemacht.» — Freilich konnte er das mit nichts beweisen, aber siehe da, glücklicherweise hat der Kläger selbst es eingestanden; denn also läßt das Kammergericht sich weiter vernehmen: »Wie er selbst in seiner Klage sagt, hat er dem Gegner die von ihm übersetzte oder bearbeitete Oper geliefert, um sie in Musik zu setzen. Dies ist mit andern Worten gerade dasselbe (?), was der Verklagte behauptet: Er habe ihm mit dieser Uebersetzung ein Geschenk gemacht.»

Nicht genug, daß das Kammergericht sich zum Recensenten aufwirft, wenn auch nichts darauf ankommt, sondern es liefert nunmehr auch einen wichtigen Beitrag zu den Synonymen der deutschen Sprache. Geliefert und geschenkt sind gleich bedeutend. Sämmtliche Lieferanten bei der preußischen Armee werden über diese Entdeckung nicht wenig erschrecken, denn sie lernen daraus, daß, wenn sie jemals wegen Zahlung für ihre Lieferungen bei dem Kammergericht klagbar werden müßten, man ihnen ganz trocken antworten würde: »Was ihr geliefert habt, das habt ihr geschenkt, denn liefern und schenken ist einerlei.» Es gibt ein altes Sprichwort: Schuster bleibe bei deinem Leisten; man könnte ein ähnliches erfinden:

Themis bleibe bei deiner Wage. K. versichert, allen nur ersinnlichen Respekt gegen das Kammergericht als Kammergericht zu hegen, aber was die Synonymen der deutschen Sprache betrifft, da kann er sich unmöglich dessen Aussprüchen unterwerfen, weil er es besser zu verstehen glaubt.

Der Richter fügt hinzu: »und worüber er (nämlich der Kapellmeister Himmel) außerdem noch Beweiszeugen namhaft gemacht hat.« — Von diesen Zeugen hat K. nichts weiter erfahren, und es wird ihrer auch sonst nicht mehr erwähnt. Wer waren sie? Sind sie abgehört worden? Was haben sie ausgesagt? — Gab es wirklich Beweiszeugen, warum wird ihr Zeugniß nicht mitgetheilt? — Da wir nicht in England leben, wo es so leicht ist, Zeugen zu erkaufen, so kann sich K. unmöglich vorstellen, daß H. Personen gefunden haben sollte, die etwas aus der Luft Gegriffenes hätten gerichtlich bezeugen mögen.

»So viel aber,« fährt der Richter fort, »läßt sich aus dieser Thatsache, (?) die der Kläger nachher vergebens (?) bestreitet, zumal in dem Verhältniß, worin der Dichter mit dem Komponisten steht, wohl mit Grunde abnehmen, daß Kläger die übersetzte Oper dem Verklagten zu jeder weitern Disposition, welche von der musikalischen Bearbeitung unzertrennlich war, überlassen hat.« — Schade, daß es dem Kammergericht nicht gefallen hat, das Verhältniß, worin der Dichter zu dem Komponisten steht, näher zu bestimmen, da es

auch hierin unerwartete Kenntnisse zu haben scheint, und da überdies hier wirklich etwas darauf ankam. Ueber das Wörtlein wohl, welches abermals, wie jenes füglich, etwas Schwankendes andeutet, will K. den Richter keineswegs schikaniren, was aber die weitere, von der musikalischen Bearbeitung unzertrennliche Disposition betrifft, welche K. dem Komponisten überlassen haben soll, so könnten die sämmtlichen Bühnen Deutschlands, mit welchen er im Verkehr steht, ihm aus eben dem Grunde die Zahlung für seine Manuskripte verweigern, denn auch ihnen überläßt er dieselben zur weitern, von der dramatischen Bearbeitung unzertrennlichen Disposition. Dies Beispiel beweist, daß man auch zu viel beweisen kann.

Im Verfolg des Urtheils bemüht sich nun der Richter, aus mehreren Gesetzstellen darzuthun, daß zwischen Kläger und Beklagten keine Societas quaestuaria Statt gefunden. Das hat auch K. nie behauptet, und sollte sein Advokat eine solche Societät zum Fundament der Klage gemacht haben, so wäre das blos ein Beweis von dessen Ungeschicklichkeit; denn er hätte das wahre Fundament, welches ihm vor den Füßen lag, wirklich erst aus dem Wege stoßen müssen, um ihm dieses hinfällige zu substituiren. Verkauf des fremden Eigenthums ohne Vollmacht oder Einwilligung, das ist der simple Status causae, dessen Grund nur dann, wenn man liefern und schenken für einerlei hält, dem Kläger abgesprochen werden konnte. Von einer Societät war also nicht die Rede, das ...t K. gern zu; auch hat der Richter vollkommen Recht

zu sagen: K. habe einen schriftlichen Vertrag mit H. machen sollen. Er hielt aber unglücklicherweise den berühmten Herrn Kapellmeister Himmel für einen Mann, bei dem es dergleichen mißtrauischer Vorsichtsmaßregeln nicht bedürfe, und da, auch ohne schriftlichen Kontrakt, bisher alle Bühnen, welchen er seine Manuskripte liefert, ihm das Eigenthum derselben nicht streitig gemacht, sondern ihn richtig bezahlt haben, so meinte er auch in diesem Falle die Musen nicht durch kaufmännische Kautelen beleidigen zu dürfen. Er ist für seine Gutmüthigkeit bestraft und wird sich künftig hüten. — Nachdem nun der Richter mit vielen Citaten erwiesen, daß keine Societät und keine Gemeinschaft des Eigenthums zwischen K. und H. existirt hat (welches auch Gottlob! sehr wahr ist), so kommt auch er auf das schwache, schon längst widerlegte Argument zurück, daß K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen, und daß er durch den Druck einen Vortheil gewonnen. Das Erstere beweist gerade für K., denn dieser würde nicht blos vom Berliner, sondern von allen Theatern Deutschlands Honorare empfangen haben, wenn der Herr Kapellmeister Himmel ihm nicht zuvorgekommen wäre und sie schon eingestrichen hätte. Daher ist es fast unbegreiflich, wenn der Richter sagt:

»So wie K. dies eigenwillig, ohne alle Konkurrenz des Verklagten that, eben so konnte er auch mit den fremden Bühnen wegen seiner übersetzten Oper in Kauf treten, und Verklagter hätte ihm so wenig bei dieser, als seinen andern Operationen hiebei Hindernisse in den Weg gelegt

Mein Gott! das ist es ja eben, worüber K. klagt, daß er mit den fremden Bühnen nun nicht mehr in Kauf treten konnte, weil ihm von H. Hindernisse in den Weg gelegt worden, denn von ihm hatten sie ja den Text schon gekauft, und würden also den Kläger ausgelacht haben, wenn er ihnen zugemuthet hätte, ihn noch einmal zu kaufen. Gesetzt, K. wäre durch irgend einen Zufall in Besitz von H's Komposition gekommen, oder H. hätte sie ihm geliefert, ohne ausdrücklich zu erklären, daß liefern und schenken Synonyme sind, wie würde es H. gefallen haben, wenn K. nunmehr den Text sammt der Komposition an alle Bühnen verhandelt, und ihm auf seine Klage nichts weiter geantwortet hätte, als: ich lege Ihnen keine Hindernisse in den Weg, Ihre Musik apart zu verkaufen? — Am natürlichsten und rechtlichsten scheint es wohl und füglich, daß der Herr Kapellmeister Himmel folgendergestalt zu den Bühnen hätte sprechen sollen: »Ich habe eine Oper komponirt, deren Text von Kotzebue ist; wollt ihr die Musik haben, so zahlt ihr mir so und so viel. Wegen des Textes vergleicht euch mit dem Verfasser.» — Es scheint auch wohl und füglich, daß die Bühnen nach seiner Vollmacht hätten fragen, und, gleich dem wackern Iffland, sich wegen des Textes nicht mit ihm einlassen sollen. Vielleicht meinten sie aber, es wäre für den Herrn Kapellmeister Himmel beschimpfend, auch nur die Vermuthung zu äußern, daß er fremdes Eigenthum verkaufe.

Der Richter fährt fort: »Eben so hat aber auch Kläger

kein Recht, dem Verkehr Schranken zu setzen, mit seinem Geistesprodukt zu wuchern, so gut er wußte und konnte» — (Allerdings aber nicht mit des Klägers Geistesprodukt obendrein) — »und er hat keine Befugniß, Theilnahme an seinem Gewinn zu verlangen.» (Die verlangt er auch nicht, sondern nur die Vergütung seines Eigenthums. Wenn H. zum Beispiel von einer Bühne für Text und Musik hundert Thaler empfangen hat, so fordert K. mit großer Bescheidenheit nicht mehr als zehn davon. Er muß es wiederholen: mit großer Bescheidenheit; denn man frage einmal alle deutsche Bühnen nach der Reihe, ob sie neunzig Thaler für die Musik ohne den Text würden gegeben haben?)

Nunmehr versucht der Richter auch einen analogischen Beweis für die Gerechtigkeit seines Urtheils zu führen. »Es ist hier,» sagt er, »analogisch der Fall der künstlichen Accession vorhanden, wozu die römischen Gesetze außer der Adjunktion die Specifikation zählen, und worunter sie die Handlung verstehen, wenn Jemand die Materie eines Andern umstaltet (!) oder durch Zusammengießung verschiedener Materien einen neuen Körper bildet. (!) Wird dieser neue Körper theils aus der eigenen Sache des Specifikanten, theils aus fremder, roher oder geformter Materie gebildet, so erwirbt ihn der Specifikant unbedingt.» (!)

Stände das hier Gesagte nicht in einem Kammergerichtsurtheile, so würde man wahrhaftig nicht wissen, ob man es für Ernst oder Spaß halten sollte. Wer hätte wohl jemals vermuthet, daß zum Beispiel der Herr Kapellmei

Reichardt die von Göthe geformte Materie Erwin und Elmire durch seine Komposition unbedingt erworben habe? — Es wäre eine neue merkwürdige Entdeckung, wenn sie nur eben so gewiß als merkwürdig wäre, und wenn der Richter sich nicht gleich selbst widerspräche, denn er fügt zwar noch hinzu: »Verklagter hatte also auch in dieser Rücksicht ein Recht, die von ihm komponirte Oper mit der ihm gelieferten Uebersetzung willkürlich zu nutzen, und damit als mit seinem Eigenthum zu verfahren» — aber er meint doch auch: »hier um so mehr, da selbst dies den Kläger nicht hinderte, von seiner Dichtung und Uebersetzung allen Vortheil zu ziehen, der ohne die musikalische Mitwirkung des Verklagten davon zu erlangen war.»

Ohne zu wiederholen, daß eben dies den Kläger recht sehr hinderte, ja es ihm ganz unmöglich machte, von seiner Dichtung allen Vortheil zu ziehen, will er nur bemerken, daß hier ein ganz neuer, außerordentlicher Satz aufgestellet ist, nämlich der: Man kann aus fremdem Eigenthum dennoch allen Vortheil ziehen. Fanchon ist Himmel's Eigenthum, mit dem er willkürlich schalten kann, und dennoch darf K., ohne Himmel's Erlaubniß, allen Vortheil daraus ziehen, wenigstens in so fern die musikalische Mitwirkung dabei unnöthig ist. Hier dürfte man wohl und füglich ein Dilemma aufwerfen: Entweder ist Fanchon nicht Himmel's Eigenthum, und dann durfte er sie nicht verkaufen,

oder sie ist sein Eigenthum, und dann darf auch K. ohne seine Einwilligung nichts damit vornehmen.

Die gütige Erlaubniß, ohne die musikalische Mitwirkung davon Gebrauch zu machen, ist gerade dieselbe, die auch der Kläger dem Beklagten ertheilte, nämlich von seiner Musik, ohne die dramatische oder dichterische Mitwirkung, jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Ein passenderes Beispiel, als das aus den römischen Gesetzen entlehnte, möchte folgendes sein: Wenn einem Zeichner oder Kupferstecher ein Roman geliefert wird, um die Bildereien dazu zu verfertigen, erlangt er dadurch das Recht, den Roman sammt den Bildereien an die Buchhändler zu verkaufen? — Die Fälle sind sehr ähnlich: der Komponist schmückt die Oper durch seine Musik, der Zeichner den Roman durch seine Bilder; die Oper kann auch ohne die Musik gespielt werden (wie mit mehreren öfter geschehen *), die Musik nicht ohne die Oper; der Roman kann auch ohne Bilder gelesen werden, die Bilder bedeuten wenig oder nichts ohne den Roman.

Zum Schluß erwähnt der Richter auch noch mit wenigen Worten der schriftlichen Bekenntnisse des Herrn Kapellmeisters Himmel. »Die Briefe des Verklagten,« heißt es, »ändern hierüber nichts. Sie verrathen blos ein Gefühl von Billigkeit« (die Billigkeit der Forderung gesteht man also doch zu?), und eine Bereit-

---

*) Z. B. der Eremit auf Formentera, der Gefangene u. s. w.

willigkeit, einem Anspruch des Appellanten auf irgend eine Art entgegen zu kommen, so unverhofft auch derselbe sei; (!) und Verklagter erklärte augenblicklich, als sein Gegner auf den Grund dieser geäußerten Gutmüthigkeit (!) ein vollkommenes Recht ableiten wollte, wie er mit gesunder Vernunft (!) deutlich einsehe, daß er auf dem Wege Rechtens zu nichts verpflichtet sei.» — K. bewundert die gerichtlich proklamirte Gutmüthigkeit des Herrn Kapellmeisters Himmel und beneidet ihn keineswegs um seine gefällige gesunde Vernunft; aber neugierig wäre er doch zu vernehmen, was die deutschen Juristen von diesem Kammergerichtsurtheil sagen werden, dem sich der Kläger, indem er seine eigene gesunde Vernunft gefangen nimmt, demüthig unterwirft.

Das vom Herrn Kapellmeister Himmel komponirte Vaterunser hat K. noch nicht das Vergnügen zu kennen, zweifelt aber, daß die Bitte: Dein Wille geschehe, mit wahrem Gefühl ausgedrückt sein könne, da dem Künstler sein Gewissen zuflüstern mußte, die Art und Weise, wie er sich gegen K. benommen, sei nicht Gottes Wille. Hingegen mag er wohl die Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute, vortrefflich komponirt haben.

Zum Schluß noch eine Zeitungsnachricht aus Spanien, die vor zwei Jahren bekannt gemacht wurde. Die Regierung, hieß es, hat ein besonderes Augenmerk auf die Verbesserung der Theater gerichtet. Unter andern neuen Anordnungen sollte jedes neue Lust- oder Trauerspiel seinem [Ver]fasser, so lange er lebte, acht Prozent, ein Drama

fünf Prozent eintragen, eine Uebersetzung drei Prozent, Opern acht Prozent, und zwar so, daß der Komponist fünf, der Dichter drei erhielte.

In Frankreich bestehen schon längst ähnliche Einrichtungen. Hieraus kann ein hochpreisliches Kammergericht ersehen, wie man in solchen Fällen in andern Ländern verfährt. Suum cuique, heißt es dort, wenn es gleich nicht die Ordensdevise ist.

Deutsche und französische Trauerspiele.

Unter diesem Titel hat Boufflers kürzlich einen Aufsatz drucken lassen, der — als die Ansicht eines gescheiten Franzosen von unserer tragischen Bühne — zwar eben nicht belehren, aber doch unterhalten wird. Wir haben (so hebt er an) auf unserm Theater Uebersetzungen deutscher Stücke gesehen, und sehen deren noch oft; ja, wir klatschen ihnen sogar bisweilen Beifall zu, und lassen ihren Verfassern gern volle Gerechtigkeit wiederfahren, selbst dann, wenn wir zu zweifeln befugt sind, daß dieser oder jener unter ihnen gegen uns ein Gleiches beobachten würde.

(Woher dieser Zweifel? Mich dünkt, die deutschen Schriftsteller, und gerade die Vornehmsten unter ihnen, haben oft genug bewiesen, daß sie die guten Werke der Franzosen schätzen, und nicht selten sogar überschätzen. Göthe und Schiller haben Uebersetzungen geliefert.)

Diese Stücke (so fährt Boufflers fort) sind freilich se

ten treu übersetzt — (leider!) selten vollständig — (man denke nur an den Walstein des Herrn Benjamin Constant) — und die Veränderungen, um nicht zu sagen, Verbesserungen, (?) welche unsere Uebersetzer sich verbunden glauben, mit den Originalen vorzunehmen, beweisen eine gewissermaßen unermeßliche Verschiedenheit des Geschmacks und des Genies der beiden Nationen.

(Der Geschmack ist freilich sehr verschieden, und kann es auch bis auf einen gewissen Punkt sein, ohne daß eine der beiden Nationen dabei verliert; das Genie hingegen kann wohl in verschiedenen Formen sich ausprägen, aber im Grunde darf es doch nicht verschieden sein, am wenigsten unermeßlich, sonst ist eins von beiden gewiß nicht das wahre, denn es gibt nur Ein wahres.)

Diese Verschiedenheit, welche jeder Theil als einen Vortheil darstellen möchte, ist unabhängig von den mehrern oder mindern Einsichten (lumières), denn diese scheinen von beiden Theilen so ziemlich gleich zu sein, und seit Erfindung der Buchdruckerkunst ist von Unwissenheit nur so viel übrig geblieben, als einem Jeden gefällt (que ce qui en plait à chacun).

(Was will Boufflers damit sagen? Die Unwissenheit gefällt nie, sobald sie als solche erkannt wird.)

Die Ungleichheit zwischen den beiderseitigen Talenten, die man etwa annehmen wollte, kann auf den hier verhandelten Gegenstand eben so wenig Einfluß haben; denn sie existirt nur zwischen einzelnen Menschen, nicht aber ’schen Völkern und in Ländern, die auf einer gleichen

Stufe der Kultur stehen. Die Auserwählten von fünf und zwanzig Millionen Menschen müssen nothwendig den Auserwählten von andern fünf und zwanzig Millionen die Wage halten. Die Verschiedenheit der Sprachen scheint auf den ersten Anblick viel Einfluß zu haben, und in dieser Hinsicht würde die Wage sich auf die deutsche Seite neigen, denn die deutsche Sprache — wenn wir denen glauben dürfen, welche sie gründlich studirt haben, besitzt große, von unsern Schriftstellern zu beneidende Vorzüge; sie ist reich, und hat, wie alle Reiche, Mittel genug, um täglich noch reicher zu werden. Sie ist kräftig, ausdrucksvoll, malerisch, abwechselnd in ihren Tönen und Biegungen, empfänglich für verschiedene Harmonien, sie kann eben sowohl die höchste Leidenschaft als das sanfteste Gefühl, eben sowohl die erhabenste Idee als den feinsten Gedanken darstellen. Unser armes Französisch besitzt nur einen kleinen Theil dieser Vorzüge, hat weder Musik noch Farbe, und begnügt sich damit, gewissermaßen durchsichtig für den Gedanken zu sein: (d'étre transparent pour la pensée).

(Wenn Boufflers unter diesem Transparent weiter nichts als die Klarheit versteht, so steht die deutsche Sprache auch hierin gewiß der französischen nicht nach; aber die Deutschen machen sich leider eine Ehre daraus, diese Klarheit zu verbergen; sie meinen, sowohl die Dichter als die Philosophen, das wahrhaft Schöne oder tief Gedachte dürfe nicht gleich empfunden oder verstanden werden, sondern man müsse sich erst den Kopf ein wenig dar-

über zerbrechen, dann sei es das rechte. Sie merzen gute, ehrliche und klare deutsche Worte aus, und bedienen sich fremder, die wahrlich nicht transparent sind, und die sie zu Modeausdrücken erheben. Ich will hier nur an das verdammte Wort Tendenz erinnern, welches jetzt so allgemein spukt, daß man sich dessen kaum erwehren kann, und daß ich es sogar in Vater Wieland's neuesten Schriften gefunden habe, obgleich die untadelhaften Worte: Zweck, Absicht, Hinneigung u. s. w. gar nicht begreifen können, warum sie wegen der Tendenz so ungerechterweise zurückgesetzt werden! — ich finde sogar in Wieland's Cicero Ambition statt Ehrgeiz, ambiren statt trachten oder streben; wenn das am grünen Holze geschieht, was steht vom dürren zu erwarten! — Es ist uns in diesen neuesten, mit jedem Fluche belegten Zeiten so wenig Nationales übrig geblieben, daß wir wenigstens unsere Sprache rein erhalten sollten, so lange es der Sieger erlaubt.)

Nicht immer hängt von der Zahl der Saiten, noch von der Stärke des Tons der Wohlklang des Instruments ab (so fährt Boufflers fort, um seine Landsleute wegen des geringern Werthes ihrer Sprache zu trösten), und es gibt wenig große Fortepiano's, die so viel Vergnügen gewährten, als die Guitarre von Castro.

(Ich habe nicht die Ehre die Guitarre von Castro zu kennen; ich weiß aber, daß eine Guitarre, sie führe welchen Namen sie wolle, nie den Vergleich mit einem Fortepiano auszuhalten im Stande ist. Das Gleichniß scheint ir also für den Zweck des Verfassers (oder seine Tendenz)

sehr unglücklich gewählt, übrigens aber sehr passend, denn in der That verhält sich die französische Sprache gegen die deutsche wie eine Guitarre zu einem Fortepiano.)

Woher denn also bei den Deutschen dieser stets erkennbare Charakter? Dieser Stempel, dieses Petschaft mit ihrem Namenszuge, den sie, ohne es zu wissen, ihrer ganzen Literatur aufdrücken? — Wir sind versucht zu glauben, daß er von ihren alten deutschen Sitten und Gewohnheiten abhängig ist; von der tiefen Ehrfurcht ihrer Schriftgelehrten für Alles, was jene unterscheidende Form bestimmt, deren Wechsel sie fürchten; von ihrem löblichen Bedürfnisse, ihren Landesleuten mehr zu gefallen, als allen übrigen Menschen. Es ist also eine Huldigung, die sie sich wechselseitig zukommen lassen, indem das Talent der Schriftsteller sich dem Geschmacke der Leser, welcher er auch sein möge, anschmiegt; und daher entspringt in ihren meisten Werken dieser Geschmack des Grund und Bodens (goût de terroir), der nicht immer der Geschmack der übrigen Welt ist.

(Diese Ansicht scheint mir sehr irrig. Kein Schriftsteller von einigem Genie wird jemals mit dem Gedanken sich an den Schreibtisch setzen, daß er sich in den Geschmack des Publikums fügen wolle; er wird sich vielmehr bestreben, daß sein Geschmack der Geschmack des Publikums werde, und — wenn er wirklich ein Genie ist — so wird das auch geschehen. Ich weiß zwar wohl, daß, so oft man etwa einen beliebten Schriftsteller weh thun will, zu sagen pflegt, er bemühe sich nur dem großen Haufen zu gefallen;

das beweist aber weiter nichts, als daß er transparent schrieb und die Kraft des Genies besaß, seinen eigenen Geschmack auszubreiten, eine Kraft, die gewöhnlich seinen Tadlern abgeht, wofür sie sich denn durch tausendmal wiederholte Bitterkeiten gegen ihn und das Publikum trösten. — Nein, es ist in der That sehr seltsam, daß Boufflers den eigenthümlichen Charakter unserer Literatur in unserer Ehrfurcht vor die alten Sitten und Gewohnheiten sieht, da wir doch von zehn Jahren zu zehn Jahren nicht allein diese, sondern auch unsere Philosophie, Dichtkunst und sogar unsere Moral zu wechseln pflegen.)

Es ist möglich, daß auch die deutsche Sprache, die fast allen denen unbekannt bleibt, welche sie nicht von ihren Ammen gelernt haben, und die bei großem Reichthume doch ein ganz eigenes Genie besitzt, es ist möglich, sage ich, daß diese Sprache auch einigen (?) Einfluß auf die Gattung der deutschen Produkte hat: Worte sollten nur Ausdruck unserer Ideen sein, aber oft sind sie auch die Formen, in welche die Ideen gegossen werden, und daraus müssen um so mehr Eigenthümlichkeiten entstehen, je weniger Verwandtschaft und Gemeinschaft eine Sprache mit denen der übrigen Welt hat. Nun wird aber die deutsche Sprache blos in Deutschland gesprochen — (nicht auch in Curland, Liefland, Esthland? in Böhmen und Ungarn? in Dänemark? in Nordamerika? u. s. w.) — und auch da noch theilt sie sich in eine Menge Dialekte, die durchaus verschieden unter einander sind — (dasselbe gilt auch von r französischen Sprache) — und deren Viele sich den

Vorzug unter einander streitig machen — (wir haben nur eine Büchersprache) — es gibt auch Gegenden, wo sie auf immer auszuwandern anfängt.

(Leider! es sind die von den Franzosen eroberten Gegenden!) — Ferner finden sich in diesem großen Lande überall Menschenklassen, und zwar sehr ausgezeichnete, die ihre Sprache zu vernachläßigen affektiren, und die es weit vornehmer finden, unbekannt mit ihr zu bleiben. Ach leider! leider! es sind unsere Fürsten und Großen! die jetzt für diese Verkehrtheit strenge büßen; denn — es möge paradox klingen, aber es ließe sich wohl erweisen: — Hätten sie immer deutsch geredet, so hätten sie auch deutsch gedacht, und wären nie in fremde Sklaverei gefallen.)

Hiedurch ist bei denjenigen, die ihrer Sprache treu geblieben, die Anhänglichkeit an dieselbe und an die National-Formen fester und ausgezeichneter geworden. Es sind gleichsam Priester einer unterdrückten Sekte, die wo möglich ihre Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit in Beobachtung ihrer Ceremonien verdoppeln; und wäre es denn zu verwundern, wenn diese warmen Eiferer bisweilen ihre edle Hingebung bis zum Fanatismus hinauf schraubten, und so den Verfechtern eines andern Glaubens einen Theil der Spöttereien und Ungerechtigkeiten zurück gäben, deren Zielscheibe sie waren? Hier darf man wohl ausrufen: Je ne décide point entre Génève et Rome.

Indessen, da solcher Wetteifer mehr ein Spiel als ein Kampf ist, so darf man nach Belieben zu dieser oder jener Partei sich schlagen, oder auch gar keine ergreifen; Alles

hören, sammeln, abwägen, und die gefährliche Ehre zu entscheiden Andern überlassen, welche den Trieb dazu verspüren.

Die Deutschen sind seit Jahrhunderten (?) im Besitz eines National-Theaters; aber, gleich den Griechen, haben sie lange Zeit nur ein komisches Theater gehabt, um die unwissendste Klasse zu unterhalten, und jenes gute Völkchen zu ergetzen, welches, zu seiner Ergetzlichkeit, starker Reize bedarf.

(Ich wünschte, Boufflers hätte uns das seit Jahrhunderten bestehende, deutsche Nationaltheater etwas näher kennen gelehrt. Hat er vielleicht die Schauspiele der Nonne Roswitha gemeint? die im zehnten Jahrhunderte sechs christliche Komödien nach dem Muster des Terenz schrieb, und durch ihre elenden Produkte diesen Heiden für die christliche Jugend entbehrlich machen wollte? — aber sie schrieb lateinisch. Von ihr bis zu Opitz, Gryphius und Lohenstein ist mir von einem deutschen Nationaltheater nichts bekannt; man gab blos geistliche Farcen.)

Auf diesem Theater, welches im Grunde nur eine Nachbildung oder eine Karrikatur des alten italienischen Theaters war, trug jeder Schauspieler den Namen seines Rollenfachs und das Kleid desselben, er mußte auch mit dem Geiste dieses Rollenfachs vertraut sein, und das Vergnügen der Zuschauer eben so wohl durch seine Einbildungskraft, als durch sein Gedächtniß befördern. Ein solcher Schauspieler und halber Verfasser war folglich sehr geübt in allen lazzis und allen Grimassen, die seiner Rolle zukamen, und

versorgte sich im voraus mit einer Menge von sogenannten witzigen Einfällen, die freilich nicht zart, aber den Umständen angemessen, und mit Sicherheit darauf berechnet waren, auf eine durch Arbeit oder Langeweile erschöpfte Versammlung zu wirken, einen Haufen guter, ehrlicher Leute, die, wenn sie gearbeitet, gegähnt, getrunken und Tabak geraucht hatten, doch vor Schlafengehen noch ein wenig lachen wollten.

(Boufflers macht die Deutschen hier ein wenig zu früh zu Tabakschmauchern.)

Jenes Deutschland ist nicht mehr. — (Leider existirt Deutschland überhaupt nicht mehr!) — Das Licht der Wissenschaften und des Geistes hat dort glänzender als sonst irgendwo geleuchtet. So bald die Nation anfing sich aufzuklären, erröthete sie über das, was sie zuvor ergetzte, und sie verstieß ihre Hanswürste und Lipperle's — (der Verfasser schreibt Lypperley) — so wie man die Kinderpuppen wegwirft. Das alte Theater fiel bald überall in Trümmern, und Uebersetzungen der besten, ausländischen, dramatischen Schriftsteller traten an die Stelle jener erbärmlichen und groben Hanswurstiaden. Der Zeitraum von einer oder zwei Generationen ist hinreichend gewesen, um diese große Verwandlung hervorzubringen, und — was merkwürdig ist — die komische Gattung ist den Deutschen am wenigsten gelungen. — (Das Letztere gilt, wie mich dünkt, von allen Völkern; denn es ist durchaus weit schwerer ein gutes Lustspiel, als ein gutes Trauerspiel zu

schreiben. Warum? diese Untersuchung würde hier zu weit führen.) — Von einer, unsern guten Nachbarn eigenthümlichen Neigung getrieben, haben sie das Rührende dem Ergetzlichen vorgezogen, und wenn vormals die Väter blos in's Schauspielhaus gingen um zu lachen, so gehen jetzt die Söhne dahin um zu weinen.

(Hierin möchte Boufflers sehr Unrecht haben. Der bei weitem größere Theil des Publikums zieht die Lustspiele den Trauerspielen vor, besonders jetzt, da es außer dem Theater genug zu weinen gibt über das abscheulichste Trauerspiel, welches seit Thamas Kuli Chan aufgeführt worden, und worin jeder Europäer, ohne Ausnahme, wider seinen Willen eine Rolle spielen, oder wenigstens leiden muß, daß mit ihm gespielt werde *).

Die Uebersetzung der wenigen Dramen, die wir (nämlich die Franzosen) zu dieser Zeit hatten, verbunden mit der Hervorbringung vieler neuer, bereitete die deutsche Bühne ganz natürlich auf die Einführung des Trauerspiels vor. — (Um Verzeihung, wir besaßen weit eher Trauerspiele als Dramen.) — Es wurde mit Entzücken aufgenommen, und die ganze Nation, die jederzeit mit erhabenem Sinne, Tugend, Kraft — (wollte Gott!) und mit der Neigung für das Grandioso begabt war, säumte nicht zu beweisen, daß die edelsten Vergnügungen ihr auch die angemessensten wären.

---

*) Notabene: Die Engländer sind ja bekanntlich an Allem Schuld.

(Das Wort grandios ist ein neuer Kunstausdruck in der französischen Aesthetik. Die Franzosen bringen es jetzt eben so oft vor, als wir unsere Tendenz. Es soll so viel heißen als erhaben, im großen Stil.) —

Uebersetzungen, Nachahmungen genügten bald nicht mehr. Nur Schüler übersetzen und ahmen nach, nicht Meister. (Warum nicht? Göthe und Schiller haben übersetzt, und eigentlich sollten nur Meister übersetzen.) —

Warum sollte der Reiche noch leihen? Warum sich fremder Industrie bedienen, wenn er den ersten Stoff selbst besitzt? — Das weckte die deutschen Musen. Man glaubte zu fühlen, daß man gegen die Meister der Kunst als Nebenbuhler auftreten könne, und man trat in die Schranken; man meinte wohl auch schaffen zu können, und man schuf.

Ehre gebührt jedem Schöpfer! und unter diesem Gesichtspunkte hat das deutsche Theater uns auffallend bewiesen, daß den Talenten und selbst den Genies, welche es mit ihren Meisterwerken bereichert haben, nichts unerreichbar blieb. Ist man nur einigermaßen in die Schönheiten der Sprache und des Stils eingeweiht, so findet man Verwickelungen, Charaktere, Leidenschaften, Situationen, Gemälde, Gedanken und eine Poesie, die nichts zu wünschen übrig lassen, ausgenommen etwa die Beobachtung der, von fast allen unterrichteten Menschen aller Zeitalter einstimmig angenommenen Regeln, welche sich zum Trauerspiel verhalten, wie die unter den Malern eingeführten

Verhältnisse und Maße zu der Wirkung ihrer Gemälde. — (Dies Gleichniß scheint sehr unpassend.) —

So wären wir denn endlich auf weiten Umwegen bis zu dem Punkte gekommen, von dem wir ausgehen wollten. Die Deutschen besitzen ein Theater, ein Lustspiel, ein Trauerspiel; sie sind zufrieden mit ihrem Trauerspiele; sie sind sogar zufriedener damit, als mit dem unsrigen. Das ist fürwahr viel; und ihre Zufriedenheit ist so groß, daß, wenn wir einigen ihrer besten Kritiker glauben wollen, wir wohl thun würden, uns von Corneille, Racine und Voltaire los zu sagen, und dagegen ihren Meistern zu folgen. Gewiß, wir ehren diese ihre Meister; allein sie selbst folgen der Fahne Shakespeares, der so schwer zu erreichen ist, und mit dem man so leicht sich verirren kann. Folglich wäre der neue Kampf zwischen dem französischen und deutschen Theater eigentlich nur eine Fortsetzung oder eine Wiederaufwärmung der ewigen Nebenbuhlerschaft, deren sich England gegen Frankreich berühmt. Nicht genug, daß die Flotten, wie Virgil sagt, die Ufer, die Heere einander entgegen stehen; nicht genug, daß die letzten Enkel mit den letzten Enkeln kämpfen (pugnant ipsique nepotes), es sollte auch noch, was Virgil nicht vorher gesehen hatte, ein Theater dem andern, ein Dichter dem andern entgegen gestellt werden.

Der Hauptstreit betrifft die Regel der drei Einheiten, gegen welche die Deutschen sich empören, und die sie als ein tirannisches Gesetz betrachten, welches blos erfunden sei, um den Flug des Genies zu hemmen, und, unter

dem Vorwande, das Genie zu ordnen, ihm die Flügel zu beschneiden.

Es gibt einen Punkt, über den die ganze Welt einig ist, und den man als die erste Regel für alle Theater betrachten kann, nämlich den: man muß gefallen. — (Guter Boufflers! wie sehr irrest du, wenn du glaubst, Jedermann sei einig über diesen Punkt. Unsere deutschen Theaterkritiker behaupten gerade das Gegentheil, oder geben es wenigstens sehr oft zu verstehen. Ein gutes Stück muß dem Publikum nicht gefallen, denn das Publikum ist nicht à la hauteur des frostigen Dichters und des gelbsüchtigen Kritikers. Ein gefallendes Stück wird gewöhnlich in allen Zeitungen als ein schlechtes Stück bezeichnet, das den erhaltenen Beifall blos einigen Theatercoups, einigen witzigen Einfällen, und vor allen Dingen der Kunst der Schauspieler zu verdanken hat. Wehe dem Dichter, der etwa auftreten und sagen kann: »ich gefalle — und gefiel schon damals, als du Kritikus geboren wurdest.« — Für diese Herren ist das nur ein Beweis, daß das Publikum zwanzig Jahre hintereinander blind gewesen ist, und sie fühlen sich berufen, ihm rüstig den Staar zu stechen. Ueber jenen Punkt also mag die ganze Welt einig sein, nur Deutschland muß man ausnehmen, und jene erste Regel mag für alle Theater gelten, nur für die Deutschen gilt sie nicht.)

Es gibt zwei Arten zu gefallen: man ergetzt oder man interessirt. Die Tragödie bestrebt sich blos das letztere zu thun, und dem Dichter, der am meisten zu interessiren

weiß, wird die Palme gereicht. Die Denker unterscheiden mehrere Gattungen von Interesse: Mitleid, Bewunderung, Schrecken. Mitleid entsteht in uns bei Betrachtung des Unglücks; Bewunderung durch Heldenmuth; Schrecken durch Verbrechen oder die Geißel des Schicksals. Auch hierüber sind alle Stimmen einig. Wir müssen uns also nur noch über die Art und Weise, diesen Zweck zu erreichen, oder wenigstens ihm so nahe als möglich zu kommen, mit einander verstehen.

Ein Trauerspiel ist die Darstellung einer heroischen Handlung — (diese Definition lassen die Deutschen nicht gelten: ein Trauerspiel ist ein Launenspiel des Fatums) — es beginnt mit einer Exposition, sonst würde man nicht wissen, wovon die Rede sei; durch die Exposition lernt der Zuschauer alle die Personen kennen, welche in die Handlung verwickelt werden sollen; sie werden ihm vorgeführt, oder es wird von ihnen erzählt; er durchschaut ihren Zweck, erfährt, welches verschiedene Interesse sie veruneinigt, welche Leidenschaft sie beseelt, und so schlägt er sich im Voraus zu einer oder der andern Partei. Dann werden ihm die eintretenden Hindernisse gezeigt, und auf welche Weise die kämpfenden Parteien einander zu schaden suchen; diese Verlegenheiten müssen von Augenblick zu Augenblicke wachsen, und mit ihnen die unruhige Neubegier der Zuschauer; gewöhnlich erfolgt dann eine Veränderung der Lage, und die Hoffnung tritt auf einen Augenblick an die Stelle der Furcht, oder umgekehrt; endlich kommt die Entwickelung, und, damit das Interesse nicht vermindert werde: so muß

diese entweder ganz unerwartet sein, oder doch durch ein Mittel bewirkt werden, welches Niemand vorausgesehen hatte. Es gibt kein Theater auf der Welt, und wäre es bei den Hottentotten, wo der Dichter nicht alles dies beobachtete, so gut er vermag. Warum? weil es der nothwendige Gang aller Handlungen und Begebenheiten des menschlichen Lebens ist, welchen sich Schwierigkeiten entgegen stellen, und weil, wenn sie deren nicht fänden, sie auch nicht verdienten, Aufmerksamkeit zu erregen.

Woher denn nun aber der Zwist, der zwischen beiden Melpomenen obwaltet? Daher, daß man von der einen Seite die Regeln der drei Einheiten befolgen will, die man als eine sehr weise Uebereinkunft betrachtet, welche zwar das Vorschreiten verstatten, aber das Verirren hindert; während man von der andern Seite behauptet, das Genie kenne nur seine eigenen Gesetze, und weder die von den Alten erfundenen Regeln, noch die von den Neuern aufgestellten Beispiele, dürften es beengen oder auch nur leiten; die Natur sei das einzige Gesetz, dem es folgen, der einzige Gesetzgeber, den es hören müsse; die Gängelbänder ziemten dem Beflügelten nicht. Alle diese Gründe sind ohne Zweifel sehr stark, aber — man lese Schiller und man lese Racine. — (Ja wohl, man lese beide. Uns Deutschen kommt es so vor, als ob diese Probe nur zu unserm Vortheile ausfallen könnte.) —

Man muß nie von der Natur abweichen, sagen die Deutschen. Die Franzosen geben das zu; allein sie fragen hier wiederum: ob man die Natur in allen ihren Einze-

heiten zeigen müsse? Jene wollen Alles darstellen, was mit dem Gegenstande verbunden ist (tout ce qui tient au sujet), diese nur Alles, was aus dem Gegenstande entspringt (tout ce qui nait du sujet) — (Wortklauberei).

Man sieht gleichsam Maler von verschiedenen Schulen vor sich, welche dieselbe Begebenheit aus der Geschichte darstellen wollen; der Eine bildet sich ein, je mehr Einzelheiten er der Natur gewissenhaft nachbilden werde, je mehr werde sein Werk an Wahrheit und folglich auch an Vollkommenheit gewinnen; der Andere hingegen meint, es komme nicht darauf an, diese oder jene Gestalten sich zum Muster zu nehmen, sondern eine Handlung zu malen, und er dürfe die Aufmerksamkeit auf dieselbe durch nichts zerstreuen; folglich werden seine Gestalten keine Portraite sein, sondern einen Charakter, eine Leidenschaft ausdrücken; sie werden sich in einer, dem Antheile, den sie an der Handlung nehmen sollen, gemäßen Lage befinden; kurz, der Maler wird die Person zeigen, wie sie ihm vorschwebte (comme il le conçoit) und sich mit den kleinlichen Details gar nicht abgeben, welche, nach seiner Meinung, blos dem Portraitmaler geziemen; und in der That, je mehr solche Einzelheiten jene liefert, je mehr leidet das Ganze darunter. Wollt ihr die Schmiede von Lemnos zeigen, so verbergt einen Theil der Cyclopen hinter den übrigen; denn man will nicht einen jeden Einzelnen, man will nur die Gruppe sehen, weil ihre verschiedenen Bewegungen, ihre kontrastirenden Stellungen, die Blasebälge, die Zangen, die Hammer, Einstimmigkeit und Thätigkeit der Arbeit ver-

künden. Hier tritt ungefähr der Unterschied ein, zwischen dem der ganz in der Nähe, und dem der von oben herab sieht. In der Nähe sieht man freilich Alles, aber zu deutlich (trop à loisir), und das Ganze entgeht dem Auge; von oben herab sieht man die Gruppe besser, man unterscheidet aber nur die merkwürdigsten Gegenstände und bekümmert sich auch nicht um die Einzelheiten, welche die Entfernung dem Auge entzieht. Wir denken, wir Franzosen nämlich, daß der Dichter sich in demselben Falle befindet, daß er von einem höhern Standpunkte herabschauen, und den Zuschauer auf diesen seinen Standpunkt hinauf ziehen müsse.

(Alles das wird von Deutschen keineswegs widersprochen werden; aber Boufflers hätte uns Beispiele anführen sollen, wo unsere guten Dichter blos Portraite gemalt hätten. Es gibt Einzelheiten, auch in historischen Gemälden, welche gar nicht außerordentlich sind. Eine Einzelheit, z. B. die als Charakterzug hervortritt, hört dadurch auf, eine Einzelheit zu sein und verbindet sich innig mit dem Ganzen. Wenn Schiller's Jungfrau sich den Helm aufsetzt, oder wenn der Tirann im Gustav Wasa von den Speisen, die man ihm bringt, zu kosten befiehlt, u. dgl. m., so sind das Pinselstriche, die den Charakter andeuten und zur vollständigen Zeichnung desselben gehören. Eben das gilt von den Leidenschaften. Die Einheit der Handlung beobachten gute deutsche Dichter eben so genau als die Franzosen; aber es scheint nicht immer so, weil sie manche kleine Nebenhandlungen doch nur deswegen anführen

um die Charaktere und Leidenschaften klar hervor treten zu lassen. Wenn zum Beispiel der Prinz in Emilie Galotti dem Camillo Rota Audienz ertheilt, um ein Todesurtheil hastig zu unterschreiben, so ist das ein Detail, wie Boufflers es nennt, welches mit der Haupthandlung in keiner Verbindung steht, und in der That würde ein französischer Dichter den Camillo Rota ganz weggelassen, und den Akt mit einem prächtigen *Monolog* des Prinzen geschlossen haben, in welchem dieser seine Leidenschaft *erzählt* haben würde, da Lessing hingegen die Heftigkeit derselben durch eine Nebenhandlung verrathen ließ. Welches das Bessere sei, darüber herrscht wohl unter Deutschen nur Ein Glaube. Kurz, wir lieben die chinesischen Bilder *ohne Hintergrund* nicht, wo die Personen in der Luft stehen.) —

Die drei Einheiten, welche Aristoteles und Alle, die nach ihm geschrieben haben, so sehr empfehlen, sind offenbar unverträglich mit gehäuften Details, und scheinen deswegen den deutschen Tragikern eben so viele Steine des Anstoßes, welche aus dem Wege zu räumen sie für erlaubt halten, und man muß bekennen, daß, wenn wir auch unwidersprechliche Autoritäten für uns haben, und Muster, die nichts zu wünschen übrig lassen, sie hingegen Gründe für sich anführen, welche wir, in der Theorie, nur schwach zu beantworten im Stande sind.

Indessen werden sie doch nicht wagen, die Fahne des Aufruhrs gegen Aristoteles so hoch zu erheben, daß sie auch von der *Einheit der Handlung*, den wichtigsten 'er den drei Einheiten, sich loswickeln sollten; aber sie

scheinen zu vergessen, daß die Alten diese Einheit unter mehrern guten Gründen, auch darum festsetzten, damit die Handlung gedrängt sein möchte (ad eventum festina). Hier ist es, wo der Dichter sowohl als der Maler sich erinnern muß, daß das Geheimniß der Wirkung großentheils in Aufopferungen besteht. (Sehr wahr!) — Auf allen Theatern der Welt wird die Entwicklung stets die Neubegier des Zuschauers besonders reizen; je näher die Entwicklung rückt, je hastiger muß er nach ihr verlangen; und in dem Maße, wie dieses Verlangen heftiger wird, muß auch der Dichter eilen (ad eventum festina). Soll also der Gang des Stückes zögern, so muß das durch eintretende Hindernisse und nicht durch Nebendinge veranlaßt werden — (wer hat daran gezweifelt?) — sonst begeht der Dichter einen Fehler, und solche Fehler werden fast immer hart gezüchtigt. Indem ich den deutschen Schriftstellern diese ängstliche Besorgniß vorwerfe, nichts hinter sich zu lassen, was ihnen, wenn nicht gerade nothwendig, doch von einiger Wichtigkeit scheint, so bekenne ich doch, daß oft große Schönheiten daraus entsprungen sind; aber wenn man von einem dringenden Interesse bewegt und gequält wird, so ist die Schönheit, welche uns auffällt, keine Schönheit mehr für uns, und bliebe sie es doch, so wäre das nur ein Beweis, daß das Hauptinteresse nicht lebhaft genug gewesen. — (Lauter Dinge, die kein Deutscher widersprechen, aber auch nicht zugeben wird, daß sie auf seine guten Dic[illegible] anwendbar sind.) —

Untersuchen wir jetzt die beiden andern Einheiten. Hier möchte es scheinen, daß die Verfechter der dramatischen Freiheit mehr im Vortheil wären. Die Einbildungskraft, diese fruchtbare Mutter alles dessen, was uns reizend erscheint, diese flüchtige Bewohnerin aller Orte fast zugleich, muß sich, bei der Einheit des Orts, allerdings sehr beengt fühlen. Statt sich in jedem Augenblick jedes Herumschweifen zu erlauben, muß sie gleichsam gefangen auf einem Platze stehen, um von da aus eine und dieselbe Begebenheit sich vorbereiten, nach und nach vorschreiten, zurück weichen, wieder kommen und endigen zu sehen. Könnte man diesem strengen Gesetze nicht das tägliche Beispiel unserer lyrischen Tragödien entgegen stellen, wo der Schauplatz sich alle Augenblicke verändert, ohne daß irgend Jemand es anstößig findet? So groß auch der Raum sein möge, den man in einem Nu durchfliegen muß, die Einbildungskraft widerstrebt nicht, die Unendlichkeit ist für sie nur ein Schritt; so verschieden auch die Gestalten und Ansichten sein mögen, sie findet es nicht unmöglich, ja sie weiß und thut mehr als alle Dekorateurs; sie billigt Alles, wenn sie nur immer diejenigen Personen und Sachen wieder findet, mit denen sie beschäftigt ist, wenn nur dieselbe Handlung an den verschiedenen Orten sich fortspinnt, und der Faden nicht zerreißt, weil er zu ausgedehnt war.

Aber was in der Oper sich schickt, ist unschicklich in der Tragödie. — (Warum?) — Jene bedarf der Wunder — (warum?) — diese fürchtet alle Unwahrscheinlichkeiten.

Aber Boufflers hat ja schon zugegeben, daß die Ein-

bildungskraft nichts Unwahrscheinliches darin findet? oder dürfen wir die Einbildungskraft nur in die Oper mitbringen?) — Jene will vor allen Dingen nur den Sinnen und der Einbildungskraft gefallen, welche letztere gleichsam eine Strahlenbrechung der Sinne ist. (?) Diese hat zum Zweck, den Geist zu interessiren, die Vernunft zu beschäftigen, edle Bewegungen in der Seele zu erwecken, und nützliche, tiefe Eindrücke darin zurück zu lassen.

(Daß beides vereinbar sei, haben Schiller und andere durch ihre Meisterwerke bewiesen.)

Um diesen erhabenen Zweck zu erreichen, mußte man alle Mittel aussuchen, um Zerstreuungen zu vermeiden, und man muß gestehen, daß der Anblick der unveränderten Umgebungen Vieles dazu beiträgt; dann sammelt sich der Geist wie die Lichtstrahlen in einem Brennglase. Es wäre also wohl möglich, daß diese, für die Dichter oft so drückende Einheit des Orts, von den Gesetzgebern der Bühne als ein Mittel betrachtet worden wäre, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu concentriren, eine sehr weise Vorsicht schon an sich, und besonders für uns Franzosen, die wir uns selbst anklagen, flüchtiger zu sein (plus légères) als die Deutschen, und die wir diesen Fehler mit den Atheniensern gemein haben. —

(Zugestanden, daß die Einheit des Orts die Aufmerksamkeit leichter fessele, so kann die Verletzung desselben doch kein Fehler sein, wenn der Dichter Kraft genug in sich spürte, dieses Nothbehelfs — wozu Boufflers selbst durch seine Erklärung sie macht — nicht zu bedürfen, u

wenn er, wie Schiller, es wirklich beweist, daß er desselben entbehren konnte. Wessen Aufmerksamkeit erschlafft wohl in der Jungfrau von Orleans?) —

Die Einheit der Zeit liefert der Vermittlung etwas Unbestimmteres, dem Streite mehr Unterworfenes und schwerer zu Entscheidendes, als die Einheit des Orts. Die Einbildungskraft freilich kehrt sich eben so wenig an die Grenzen der Zeit als an die des Raumes; denn die Dauer steht immer im Verhältnisse mit dem Raume, alle ihre Phänomene scheinen sich auf einander zu beziehen, und durch geheimnißvolle Gesetze mit einander verbunden zu sein; Jedes ist gewissermaßen der Anzeiger (l'indicateur) des Andern. Indessen kann man doch auf der Bühne eher vom Raume abstrahiren als von der Zeit. Eine blitzschnelle Verwandlung, die, ohne daß ich meinen Platz verlasse, mich vom Aequator zum Pole, von Mexiko nach China versetzt, ertrage ich leicht; aber man möge es anfangen, wie man wolle, nimmer werden meine Augen sich daran gewöhnen, in derselben Stunde einen Jüngling zum Manne reifen zu sehen. Es war hier eine Uebereinkunft zu treffen, der Dichter bedurfte mehr Zeit, als der Zuschauer verwilligt; allein, wo ist die Grenze? — Ist man darüber noch nicht einig, so sollte man doch darüber einig werden, und da man, wie ich glaube, jetzt streitsüchtiger geworden ist, so würde vermuthlich der Zwist nie enden. Darum laßt uns den Alten danken, daß sie uns die Verlegenheit erspart haben, und laßt uns die Richtigkeit ihrer

Ansichten nach den Meisterwerken der Griechen und Römer beurtheilen. —

(Vor allen Dingen laßt uns über den Geschmack nicht streiten. Jede Nation hat den ihrigen und wird ihn behalten, trotz aller gräcisirenden Franzosen oder Deutschen. Boufflers hat nichts Neues gesagt, und es läßt sich auch nichts Neues darauf antworten. Der Streit über die Einheiten wird noch oft erneuert, aber wohl nie beiden Parteien genügend entschieden werden. Wir haben die Einheiten so lange beobachtet, bis ein Genie unter uns aufstand, welches durch eine, die Vortheile der Einheiten weit überwiegende Kraft sie uns vergessen machte. Die Franzosen werden sie so lange beobachten, bis auch unter ihnen ein solches Genie auftreten wird.)

Alte Urtheile über die Franzosen.

Wie doch eine Nation sich verändern kann! — man erstaunt, wenn man liest, daß ihr eigener Landsmann Commines vor alten Zeiten sie folgendermaßen beurtheilte:

»Sie werden nur zu Spiel und Possen erzogen. In Kleidung und Reden sind sie höchst leichtsinnig, bekümmern sich weder um ihre eigenen, noch um die Volksangelegenheiten, sondern schieben alles auf ihre Vertrauten (in familiares omnia rejiciunt). Wenn auch dann und

wann einmal einer aus der Schlafsucht erwacht, so kommt er zu spät und die Gelegenheit ist entschlüpft" *).

Jetzt kann man den Franzosen fürwahr nicht mehr vorwerfen, daß sie zu spät kommen, obgleich Viele wünschen, daß sie ganz ausbleiben möchten. Uebrigens gestand man schon in jenen Zeiten — es sind nun dreihundert Jahre und darüber — ihnen den Vorzug einer feineren Ausbildung, einer höflichen Geschmeidigkeit zu, verband aber gar gehässige Begriffe damit, die man zu Ludwig's XI. Zeiten aus ihren Unterhandlungen, Traktaten und ihrem ganzen Benehmen geschöpft hatte. Ein englischer Gesandter auf dem Reichskonvente zu Koblenz 1492 drückte sich darüber so aus: »Das schlechteste Unterpfand, das ein Franzos in seinem Hause hat, ist dessen Treue und Glauben; was er verspricht, ja was er beschwört, geschieht immer trüglich; er hält nur so viel davon, als ihm beliebt, da doch selbst Türken und Saracenen Treue und Glauben halten."

Freilich ist das Urtheil eines Engländers, wenn es seine ewigen Feinde, die Franzosen, betrifft, von keinem

*) Sic enim hodie complures instituuntur, quasi ad ludum essent facti et jocum. In vestitu et omni sermone nihil moderate faciunt aut prudenter — de negotiis aut suis aut populi non cognoscant ipsi, verum in familiares omnia rejiciunt. — Si quis est aliquando, qui forte tanquam ex veterno expergefactus animum rebus gerendis adjiciat, hoc vero admodum fuit amissis propemodum occasionibus.

Gewichte; aber sogar Kaiser Maximilian erlaubte sich eine ähnliche Sprache in öffentlichen Manifesten; zum Beispiel lese man folgende bittere Naivetät: »Sie singen höher dann genotiret, sie lesen anderst dann geschrieben, sie reden und sagen anderst dann ihnen im Herzen ist.« (Siehe Goldast, Reichshandlungen T. II. p. 55.)

Alle diese Vorwürfe gelten heutiges Tages nicht mehr, da bekanntlich jetzt nichts zuverlässiger ist, als das Wort eines Franzosen.

Rudolph von Habsburg.

Es gibt wohl keinen unter den Lesern der Biene, dem dieser große Mann und Gründer des österreichischen Hauses nicht bekannt wäre; auch bin ich gar nicht gesonnen, das Bekannte zu wiederholen; nur einige kleine Merkwürdigkeiten, ihn betreffend, und weniger im Umlaufe bei der Gelehrsamkeit scheuenden Lesewelt, hebe ich aus. Dahin gehört ein geheimes Schreiben des Bischofs Bruno von Olmütz an den Papst Gregor X., in welchem er, gleich nach Rudolphs Kaiserwahl, die damalige Lage von Deutschland schildert, und sich über den neuen Kaiser folgendergestalt ausdrückt *):

»Es scheint fast, als ob die geistlichen und weltlichen

*) Bei Rainaldi zum Jahr 1273.

Fürsten die kaiserliche Macht schon verabscheueten. Sie wünschen zwar, durch die Gnade des heiligen Geistes, einen gnädigen Kaiser zu besitzen, wie auch, durch die eingeborne Weisheit Gottes, einen weisen Kaiser zu erwählen; aber sie läugnen gleichsam die dritte Person in der Gottheit, nämlich die Macht (Gott den Vater), da doch Wissen und Wollen, ohne das Können, wenig nützt, und nichts ersprießlicher scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch dann und wann ein wenig gemißbraucht wird.»

Im Lateinischen klingen die letzten Worte sehr artig: etiamsi aliquantulum malignari vellet. Ach ja! das aliquantulum wollten wir uns wohl gefallen lassen; aber — aber —

Uebrigens ist sehr bemerkenswerth, daß der letzte deutsche Kaiser aus dem österreichischen Hause gerade dasselbe Schicksal erfuhr wie der erste: »Daß nämlich die geistlichen und weltlichen Fürsten die kaiserliche Macht schon verabscheuten;» nur mit dem großen Unterschiede, daß sie damals keinem fremden Kaiser sich unterwarfen, wovon ein gewisses deutsches Vorurtheil sie abhielt, welches nun verschwunden ist.

Wenn ein Mann aus unberühmtem Geschlechte einen Thron besteigt — und gar einen Kaiserthron: — so setzen alsobald eine Menge Federn sich in Bewegung, um zu beweisen, daß er von hochberühmten Vorfahren abstamme, wenn gleich zuvor es Niemand ahnete. Man kennt das eitle Bemühen unserer Zeiten, dem Helden unserer Tage

Gott weiß welchen erhabenen Ursprung anzudichten, und wäre nur etwas damit zu verdienen, man würde solche Träume noch täglich lesen. Da aber Napoleon der Große seinen Stammbaum nur auf sein gezücktes Schwert gegraben hat, und von keinem andern wissen will: so schweigen endlich die Genealogien-Fabrikanten. Anders dachte Kaiser Maximilian der Erste, der ein großer Liebhaber von Stammbäumen war, und folglich auch reichlich damit bedient wurde.

Eine ganz besondere Ehrsucht herrschte damals unter den Deutschen; jedes vornehme Geschlecht wollte von Römern abstammen, zum Beispiel: die Hohenzollern aus der columnesischen Familie, die Hohenlohe aus der flaminischen u. s. w., folglich mußte auch für Rudolph von Habsburg ein römischer Ursprung ausgemittelt werden, und er fand sich bald in der anicischen Familie, aus welcher er mittelst der perleonischen abstammen sollte. — (Wer weiß, ob nicht nach einigen Jahrhunderten — vielleicht auch schon jetzt — die Deutschen ihre Ehre darin suchen werden, von Franzosen abzustammen; und wirklich mag das französische Blut schon jetzt in vielen deutschen Adern fließen, nur nicht das vergossene ersetzen.)

Andere stiegen, um einen würdigen Ahnherrn für Rudolph zu finden, bis zu den fränkischen Königen aus dem merovingischen Stamme hinauf, und nannten einen Prinzen Sigebert. Andere brachten ihn in Verwandtschaft

mit Karl dem Großen durch einen Sohn des Königs Lothar. Dies letztere gefiel dem Kaiser Maximilian am besten, und dabei blieb es also bis in das siebzehnte Jahrhundert, wo man sich nicht schämte — Ansprüche darauf zu gründen, um die Bourbons vom französischen Throne zu verdrängen. Da bewiesen französische Gelehrte, daß Rudolph von einem elsassischen Grafen Gunthram, und dieser wiederum von einem alemannischen Herzoge Ethico abstamme, der im siebenten Jahrhunderte lebte. Dabei ist es vor der Hand wiederum geblieben. Gewißheit ist nie zu erlangen; denn wie oft soll man es den Ahnensüchtigen wiederholen: daß die Familiennamen erst vor sieben bis achthundert Jahren gebräuchlich wurden, — und es also fast unmöglich ist, tiefer in die Nacht der Vorzeit zu dringen. In Urkunden kommt der Name Habsburg nicht früher als im Jahre 1114 vor, und war, nach damaliger Gewohnheit, von dem Schlosse Habsburg im Argau entlehnt, welches ein Bischof von Straßburg hundert Jahre vorher gebaut hatte.

Rudolph war Vater von sechs Töchtern, um welche, nach seiner Erhebung, die mächtigsten Fürsten freiten. Die eine derselben hatte den Muth, sich mit dem Pfalzgrafen und Herzoge Ludwig von Baiern zu vermählen, der bereits ein gräßliches Beispiel von der Wuth der Eifersucht gegeben hatte. Seine erste Gemahlin nämlich, eine Prinzessin von Brabant, unterhielt ein geheimes Liebesverständniß mit einem Raugrafen. Einst hatte ihr Gemahl Geschäfte in der Pfalz; sie war zu Hause geblieben und benutzte die

Zeit, um an ihren Geliebten zu schreiben, doch brach sie dieser süßen Beschäftigung noch ein Viertelstündchen für den Eheherrn ab, schrieb auch an diesen, und versiegelte beide Briefe, den an Ludwig mit rothem, den an den Raugrafen mit schwarzem Wachse. Zum Ueberbringer wählte sie einen des Lesens unkundigen Boten, der aber doch schwarz und roth ganz wohl unterscheiden konnte, und den sie bittend warnte, die Briefe ja nicht zu verwechseln.

Das geschah aber doch, aus Dummheit oder Bosheit. Der Pfalzgraf wüthete. — An dem Boten ließ er seine Wuth zuerst aus, er stieß ihn auf der Stelle nieder; dann flog er nach Donauwerth, dem Aufenthaltsorte der unglücklichen Prinzessin, durchstach den Schloßhauptmann, die Frau Oberhofmeisterin und noch eine andere Hofdame, und ließ seine Gemahlin durch Henkershände öffentlich enthaupten.

Im Grunde soll sie unschuldig gewesen sein, ob man gleich bekennen muß, daß die Briefgeschichte sehr verdächtig aussieht. Allein man hielt sie damals doch fast allgemein für unschuldig, und die Begebenheit empörte die Gemüther sowohl des hohen als niedern Adels, zumal da sie keine weitern Folgen hatte, als daß Ludwig den Beinamen der Strenge bekam, und auf Befehl des Papstes ein Kartheuserkloster stiften mußte. Indessen war ihm doch selbst dabei nicht wohl zu Muthe; er zitterte vor der Rache eines neuen Kaisers, und darum verkaufte er seine Stimme an Rudolph von Habsburg nur für die Zusicherung, dessen Tochtermann zu werden.

Die armen Prinzessinnen! sie haben so oft das Schicksal der jungen Athenienser, die man nach Creta schickte, um dem Minotaurus geopfert zu werden. Der politische Minotaurus verschlingt die lieblichsten Fürstentöchter.

Virgil, der Zauberer.

Daß Virgil durch seine Verse schon viele Generationen bezaubert hat, ist bekannt; daß er aber im dreizehnten Jahrhunderte wirklich für einen ganz gemeinen, wiewohl sehr furchtbaren Hexenmeister galt, und daß seinen Knochen die wunderbarsten Zauberkräfte zugeschrieben wurden, das wissen wohl nur Wenige.

Ein berühmter deutscher Prälat, Bischof Konrad von Hildesheim, hat in einem seiner Briefe, den er zu jener Zeit aus Italien an den Probst von Hildesheim geschrieben *), der Nachwelt diese Wunder aufbehalten. Virgil war, nach diesem Märchen, der Erbauer der Stadt Neapel. Vermuthlich wurde damals die Gegend von Neapel sehr von Schlangen belästigt; denn Virgil fand für nöthig, sämmtliche Schlangen aus der ganzen Nachbarschaft in ein Loch zu sperren, und dieses Loch durch eine eiserne Pforte zu verschließen. Die ehrlichen Deutschen, die damals eben so leichtgläubig waren, wie heutzutage, waren so fest davon überzeugt, daß, als Heinrich VI. die Mauern und

*) Apud Arnold. Lubecc.

Thore von Neapel niederreißen ließ, kein Wagehals unter seinem Heere war, der Hand an diese Pforte legen wollte, aus Furcht, die eingesperrten Schlangen möchten hervorzischen. — Ferner wurde vom Hexenmeister Virgil erzählt: er habe ein Schlachthaus erbaut, in welchem, in den heißesten Sommertagen, das Fleisch sechs Wochen lang sich frisch erhalte. Gegen den Vesuv habe er einen Mann von Erz mit gespanntem Bogen aufgestellt; als ein Bauer den Bogen abgedrückt, sei der Pfeil in den Berg gefahren, und seitdem speie der Vesuv Feuer. Da in den neuesten Zeiten alle Versuche des heiligen Januarius, den Krater des Vesuv zu verstopfen, mißlungen sind, so muß wohl Virgil noch immer mächtiger sein, als dieser Heilige.

Der Sänger des Virgil muß auch wohl ein Mann gewesen sein, den, wie man zu sagen pflegt, die Mücke an der Wand ärgert; denn er soll auch eine Mücke von Erz über einem der Stadtthore angeheftet haben, und so lange diese unbeschädigt geblieben, hat keine Mücke wagen dürfen, in Neapel zu summen.

Endlich erzählt auch der Bischof: Virgil's Grab befinde sich in einer nahen, überall vom Meere umgebenen Burg. So bald man es wage, die Gebeine an die freie Luft zu bringen, so schwärze sich der Himmel, der Sturmwind heule und die Wellen brausen.

Eine Bemerkung bei Lesung der Biographie Johannes von Müller's.

(In der Minerva.)

Der vortreffliche Verfasser dieser Biographie, der gewiß durch dieselbe die wenigen noch übrigen Deutschen sich zu den wärmsten Freunden gemacht hat, sagt unter andern: Müller habe die Geschichten der Schweizer zunächst für den Bürger und Landmann ohne Citaten geschrieben. »In dem neuern Hauptwerke,« fährt er fort, »ist das bekanntlich anders: Noten, zum Theil ausführliche, geben sämmtliche Belege mit Recht, obwohl die Alten keine Noten schrieben —« Dieses mit Recht möchte doch wohl so ausgemacht noch nicht sein. Der Herausgeber der Biene hat in seiner preußischen Geschichte gewagt, von diesem, zwar allgemeinen, doch für jeden Leser, der nicht blos lernen, sondern auch angenehm unterhalten sein will, äußerst beschwerlichen Gebrauche abzugehen, und er hat die Freude gehabt, daß Johann von Müller selbst sein Wagestück gebilligt. Denn folgendes schrieb der große Mann an ihn, nicht lange vor seinem Tode (am 7. April 1809):

»Die Stellung der Citate hat ihr Gutes, eben wie auch ihre Unbequemlichkeit; ich glaube jedoch, daß das Gute überwiegt, und gedenke bei erster Gelegenheit eben diese Form zu brauchen.«

Da Müller in den letzten Tagen seines Lebens von ·len verkannt, und eines unmännlichen Wechsels der

Gesinnungen beschuldigt worden: so hält der Verfasser der preußischen Geschichte, den Müller mit seiner Freundschaft beehrte, es für Pflicht, ein helleres Licht auf jene Gesinnungen zu werfen, indem er diejenigen Stellen der preußischen Geschichte citirt, welche Müller in jenem Brief als besonders lobenswürdig auszeichnete, und einige Mal sogar mit enthusiastischen Ausrufungen begleitete. Er wagte es freilich nicht, sie näher als durch Angabe der Pagina zu bezeichnen; allein beim Nachschlagen sieht man sogleich, daß der königliche westphälische Staatsminister von Müller noch immer derselbe Müller war, der 1786 schrieb: »In Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen Friedens, wo, statt plötzlicher Ausrottung, jährlich neue Lasten willkürlicher Auflagen und immer tiefere Erniedrigung freien Männern obschweben; dahin, in einer Zeit, wo man Alles besorgen und vor nichts erschrecken muß, dahin seid ihr gekommen.« — Die Citate sind im zweiten Bande pag. 47, 66, 236. Im dritten pag. 35, das Ende des Kapitels, und pag. 215. — Müller's Verehrer werden mir diese Verlautbarung Dank wissen; meine Verleumder hingegen (das heißt, beinahe ein Jeder, der die Feder ansetzt, um über mich zu schreiben) werden sie, wie gewöhnlich, als Eitelkeit auslegen, und mit hämischen Anmerkungen à la Buchholz begleiten. Das Vergnügen, einen Beitrag liefern zu können, wodurch der Charakter eines der letzten deutschen Männer gerechtfertigt wird, soll mir auch diese, wie so manche andere Unbill ertragen helfen.

ein Knecht.» — Das besonders den Damen das Kleider- und Modewechseln sehr willkommen war, versteht sich von selbst. Spannnenberg in seinem Adelsspiegel ruft aus: »Ist's, daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, so darf sich manche einen Tag wohl dreimal umkleiden, und solches etliche Tage an einander; jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch.» — Das letztere scheint den guten Spangenberg am meisten verdrossen zu haben. Wie würde er sich wundern, wenn er einen Blick auf die heutige Welt thun könnte, in der man sich nicht blos französisch kleidet, sondern auch französisch ißt und trinkt, französisch denkt und handelt.

Uebrigens möchte wohl die Mode (wenn sie zurück kehrte) des öftern Umkleidens in verschiedene Völkertrachten unsern Schönen nicht allein willkommen, sondern auch sehr vortheilhaft sein. Diejenige, die als Griechin etwa nicht gefiele, würde als Chineserin entzücken; und wenn als Russin ihre geschminkten Wangen keine Eroberung machten, so könnte sie den Schleier der Türkin versuchen. Auch die Männer würden sich bei dem steten Reize der Neuheit wohl befinden, und gern bei der Mittagstafel zwischen Französinnen sitzen, Nachmittags mit Otaheiterinnen tanzen, nnd Abends mit Indianerinnen zu Bette gehen.

Es war aber nicht blos der öftere Wechsel der Frauenzimmerkleidung, welcher manchem wackern Ehemanne da- 's Sorge machte, sondern auch die Kostbarkeit der-

selben. Die oben erwähnte Braut des Herzogs Georg, die Prinzessin Hedwig, trug ein Gewand von rothem Atlas, über und über mit Perlen und Blumen gestickt, in jeder Blume köstliche Edelsteine; auch ihr hohes Koller (Kragen) strotzte von Perlen. Ihr Haupt zierte eine Krone von Perlen und Diamanten, und unter der Krone »hing ein dünnes Tuch (ein Schleier) bis über die Augen, doch so, daß man die Augen sah, und hatte auch ein kosterliches Halsband, und ging aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und dazu gerad und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen.» — Dieses hübsche Mensch wurde vom Kaiser geführt, der in Scharlach und Gold gekleidet, und dessen Gewand gleichfalls mit Perlen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren wie besäet war, auch trug er um den Hals ein sehr kostbares Kreuz von edlen Steinen. Er führte die Braut bei der rechten Hand, die linke gab sie dem Herzoge Otto, der einen braunen kurzen Rock trug, »das halb Theil des Rocks war aller gestickt mit Perlen.» Des Bräutigams linker Ermel war von Perlen und die Worte darauf gestickt: In Ehren liebt sie mich.

Dieser gediegene Luxus nahm so sehr überhand, daß der fränkische, schwäbische, baierische und rheinische Adel sich endlich genöthigt sah, auf dem Turniere zu Heilbronn im Jahre 1485 die Uebereinkunft zu treffen, daß keine Frau oder Jungfrau, die beim Turniere erscheinen würde, mehr als drei oder vier Geschmück Röck haben solle, und sel-

unter diesen sollte kein gülbin Stück oder ganz Perlein Röck sein. (Es war also so weit gekommen, daß man Kleider von lauter Perlen zusammen setzte.) Diejenige, die wider diese Verordnung handelte, sollte im Turniere den Dank nicht austheilen dürfen und der Ehre des Vortanzes beraubt sein. (Diese Strafe hatte sicher ein Weiberkenner vorgeschlagen; denn es gibt wohl wenige Dinge auf der Welt, die einen so großen Reiz für Damen hätten, als der Vortanz.)

Auch den Männern wurde untersagt, gülbin oder silberin Stück zu tragen, ausgenommen zu Wämsen (Gillets). Keiner, der nicht Ritter oder Doktor war, durfte geschlagen Gold, oder Ketten, oder Perlen öffentlich zeigen. (Dem Doktor Merkel wäre es also unverboten gewesen, zumal da er sich auch alle Mühe gibt, bald an diesem bald an jenem zum Ritter zu werden.)

Es ist sonderbar, daß gleich nach der großen Pest, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, Pracht und Wohlleben sich plötzlich mehrten, weil die übrig Gebliebenen nunmehr das reiche Erbe der Verstorbenen verpraßten. Die Limburger Kronik sagt: »Da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein und machten die Mann neue Kleidung u. s. w.» Damals kamen die kurzen Röcke und die langen Schnäbel an den Schuhen auf. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeschnitten, also daß man ihnen die Brust beinahe halb sahe.» (Das scheint dem ehrlichen Kroniken-Schreiber etwas anstößig gewesen zu

sein; was würde er sagen, wenn er jetzt die Brust beinahe ganz sähe und den Rücken dazu?)

Die Narren.

Jetzt, da ganze Nationen zu Narren geworden sind, oder wenigstens für Narren gehalten werden, ziehen die einzelnen Narren nicht mehr herum, und die Hofnarren, nämlich die, welche wirklich Kappen trugen, sind verschwunden. Jammerschade! denn bekanntlich waren sie keiner Censur unterworfen, sie durften sagen und vermuthlich auch schreiben, was sie wollten, und die Wahrheit, die jetzt eine weit schlimmere Kontrebande ist, als die englischen Waren, durfte ohne Bedenken an den Höfen erscheinen, wenn sie nur keine andere Musik als Schellengeklingel mit sich führte. Die Narrheit war ein herrlicher Nahrungszweig, deswegen fing man an mit so vielem Eifer sich auf diese freie Kunst zu legen, daß der Narren endlich gar zu viele wurden. Denn es gab nicht blos wirkliche Hofnarren, sondern auch eine große Menge Titular-Hofnarren, das heißt solche, die, sans comparaison, wie an unsern Höfen die Kammerherren, von irgend einem Fürsten mit dem Titel Hofnarr begnadigt wurden, aber keine Besoldung zogen. Indessen wollten sie doch auch von ihrer Narrheit leben, und wurden dadurch den Leuten sehr beschwerlich, die nun einmal keinen Geschmack daran fanden; denn wenn sie recht hungrig wurden, so waren sie im Stande, ihre Possen Jedermann mit Gewalt aufzudringen, und da sie gleichsam die Uniform des Für-

nämlich sein Schild, sein Wapen und Ring, trugen, so durfte man sie nicht mit Kolben lausen. Um diesem Unwesen abzuhelfen, wurde auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1500, von derjenigen wegen, die Narrheit annehmen, beschlossen, daß, wer Lust hätte Narren zu halten, sie auch fein bezahlen solle, damit sie, »andere Leute unbesucht und unbelästigt ließen.« — Ein Donnerschlag für alle Titular-Narren und Närrinnen, denn es gab wirklich auch Frauenzimmer, die sich auf dieses Handwerk legten, da das schöne Geschlecht doch nur dazu geschaffen ist, um den Männern die Narrenkappe aufzusetzen.

Die adelichen Räuber.

Sie sind verschwunden. Gottlob! müßte man hinzusetzen, wenn mit ihnen auch das Rauben verschwunden wäre. Es scheint aber fast, man habe es damit gemacht, wie der Löwe, der den Wölfen das Jagen verbot, damit er allein alles Wild fressen könnte. Die deutschen Edelleute machten es freilich arg. Der päpstliche Nuntius Campanus sagte: ganz Deutschland sei nur eine Räuberbande (Patentissima Germania est et potentissima et nobilissima. Sed ea tota nunc unum latrocinium est) und derjenige der Geehrteste, der am besten rauben könne (et ille inter nobiles gloriosior, qui rapacior). Nun, was das letztere betrifft, so möchte sich wohl in den Sitten nicht viel geändert haben, oder vielmehr, die deutschen Sitten möchten zu europäischen geworden sein.

Aeneas Sylvius verfährt etwas glimpflicher mit den Deutschen, er meint denn doch, es wären nur noch Spuren der alten Raubsucht übrig. Poggius hingegen, der dem Consilium von Kostnitz beiwohnte, sagt: die edlen Deutschen leben auf ihren Burgen, »wovon sich ein großer Theil auf das Rauben legt.» (Quorum magna pars latrocinio deditur). — Peter von Andlo versicherte, daß ihm ein Stich durch das Herz gehe, so oft er diese Worte des Poggius lese, indessen könnte er doch selbst die Wahrheit derselben nicht ganz läugnen. Sogar ein Erzbischof von Kölln baute ein Schloß, und als die von ihm bestellten Wächter fragten: woher sie ihren Unterhalt nehmen sollten, so antwortete er ganz gelassen: »Das Schloß liegt an vier Straßen.» (Quatour viae sunt trans Castrum situatae. Gesta Balduvini ap. Baluz Miscell.)

Einige, die noch ein Rest von Scham belästigte, gaben dem Dinge wenigstens einen gelindern Namen, so wie man auch heutzutage deren mehrere für das Rauben erfunden hat; sie nannten es Reiterei, sich auf Reiterei legen, vom Sattel oder vom Stegreif leben. Man könnte sagen, daß jetzt ganze Heere vom Stegreif leben, indem die Requisitionen und Kontributionen nichts anders wären, als vormals das sogenannte Ranzioniren oder Pfänden, wo man kein anderes Recht hatte, als das der Gewalt; aber ich werde mich wohl hüten, es beweisen zu wollen. Auffallend ist jedoch, daß das Stehlen unter den Räubern für schimpflich geachtet wurde,

gerade wie noch jetzt, weil es Mangel an Kraft voraussetzte. Dadurch wurde ohne Zweifel, damals wie heute, der Grundsatz geradezu angenagelt (affichirt), daß der Gewalt alles erlaubt sei, und durch Gewalt alles rechtlich werde.

Ein Sprichwort.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts machte einst der Markgraf Albrecht von Brandenburg dem Pfalzgrafen Ludwig von Baiern bittere Vorwürfe wegen eines gewissen Horneck, der auch vom Sattel lebte, und den der Pfalzgraf in seinen Schlössern hegte. Vielleicht war das letztere nur ein leeres Gerücht, denn der Beschuldigte entkräftete sich dermaßen, daß er dem Markgrafen in's Gesicht sagte: Er löge als ein Fleischverkäufer, »auch den Degen zuckte und den Markgrafen wollt zerstochen han.« Die Umstehenden warfen sich dazwischen.

Es fragt sich nun, welche Gattung von Fleischverkäufern der Pfalzgraf meinte? Die gewöhnlichen Schlachter sind, wenigstens heutzutage, nicht in dem Rufe einer so außerordentlichen Lügenhaftigkeit, daß sie zum Sprichwort dienen könnten. Vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte von dem, was sie sagen, für eine Lüge halten darf.

Die Vermählung durch Prokuration.

Es ist bekannt, daß die reiche Erbin von Burgund dem Erzherzoge Maximilian nicht allein bereits zugesagt war, sondern daß auch der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, einer der Gesandten des Erzherzogs, das Beilager vel quasi in dessen Namen vollzog. Dabei ging es folgendergestalt her: Die schöne Braut wurde in einem züchtigen Negligee in das Hochzeitbett gelegt, und neben ihr stand die Prinzessin Stiefmutter, Margaretha von York, nebst der Frau Oberhofmeisterin. Dann erschien der Pfalzgraf in einem seltsamen Soldatennegligee, nämlich geharnischt, aber nur am rechten Fuße und am rechten Arme. So legte er sich neben die Braut; ihm zur Seite standen die ehrbaren Räthe, und zwischen das Paar legte man ein entblößtes Schwert. Nachdem sie nun einige Minuten so gelegen und vermuthlich einander nicht einmal angesehen hatten, so standen sie wieder auf und empfingen die Glückwünschungskomplimente.

Es ist schwer zu begreifen, zu welchem Zwecke diese sonderbare, und für eine züchtige Braut gewiß sehr lästige Ceremonie erfunden worden.

Derselbe Maximilian, der sich hier durch einen Andern vertreten ließ, bei einer Gelegenheit, wo man sonst recht gern in Person jede Obliegenheit wahrnimmt, erzeigte im Alter denselben Liebesdienst einem seiner Enkel, an dessen Stelle er sich eine ungarische Prinzessin antrauen ließ. Der Vater dieses schönen blühenden Mädchens war von seiner

Leutseligkeit so bezaubert, daß er wünschte, der Kaiser, der eben Witwer war, möchte selbst sein Schwiegersohn werden; allein dieser antwortete eben so schlau als vernünftig: »Er habe oft von seinem Vater gehört, man könne einen alten Mann nicht höflicher um's Leben bringen, als wenn man ihn berede, ein junges, hübsches Mädchen zu heirathen.»

Die Kirchenvisitation.

(Eine sehr wahrscheinliche Begebenheit. *)

Einleitung.

Unter allen Sorgen auf der Welt, deren fürwahr nicht wenige sind, ist die sogenannte Seelsorge die leichteste und schwerste. Die leichteste, wenn man sie einzeln betrachtet; denn da die Seelen weder essen noch trinken, (ausgenommen in Liefland und Esthland, wo man unter Seele einen Bauer versteht), und folglich hunderttausend Seelen weder eines Brotmagazins noch einer Requisition bedürfen, sondern sich im eigentlichsten Verstande mit Worten abspeisen lassen; und da die Worte in Deutschland, trotz der gewaltigen Theuerung, doch immer wohlfeil bleiben, so kann es, in allen diesen Rücksichten,

*) Auch diese Erzählung ist, gleich der im vorigen Hefte, aus sechs aufgegebenen Worten entstanden, und zwar aus folgenden: Dudelsack, Kanonen, Blumen, Hängeschloß, Ofen, Staarmatz.

durchaus keine leichtere Sorge geben, als die Seelsorge. Aber sie ist auch zugleich die schwerste, weil sie gewöhnlich mit der Nahrungssorge sich verbindet. Die schönen Zeiten sind nicht mehr, wo ein einziges goldenes Kreuz aus dem Mainzer Kirchenschatze sechs hundert Pfund wog, und wo die Priester unter der Last der mit Perlen und Diamanten gestickten Meßgewänder seufzten. Besonders hat Doktor Luther nicht blos die Kirchen, sondern auch die Küchen der Geistlichen reformirt, und die Keller der lutherischen Prediger haben blos in den neuesten Zeiten sich eines Vorzuges erfreut, nämlich dessen, daß sie von den Franzosen nicht ausgeleert werden konnten, weil nichts darin war.

In den englischen Romanen findet man oft der Vikarien erwähnt, die für ein paar Pfund Sterling jährlicher Einkünfte ein halbes Dutzend Kirchenspiele verwalten, und folglich in ihrem Amte kein Brautpaar sicherer kopuliren, als die Seelsorge mit der Nahrungssorge; aber auch in Deutschland, in Sachsen, Thüringen u. s. w. gibt es Landprediger genug, die von jenen Vikarien nicht würden beneidet werden; Pfarreien, wo die baren Einkünfte in zwanzig oder dreißig Gulden bestehen, und wo die Jagdhunde des gnädigen Herrn sich gnüglicher sättigen, als die meist eben so zahlreichen Kinder des Pfarrers. Dennoch träumten Handwerker und Bauern vor vierzig oder fünfzig Jahren von keiner größeren Glückseligkeit, als der, ihre Söhne Theologie studiren zu lassen, um sie nachher als Kandidaten und später im Priesterrocke hungern zu sehen. Deutschland war eben so überschwemmt von Th

logen, als es jetzt von Aerzten überschwemmt ist; Schade nur, daß es damals nicht weniger Sünder gab, und jetzt nicht weniger Kranke gibt.

Unter die Zahl jener geistlichen Hungerhirten gehörte auch der Herr Pastor Hans Leberecht Schaafmilch, der seinen eigenen Namen nie aussprach, ohne daß ihm der Mund voll Wasser lief. Sein Vater war ein ehrlicher Schuster, Peter Schaafmilch, der zwar das Söhnlein zu Fortsetzung des Handwerkes bestimmt hatte (welches in unsern Zeiten ihn reichlich genährt haben würde, da bisweilen eine geringe Stadt zehn bis zwanzigtausend Paar Schuhe liefern muß); der aber zu seinem großen Leidwesen die Entdeckung machte, daß Hänschen kein Genie zum Schuster habe, und folglich besser thun würde, auf einen Pfarrer zu studiren. Das that Hänschen, und vermittelst eines Stipendiums von zehn Thalern und einiger Freitische brachte er es auf der Universität so weit, daß er nicht mehr als drei Fasttage wöchentlich zählte. Gar zu gern hätte er bisweilen die Wahrheit des alten Sprüchleins geprüft: plenus venter non studet libenter (bei vollem Magen studirt es sich nicht gut); aber so weit kam es bei ihm nie, und die Fleischeslüste legten seinem Studium durchaus keine Hindernisse in den Weg. Hingegen ergab sich, zu seinem eigenen Erstaunen, gar bald eine Gelegenheit, ein anderes, nicht minder berühmtes Sprüchlein als völlig falsch zu erproben, nämlich: Sine Baccho et Cerere friget Venus (ohne Bacchus und Ceres friert Venus). Die Ceres lieferte m kaum einige Brosamen von ihrer großen Tafel, und

daß er mit dem Bacchus in irgend einer Bekanntschaft stehe, konnte ihm sein ärgster Feind nicht nachsagen; dennoch fühlte er plötzlich in seiner nie geheizten Stube eine gewisse Wärme, die er, bei näherer Untersuchung, blos dem Einflusse der Venus zuschreiben konnte.

Seiner Wohnung gerade gegenüber saß das schöne Anneliesschen den ganzen Tag am Fenster. Sowohl bei Studenten als Philistern war sie vor zwanzig Jahren unter dem Namen: das schöne Anneliesschen bekannt, vor zehn Jahren verweigerte ihr auch noch kein Philister dieses liebliche Beiwort; jetzt aber wurde sie nur noch von ihrer staarblinden Mutter so genannt, welche dagegen von ihr mit kindlichem Respekt für die wahrhafteste Person in der ganzen Stadt gehalten wurde. Noch hatte Anneliesschen die Blütenknospe ihrer Schönheit kaum entfaltet, da zählte sie schon ein Dutzend Liebhaber, wie es auf Universitäten zu gehen pflegt, und diese Zahl vermehrte sich bisweilen, verminderte sich selten, so lange der frische Jugendreiz auf ihren Wangen glänzte. Freilich waren die Meisten nur Hutabzieher und Pflastertreter, das heißt: sterblich Verliebte, aber auch sehr blöde Schäfer, welche sich damit begnügen, ein halbes hundertmal täglich vor dem Fenster der Schönen vorbei zu huschen, wie Schwalben, welche die Mücken fangen, und durch demüthige, von schmachtenden Blicken begleitete Verbeugungen ihre brennenden Herzen an den Tag zu legen. Aber unter den vielen Dutzenden von Liebhabern, die jährlich abwechselten, befanden sich doch auch manche, die das Ding schon besser verstanden

und folglich auch von dem schönen Annelieschen besser verstanden wurden. Sie war nach und nach, wiewohl insgeheim, die Braut von zwei Grafen, drei Baronen und vier simpeln Edelleuten, die ihr sämmtlich mit Thränen ewige Treue schwuren, und denen sie sämmtlich mit Thränen glaubte. Manche ließen auch nach ihrer Abreise noch etwas von sich hören, nämlich, daß der gnädige Papa, oder die ahnenstolze Mama, oder die eigensinnigen Vormünder nicht einwilligen wollten, worüber sie, die Liebhaber, in Verzweiflung wären, und weder essen noch schlafen könnten; die meisten verschonten sie aber gänzlich mit solchen traurigen Nachrichten und überließen es ihrer Empfindsamkeit, den schweigenden Bräutigam lieber todt als untreu zu glauben.

Zartfühlende Herzen werden leicht begreifen, daß das schöne Annelieschen oft sehr lange, ja bisweilen vier Wochen lang, von solchen Leiden gemartert wurde, ehe sie sich entschließen konnte, ihr Auge auf die Hutabzieher zu werfen, um unter ihnen einen würdigen Nachfolger für den ihr vom Schicksale Entrissenen zu erkiesen. Endlich faßte sie sogar den heroischen Entschluß, die durch Helm und Schild ausgezeichneten Jünglinge gänzlich von allem Antheil an ihrer Zärtlichkeit auszuschließen, da es nun einmal nicht Gottes Wille zu sein schien, eine zweite Pamela aus ihr zu machen. So wurde sie nach und nach, wiewohl stets insgeheim, die Braut von sechs bis sieben bürgerlichen Musensöhnen, die an Freigebigkeit, wenn es auf Thränen und Schwüre ankam, den Adelichen kei-

neswegs nachstanden. Alle waren aus fernen Landen gekommen, um die Milch der Wissenschaften an den Brüsten der Professoren einzusaugen; denn Jünglinge aus den nächsten Städten, oder wohl gar aus der Stadt selbst, in welcher die Musen thronten, wurden sowohl von den hübschen Mädchen, als von den häßlichen Philistern stets geringer geachtet, weil man ja ihre Heimath, und wohl gar ihren Herrn Papa und ihre Frau Mama persönlich kannte, folglich die Einbildungskraft gar keinen Spielraum hatte, sich Ansehen und Reichthum in weiter Ferne zu verschaffen. Bekanntlich hat man sogar ein Sprüchwort: Das ist nicht weit her, welches eben so viel bedeutet als: das taugt nichts. Dem zufolge hielt Annelieschen Alle diejenigen, die nicht weit her waren, für Taugenichtse, und sah sie über die Achsel an, zumal da diese unglücklichen Nachbarskinder von denen, die weit her waren, mit dem Spottnamen Kümmeltürken bezeichnet wurden, blos weil sie des Vorzugs genossen, Pasteten, die ihre Mütter am Morgen gebacken hatten, am Abend noch ganz warm zu empfangen, dagegen aber die schöne Freiheit entbehrten, Schulden zu machen, und die Philister zu prellen.

Wenn gleich die Vaterlandsentfernung der Liebhaber des schönen Annelieschens der Liebe neuen Reiz verlieh, so war sie hingegen der Treue sehr ungünstig. Ein Ungar, ein Liefländer, ein Pole und ein Schweizer hatten einer nach dem andern heilig versprochen, die schöne Braut heim zu führen; diese hatte schon im Geist in Ungarn echten Tokaier getrunken, in Liefland von Leibeige-

nen sich bedienen lassen, in Polen das kostbarste Pelzwerk eingekauft, und endlich in den Thälern der Schweiz den grünen Käse machen sehen, von welchen sie auch ihren Freundinnen Präsente zu schicken versprach; als aber die feurigen Briefe nach und nach sich abkühlten und endlich gar ausblieben, als die von so manchem Theseus verlassene Ariadne nicht einmal einen Bacchus-Sohn und Bruder, vielweniger den Bacchus selbst fand, um sie zu retten: da entschloß sie sich endlich, bis zu den Kümmeltürken herab zu steigen, ein Entschluß, den der grämliche Spiegel ihr einhauchte, und den weniger das Gewicht der Gründe als das Gewicht der Jahre befestigte.

In diesem bedenklichen Zeitraume war es, als der junge Hans Leberecht Schaafmilch das Dachstübchen, ihrer Wohnung gegenüber, bezog, und nicht unempfindlich gegen ihre Reize blieb. Er hatte schon längst einen entschiedenen Geschmack für alle diejenigen Naturschönheiten geäußert, die sich ihrem Ende nahten, zum Exempel für die untergehende Sonne und für die herbstliche Schattirung der Bäume; er verglich Annelieschen mit den Zeitlosen, die im Spätherbst die Wiesen schmücken, und sie fand das Kompliment für einen Kümmeltürken artig genug. Das Flämmchen der Liebe, welches anfangs nicht viel heller brannte, als seine Studirlampe, wußte sie geschickt durch das Oel der Dankbarkeit zu unterhalten, indem sie bei der blinden Mutter einen wöchentlichen Freitisch für den fleißigen Nachbar auswirkte. Das fesselte sein Herz unwiderruflich, und wenn er gleich vor Tische oder während dem

Essen durch den despotischen Nahrungstrieb verhindert wurde, das Liebäugeln der ihm gegenüber sitzenden holden Nachbarin zu bemerken, so sprach doch nach Tische, sobald der Magen schwieg, sein Herz um so lauter, und schon am vierten Donnerstage versäumte er ein Kollegium über die Dogmatik, um ein Kollegium über die Liebe zu hören, welches ihm zwar vor der Hand auch gratis gelesen wurde, doch unter der Bedingung, es theuer zu bezahlen, wenn er einst die eigene Kanzel bestiege.

Nicht ohne geheimen Widerwillen hatte das schöne Annelieschen sich ergeben; denn ihr neuer und letzter Liebhaber spielte eine traurige, oder vielmehr gar keine Figur unter den Musensöhnen, sein Vater war nur ein Schuster, der Stand, dem der Sohn sich widmete, verhieß mehr Sorgen als Freuden, und sogar sein Name, Schaafmilch, war ihr zuwider; aber wenn sie auf der andern Seite bedachte, daß die Figur spielenden Musensöhne an ihrer Figur keinen Geschmack mehr fanden, daß der alte Schuster vermuthlich sterben werde, ehe der Sohn ein Amt erhielt, und daß es bereits einen berühmten Theologen gegeben, dessen Namen, Süßmilch, um nichts angenehmer geklungen, als Schaafmilch: so beruhigte sie sich bei der lachenden Aussicht, künftig als Frau Pfarrin die erste Person im Dorfe zu sein, und gedachte der Worte Julius Cäsars: Besser der Erste im Dorfe, als der Zweite in Rom. Uebrigens konnte man doch nicht läugnen, daß Hans Leberecht Schaafmilch ein recht hübscher gesunder Junge war, gutmüthig, leichtgläubig und biegsam

kurz, daß er ganz und gar aus dem Holze bestand, aus welchem die besten Ehemänner geschnitzt und gedrechselt werden.

Ja wenn er nur schon an diesem, mit welken Mirten bekränzten Ziele seiner kühnen Wünsche gestanden hätte! aber zwischen dem Kandidaten und dem Pfarrer lag noch eine tiefe Kluft, die kein vornehmer Gönner ihm überspringen half, sondern deren schroffen Abhang er ganz gelassen an der Hand seiner einzigen Freundin, der Geduld, umwandeln mußte. Das schöne Annelieschen unterstützte ihn fünfzehn Jahre lang in seiner löblichen Beharrlichkeit durch die zärtlichsten Versicherungen treuer Liebe, und diesmal hatte es mit der Treue seine vollkommene Richtigkeit. Sprüchwörtlich zu sagen: sie war ihm treu wie Gold. Es wäre aber zu wünschen, daß das Gold nicht länger auf diese Weise geehrt würde, denn es gibt in der That kein treuloseres Metall als das Gold. Treu wie Eisen sollte man sagen, denn eben die Eigenschaft, durch welche das Gold den Ruhm der Treue usurpirt haben mag, nämlich die, nicht vom Roste angegriffen zu werden, scheint gar nicht zu den Bestandtheilen der Treue zu gehören. Man denke nur zum Beispiel an den Muth der Deutschen, an ihre Staatsverfassung, an gewisse Traktate, lauter Dinge, denen man die Treue nicht absprechen kann, wenn gleich der Rost der Zeit gewaltig daran genagt hat. Man erinnere sich ferner, wie untreu das Gold den Deutschen jetzt ist; wie es, je blanker, je unaufhaltsamer aus ren Taschen und Beuteln schlüpft, um sich in unausfüll-

bare Abgründe zu stürzen, wie hingegen das Eisen, in Scheiden wohl verwahrt, wenigstens noch immer eine Zierde ihrer Hüften bleibt: so wird man gegen die Umwandlung des Sprüchworts schwerlich etwas einwenden dürfen.

Also treu wie Eisen blieb Annelieschen ihrem Schaafmilch, und diese Treue siegte endlich; er erhielt eine Pfarre, die ihm in guten Jahren, wenn er das Gras mitrechnete, welches seine Gänse auf der Gemeinweide fraßen, wohl gegen hundert Thaler eintragen konnte. Alsobald führte er die züchtige Braut zum Altare. Sie erschien kostbar geschmückt, ohne daß es ihm einen Heller gekostet hätte, denn sie hatte mit löblicher Vorsicht alle die von ihren vormaligen Liebhabern empfangenen Geschenke zu diesem Ehrentage aufgespart; sie wollte sich noch einmal aller der süßen Täuschungen gerade in dem Augenblicke erinnern, wo eine süßere Wirklichkeit an deren Stelle trat; sie wollte gleichsam die sämmtlichen Grafen, Baronen und bürgerlichen Etcätera's in dieser feierlichen Stunde zu Zeugen des stillen Glückes machen, welches die dürre aber willig ausgestreckte Hand ihres Schaafmilch ihr darbot. Dann aber entsagte sie aus ehelicher Treue allem diesen Tand auf ewig, verkaufte und vertrödelte die hübschen Ringe, Halsbänder und Ohrgehänge, und widmete sich mit exemplarischer Beharrlichkeit dem Flachsspinnen, dem Gänsemästen und der Zubereitung des edlen Käses.

Man warf ihr vor — doch kam ein solcher Vorwurf nie über des geduldigen Schaafmilchs Lippe — sie sei ein wenig zu eifrig auf die Marktpfennige erpicht, denn, trotz

des vielen Flachses, den sie spinne und spinnen lasse, erfreue sich der Leichnam des Herrn Pfarrers keiner zusammenhängenden Bedeckung, ja man wollte einst, bei einer Feuersbrunst, als er im blanken Hemde aus dem Bette springen mußte, bemerkt haben, daß diese Bedeckung mit seinen Chorhemden kaum von gleicher Länge sei, auch hieß es, am Martinstage stehe nie eine Martinsgans auf seinem Tische; indessen, da er selbst nie klagbar geworden, vielmehr stets heiter und zufrieden einherwandelte, so läßt sich vermuthen, daß nur die Verleumdung das häusliche Glück des schönen Annelieschens zu begeifern suchte.

Obwohl sie an Alter und Weisheit schon so lange zugenommen hatte, daß die Gnade der Fruchtbarkeit nicht eigentlich mehr an ihr zu erwarten stand, so beschenkte sie den rüstigen Gatten dennoch mit einem Söhnlein und einem Töchterlein, genoß aber nicht lange das Glück, sich in diesen holden Pflanzen wieder aufleben zu sehen, denn eine starke Verkältung, die sie bei der großen Wäsche sich zuzog, veranlaßte ein Fieber, welches, da sie durchaus keine Arzenei nahm, allen Arzeneien widerstand, und ihrem schönen thätigen Leben — ach! allzufrüh ein Ende machte!

Der Pastor Schaafmilch war außer sich, so oft er auch sonst predigte, daß man *in sich* gehen müsse. Am Begräbnißtage, den die alte, nun freie Hand habende Köchin durch einen Gänsebraten verherrlichte, aß er aus Verzweiflung so viel, daß in derselben Nacht der Geist seiner Frau ihm erschien, und ihm die heftigsten Vorwürfe wegen sei-

ner Unmäßigkeit und Verschwendung machte. Es wurde auch nur allzubald in seinem Hauswesen sichtbar, daß der, zwar keifende, aber Segen bringende Genius der Gattin von ihm gewichen war. Von Witwen pflegt man sonst zu sagen, im ersten Jahre ihres Witwenthums stehe der Mann noch überall hinter der Thüre, das heißt: es finden sich immer noch eine Menge von ihm herrührende Einkünfte und Gefälle; hier galt dasselbe von dem betrübten Witwer, der in Kisten und Schränken der Verstorbenen noch eine geraume Zeit so viele Ersparnisse vorfand, daß er, außer ihrer gellenden, das ganze Haus belebenden Stimme, wenig entbehrte. Aber eben diese Stimme, die so manche Elle Leinwand hervorgezaubert hatte, fehlte jetzt in allen Ecken; die Mägde thaten, oder unterließen vielmehr, was sie wollten; der Zehnte wurde nicht mehr mit derselben gerechten Strenge eingetrieben, auch nicht mehr mit demselben übervollen Maße eingemessen, und so verwandelte sich nach und nach die zeitherige freiwillige Kümmerlichkeit des Hauswesens in eine unfreiwillige.

Dennoch würde Pastor Schaafmilch, dem die Bauern seiner Gutmüthigkeit halber so viele Eier in's Haus trugen, als er nur immer essen wollte, bis an sein seliges Ende genug gehabt haben, wenn nur das Söhnlein und das Töchterlein nicht so verzweifelt schnell heran gewachsen wären. Aber der kleine Hans sollte studiren, denn da der alte Hans, eines Schusters Sohn, studirt hatte, so konnte ja das emporstrebende Geschlecht der Schaafmilche nunmehr nicht wiederum zu der Pfrieme zurück kehren. Auch

in dem kleinen Annelieschen entwickelten sich immer mehr und mehr die Reize und Tugenden ihrer Mutter, und da sie auf keiner Universität glänzen konnte, so wollte sie wenigstens keinen Jahrmarkt in den benachbarten Städten versäumen. Auf diese Weise verband sich die Nahrungssorge stets fester mit der Seelsorge und preßte dem ehrlichen Pfarrer täglich den Wunsch aus, doch endlich einmal in ein einträglicheres Amt versetzt zu werden.

Jedermann sagte ihm, diesen Wunsch zu erreichen, sei kein anderes Mittel, als die Gunst des Herrn Superintendenten und Konsistorialpräsidenten zu gewinnen; das war aber nicht leicht, denn dieser Mann — er hieß Feuerbiß — stand mit dem Pastor Schaafmilch in gar keiner Berührung, weder des Geistes noch des Herzens. Er war ein theologischer schöner Geist, und Hans Leberecht Schaafmilch hielt alle schönen Geister in der Theologie für unreine Geister; er liebte guten Wein und leckere Speisen, die Jener kaum dem Namen nach kannte, noch weniger im Stande war, Sr. Hochehrwürden Küche und Keller damit zu versorgen; er hielt viel auf Unterthänigkeit und Demuth seiner Untergebenen, und hieran ließ der Pfarrer es zwar nicht ermangeln, hingegen konnte auch die demüthigste Kriecherei, die der Herr Superintendent doch nur als eine Schuldigkeit betrachtete, keinen besonders günstigen Eindruck hervorbringen. Die einzige Hoffnung des ehrlichen Pastor Schaafmilch beruhte auf der Kirchenvisitation, welche nächstens den Sprengel treffen sollte, in dem sein Pfarrdorf lag. Er wußte, daß es dabei besonders auf eine Kü-

chenvisitation angesehen war, und nahm sich vor, durch eine splendide Bewirthung vor allen seinen Mitbrüdern sich auszuzeichnen. Es könne nicht fehlen, sagte man ihm, daß er das Herz des geistlichen Oberhirten rühren werde, wenn er durch den Gaumen zu ihm spreche.

---

1. Der Dudelsack.

Der große Tag rückte heran. Schon eine ganze Woche früher quartierten die Frau Pachterin, die Frau Müllerin und die Frau Gerichtsschreiberin, als drei verständige Wirthinnen, sich im Pfarrhofe ein, buken Kuchen, machten Würste, vergoldeten Schweinsköpfe, scheuerten das Zinn und falteten die Servietten, indessen Anneliesschen, das Töchterlein, die Fenster mit Drapperien von Hausleinwand versah, und ihres Vaters Perücke mit dem feinsten Kartoffelmehl puderte. Es war die ganze Woche über ein Spektakel im Hause, als ob die selige Frau Pfarrerin ausdrücklich zu diesem Ehrentage sich einen Urlaub in der Unterwelt ausgewirkt hätte, und der Herr Pastor mußte auf den Kornboden flüchten, um auf die wichtige Predigt studiren zu können, die er vor seinem Gönner halten sollte.

Endlich erschien der große Tag unter Regenströmen, welche den ohnehin grundlosen Weg nicht verbesserten. Spätestens Morgens um neun Uhr würden Se. Hochwürden sich einstellen — so war es dem Pastor angesagt worden — dann sollte, nach eingenommenem Frühstück, sogleich in die Kirche geschritten, der liebe Gott abgefunden und hie

auf zur Mittagstafel geeilt werden. Aber es schlug schon halb zehn, und noch gab der Bauerbursche, der als Wächter auf dem Kirchthurme stand, kein Zeichen von der Annäherung der hohen Gäste. Endlich um zehn Uhr, als die geronnene Chokolate schon zweimal wieder aufgewärmt worden war, keuchte ein Bote auf den Hof, meldend, daß der Herr Superintendent mit seinem Wagen in einem Wasserloche liege, und nicht allein die Achse, sondern auch ein Dutzend Bouteillen von seinem besten Weine zerbrochen habe, weshalb er mit christlicher Sanftmuth das ganze Dorf zu allen Teufeln wünsche, und den Herrn Pastor ersuche, ihm schleunig Pferde und Wagen zu schicken, um ihn aus der Pfütze heraus zu holen.

Der arme Schaafmilch bebte vor Schrecken, und ließ seine beiden dürren Ackergaule sogleich anschirren; aber in der ehrenvollen Vermuthung, ein bequemes Fuhrwerk bei ihm zu finden, hatten Se. Hochehrwürden sich geirrt. Weder auf dem Pfarrhofe noch im ganzen Dorfe war dergleichen aufzutreiben; ein unbedeckter, sogenannter Rollwagen, mit dem der Pachter die Wochenmärkte besuchte, und der, weil seine Räder roth angestrichen waren, für ein höchst elegantes Fuhrwerk galt, wurde hastig angespannt, der Großknecht schwang sich darauf, erweckte durch den Knall seiner Peitsche den schwachen Lebensfunken der Ackergaule, und brachte eine Stunde nachher das wohl durchnäßte Konsistorium glücklich auf den Hof.

Daß die Laune des Herrn Feuerbiß nicht die beste war, ..nn man sich denken; durch die geronnene Chokolate

wurde sie nicht verbessert. Er ließ sich einen derben Schnaps reichen, und erhub sich mit gerunzelter Stirn in die Kirche, wo er den Herrn Pastor ersuchte, sich kurz zu fassen, da es ohnehin bald Mittag sei. Aber Schaafmilch hatte sich vorgenommen, seine ganze Orthodoxie und zugleich seine Kanzelberedsamkeit mit gehöriger Breite an den Tag zu legen, deshalb schenkte er dem Herrn Superintendenten auch nicht eine Silbe von den zahlreichen Worten, die er auf dem Kornboden zusammenstudirt hatte. Wahrscheinlich würde diese unzeitige Redseligkeit ihn schon jetzt der gehofften Gönnerschaft gänzlich beraubt haben, wenn nicht zum Glück der Herr Superintendent, erschöpft durch Strapazen, Rippenstöße, Aergernisse und ein wenig benebelt durch den reichlich genossenen Schnaps, in einen sanften Schlummer verfallen wäre, aus dem er nicht eher erwachte, bis der Küster mit tiefem Gebrüll der erbauten Gemeinde das letzte Lied vorsang. Es wiederfuhr ihm öfter, daß ein Mittagsschläfchen ihn in der Kirche überraschte, um aber dadurch auf keine Weise in Verlegenheit gesetzt zu werden, hatte er die Gewohnheit angenommen, die Augen in der Kirche zu schließen, auch wenn er wachte, gleichsam als geschähe es nur, um diesen Sinn vor allen irdischen Eindrücken zu bewahren. Die Prediger, denen er zuzuhören schien, zogen daraus den Vortheil, daß sie immer von ihm gelobt wurden; denn hätte er sie tadeln wollen, so wäre nöthig gewesen, in's Einzelne zu gehen. Das Lob hingegen durfte er nur in einigen gemerkten Phrasen ausdrücken, wo

wissend, daß der Mensch ein jedes Lob überhaupt, ohne weitere Zergliederung, als dem Ganzen gebührend, hinnimmt, von jedem Tadel hingegen das belegte Warum bis in die kleinste Einzelheit zu wissen begehrt.

So trug denn auch Schaafmilch, als er schwitzend von der Kanzel herabstieg, den gnädigen Beifall seines Richters davon, der an der nicht gehörten Predigt nicht das mindeste auszusetzen wußte. Daß sie über eine Stunde gedauert hatte, sah er freilich wohl an seiner Uhr, allein der Schlaf hatte ihn so erquickt, und die nahe Aussicht auf den Kirchenvisitationsschmaus, als eigentlichen Zweck seiner Reise, erheiterte ihn dermaßen, daß er in der besten Laune von der Welt den Rückweg nach dem Pfarrhofe durch den tiefen Koth der Dorfstraßen antrat; und die Bauern, die in zwei Reihen mit abgezogenen Hüten standen, mit frommsüßer Freundlichkeit rechts und links begrüßte. Als er in den Pfarrhof trat, dampfte ihm schon ein willkommener Geruch von Braten und Kuchen entgegen; er pflanzte sich an die gebührende Ehrenstelle bei der Tafel, und nahm mit Wohlgefallen der Gottesgaben viele zu sich. Nur gegen das Ende der Mahlzeit, als er, seiner Gewohnheit nach, die trocknen Speisen mit der gehörigen Quantität Flüssigkeit vermischen wollte, war es ihm unmöglich, den Heidelbeersaft hinunter zu bringen, den der Weinhändler im nächsten Städtchen dem Pastor Schaafmilch für Pontak verkauft hatte, und es lagerte sich die erste Wolke auf seiner Stirn.

gutmüthige Wirth rechnete darauf, diese durch eine

Ueberraschung zu zerstreuen, die er für das Ende der Mahlzeit weislich aufgespart hatte.

Es war ihm nämlich gesagt worden, eine Tafelmusik sei die eigentliche Würze aller Speisen, die vornehmsten Herren ließen bei Tische musiziren (freilich ohne zuzuhören), und sogar auf der Leipziger Messe würde im hotel de Saxe bei der table d'hôte brav gegeigt. Ohne allen Zweifel würden Se. Hochehrwürden, Herr Superintendent Feuerbiß, es gewaltig hoch aufnehmen, wenn ein armer Landpfarrer sich bei dessen Bewirthung vor allen seinen Mitbrüdern durch eine Tafelmusik auszeichnete. Schaafmilch sandte sogleich in die nächste Stadt, um den sogenannten Hauspfeifer (Stadtmusikanten) nebst seinem musikalischen Gefolge einzuladen, und dieser hatte auch zu erscheinen versprochen, ließ aber plötzlich am Vorabend des großen Tages absagen, weil die Franzosen eingerückt waren, und die Bürgerschaft ihre unterthänige Freude darüber durch einen Ball an den Tag legen müsse.

Der arme Pastor loci empfing diese Botschaft sehr verdrießlich, denn da er wußte, daß Amphion durch die Musik sogar wilden Thieren ein freundliches Vertrauen eingeflößt hatte, so zweifelte er auch keineswegs, daß ein Hauspfeifer im Stande sei, einen Superintendenten dermaßen zu rühren, daß er ohne Bedenken seinem aufmerksamen Wirthe die beste Pfarrstelle im Lande zuwenden werde. Was war nun zu thun, um diese wohl ausgedacht captatio benevolentiae dennoch zu benutzen? Das Töchterlein erinnerte ihn zu rechter Zeit, daß unter seinen Pfar

kindern sich ein ganz vortrefflicher Dudelsackbläser befinde, ein Mann, der, weit und breit berühmt, zu allen Kirmsen und Hochzeiten auf drei Meilen in die Runde geholt wurde. Zwar stellte sich bei dem Pfarrer die Bedenklichkeit ein, daß ein Dudelsack und ein Superintendent — wenn sie auch gleich bisweilen in der Figur eine entfernte Aehnlichkeit mit einander haben — doch sonst nicht wohl zusammen passen, und daß das Instrument zu gemein sei, um bei einem vornehmen Gastmahle eine Rolle zu spielen; aber das Söhnlein hob diesen Anstoß durch die Bemerkung, die er in der Stadtschule aufgeschnappt hatte, daß Virtuosität, auch in einer sonst gemeinen Sache, stets den Ruhm eines Künstlers nach sich ziehe, und daß ein vortrefflich geblasener Dudelsack mehr werth sei, als eine schlecht gespielte Violine. Er führte zum Beispiel an, daß nicht längst ein Mann auf dem Brummeisen Konzerte gegeben, welche stark besucht worden, und daß gewisse literarische Handwerksbursche bisweilen Deklamationen krächzen, die jedem Dudelsacke weit nachstehen. Uebrigens dürfe man nur den pöbelhaften Namen weglassen, und das Instrument eine Schalmei nennen, so sei es würdig in jedem Speisesaale zu ertönen. Diesen einleuchtenden Gründen ergab sich der Pfarrer, ließ noch spät in der Nacht den kunstreichen Dudelsackbläser holen, und unterrichtete ihn, wie er am andern Tage bei der Mahlzeit, wenn der Kuchen herumgetragen werde, ganz unvermerkt hinter den Stuhl des Superintendenten treten,

und plötzlich die süßesten Töne aus seiner Schalmei hervorlocken sollte.

Alles geschah wie der Pfarrer es ausgesonnen und bestellt hatte, und der Künstler, dicht an das rechte Ohr des Gönners gestellt, begann gerade in dem Augenblicke seinen muntersten Bauerntanz, als Jener mit saurer Miene das von dicken Pontack geschwärzte Glas vor sich niedersetzte. Kaum vernahmen Se. Hochehrwürden die fauchenden Töne an Dero rechtem Ohre, als Sie mit einer Art von Wuth aufsprangen, einen grimmigen Blick auf den erschrockenen Wirth warfen, und vor Zorn stammelnd fragten: ob er Sie für einen polnischen Tanzbär halte?

Um zu begreifen, wie jenes unschuldige Instrument einen Superintendenten so aus aller Fassung bringen konnte, muß der Leser wissen, daß Herr Feuerbiß in seiner Jugend Feldprediger gewesen, und daß eine Begebenheit aus jener Zeit ihm noch immer eine höchst unangenehme Rückerinnerung zuwege brachte. Er hatte nämlich, als das Regiment, bei welchem er stand, in Winterquartieren lag, und die Offiziere fleißig Bälle und Maskeraden veranstalteten, oft den Wunsch geäußert, doch auch einmal einer Maskerade beiwohnen zu dürfen; war aber stets von dem strengen Oberst daran verhindert worden, unter dem Vorwande, daß es sich für seinen Stand nicht schicke. Da erboten sich am Fastnachtsabend ein paar junge lockere Fähnriche, seinen Wunsch zu erfüllen, ohne daß er die mindeste Gefahr laufe, erkannt zu werden. Er sollte nämlich in eine Bärenhaut einnähen lassen. Einer

Offiziere, als Bärenführer, wollt ihn an einer Kette leiten, und der andere den Dudelsack dazu blasen. Feuerbiß ließ sich das Ding gefallen, erschien auf allen Vieren im Redoutensaale, richtete sich auf, so oft der Dudelsack ertönte, und tanzte recht behende, ohne daß irgend einer der Anwesenden auf den Einfall gerieth, der Tanzbär sei ihr Beichtvater. Da er aber diese Rolle zum ersten Male, wiewohl vortrefflich spielte, so war er mit den Beschwerlichkeiten derselben noch nicht bekannt. In einem heißen Tanzsaale in einer Bärenhaut zu stecken, und kaum so viel Athem schöpfen zu können, als eine schwindsüchtige Mücke, das würde selbst der Feldprediger Alexander's des Großen nicht lange ausgehalten haben. Die Fähnriche hatten ihm zwar versprochen, der ganze Spaß solle höchstens eine Viertelstunde dauern; allein er machte ihnen selbst so viel Vergnügen, daß sie sich an das Schnaufen und Brummen ihres Bären gar nicht kehrten, und nicht eher ablie- ßen ihn zum Tanzen zu zwingen, bis er in allem Ernste ohnmächtig wurde. Jetzt mußte man eilen, die Bärenhaut aufzuschneiden, und siehe da, zum großen Erstaunen eines dichten Maskenkreises, schlüpfte der Herr Feldprediger, vom Angstschweiße triefend, heraus, und wurde von einem lauten Gelächter bewillkommt. Der Oberst gab ihm einen derben Verweis, und den lustigen Fähnrichen Arrest auf vier und zwanzig Stunden. Feuerbiß wurde krank, oder stellte sich krank, um nur von Niemanden gesehen zu werden, mußte aber noch die hämische [illegible]inkung erfahren, daß ihm in der folgenden Nacht unter

seinem Fenster ein Ständchen mit dem Dudelsacke gebracht wurde.

War es nun wohl ein Wunder, daß der Dudelsack ihn in Wuth versetzte? hätte er nur mit der mindesten Wahrscheinlichkeit vermuthen können, Schaafmilch habe diese Anekdote gewußt, und vielleicht gar darauf anspielen wollen, er hätte ihn um Mantel und Kragen gebracht. Aber die leichenblasse Figur seines Wirths, die bebend vor ihm stand, besänftigte ihn wieder ein wenig, und er gab sich alle Mühe, die Stirne zu entrunzeln, um der entflohenen Freundlichkeit wieder Platz zu machen.

---

2. Die Kanonen.

Der Flüchtling kehrte auch um so williger zurück, als eben in diesem Augenblicke der Jäger des Gutsherrn mit einem Korbe voll Champagner hereintrat, und einem sehr artigen Kompliment des Inhalts: »Se. Gnaden hätten vernommen, daß Sr. Hochehrwürden das Unglück widerfahren sei, Dero Reisekeller zu zerbrechen, Sie nähmen sich daher die Freiheit, mit einem Dutzend Bouteillen Champagner aufzuwarten, da der Pfarrkeller wahrscheinlich nichts enthalte, was eines Feinzünglers würdig sei.« — Mit einer unaussprechlichen vornehmen Freundlichkeit stattete der Superintendent Sr. Gnaden den gebührenden Dank ab, und mit funkelnden Augen fügte er hinzu: »Setze Er nur hieher, mein Sohn.« — Der Jäger leerte seinen Korb, empfing kein Trinkgeld und ging brummend. Der Super tendent ließ sich sehr behaglich auf seinem alten Platze niet

den Dudelsack gänzlich vergessend; die Bouteillen wurden um ihn her gesetzt, und er warf einen großen Blick auf sie alle, gleich einem Sultan, der unter den Schönen seines Harems wählt. Schon fuhr die fleischichte Hand zur Tasche, um ein Instrument zu Tage zu fördern, ohne welches der vorsichtige Mann nie zu reisen pflegte, nämlich einen Korkenzieher. Die Stöpsel flogen, die Gläser schäumten, die Fröhlichkeit wuchs, die Zungen lallten, und Pastor Schaafmilch beschloß, diesen schönen Augenblick zu benutzen, um sein ganzes Herz dem hohen Gaste in das Champagner-Glas zu schütten.

Aber Hans, das Söhnlein, hatte noch eine zweite Ueberraschung veranstaltet, die dem Vater zugleich mit überraschen sollte. Wir haben schon oben gesehen, daß er aus der Stadtschule sehr nützliche Kenntnisse über den Dudelsack mitgebracht; allein er besaß deren auch in mehreren Fächern des menschlichen Wissens, die nicht einmal vom Konrektor gelehrt wurden, sondern die sein Genie blos nebenher auffaßte. So wußte er zum Beispiel, daß Kanonen von dem vielseitigsten Gebrauche sind; man schießt damit die Menschen nieder, folglich todt, man kündigt aber auch bisweilen durch sie an, daß einer geboren worden; man ruft in Feuersbrünsten durch ihren Donner die Nachbarn zu Hilfe, und man entfernt durch ihren Donner alle die helfen wollen, wenn nämlich die Stadt belagert und in Brand geschossen ist; an hohen Geburtstagen, beim Einzuge gewaltiger Personen in eine Stadt brüllen sie eben so [illegible], als beim Begräbniß eines Generals; bei Gesund-

heiten, an denen man sich ungesund trinket, oder bei den sogenannten Toasts, werden Kanonen abgefeuert, als ob man denjenigen, den man hoch leben läßt, daran erinnern wolle, wie leicht man ihn todt schießen könne; kurz die Menschen haben das zerstörendste Mordgewehr zum Ausdrucke der Freude und des Ruhmes gewählt, nicht aber aus Bosheit, um bei jedem Schusse an entführte Köpfe und verstümmelte Glieder zu erinnern, sondern blos weil es den meisten Lärm macht; denn alles was Lärm in der Welt macht, vom niagarischen Wasserfalle bis zur Kanone, vom Vulkane bis zum Eroberer, dünket den Menschen erhaben und groß. Von diesen Grundsätzen durchdrungen, hatte das Söhnlein ganz in der Stille sechs tüchtige Pöller von dem Edelmanne geliehen, der auch bisweilen bei frohen Zechgelagen seinen abgestumpften Nerven eine angenehme Erschütterung dadurch bereiten ließ.

Um die Wirkung dieser überraschenden Ehrenbezeugung noch zu vermehren, hatte er nicht allein die Kanonen sehr dicht unter die niedrigen Fenster der väterlichen Wohnung mit der Mündung gegen das Speisezimmer postirt, sondern auch die bis an den Hals vollgeladenen Feuerschlünde durch eine Stupine mit einander verbunden, so daß er diese nur anzünden durfte, um alle sechs auf Einmal loszubrennen. Sein Vater war eben voll Vertrauen dem Superintendenten ganz nahe gerückt, und hatte seinen Spruch bereits angehoben, Feuerbiß schenkte ihm sein geneigtes Ohr, indessen der Mund beschäftigt war, noch ein Gläschen schlürfen, die Augen immer kleiner, die Stirne imn

röther, die Wangen immer glänzender wurden. In diesem vielversprechenden aber Unglück schwangern Augenblicke geschah die Explosion — alle Fenster zertrümmerten — Glasscherben und Rasenstücke, die zu Kanonenpfropfen gedient hatten, bedeckten die Tafel — das perlende Glas entfiel den zitternden Händen des hohen Gastes — erschrocken sprang er auf, weil er meinte, die Franzosen bombardirten den Pfarrhof, doch hatte er bei diesem Sprunge weder das natürliche, noch das vom Wein erborgte Gewicht seines Körpers zu Rathe gezogen, weshalb er taumelnd sich sogleich wieder nieder setzte, aber nicht auf den Stuhl, sondern auf die Erde. Zu gleicher Zeit hatte der gegenüber sitzende Konsistorial-Sekretär, in einer durch den Schrecken erzeugten unwillkürlichen Bewegung, die Tafel mit solcher Hastigkeit von sich geschoben, daß sie gerade in demselben Augenblicke umstürzte, als der Superintendent sich zu ihren Füßen niederließ, wodurch es geschah, daß nicht allein Teller und Salzfässer über dessen Kopfe zusammen schlugen, sondern auch eine Pflaumensauce, die einer Torte zum Begleiter dienen sollte. Pastor Schaafmilch hatte sich zwar bei der Explosion auf den Beinen erhalten, als aber der Sekretär ihm die Tafel so gewaltig auf den Leib schob, da lagerte auch er sich zu seinem Gaste, und, weil man im Schrecken der Besinnung nicht mächtig ist, er folglich, bei dem größten Verlangen den Vorfall zu entschuldigen, keine Worte fand, so bediente er sich mechanisch derjenigen, auf die er schon so lange studirt hatte, und deren Fluß so plötzlich ge-

hemmt worden war, das heißt, er setzte unter dem Tische die Bewerbung um ein einträglicheres Amt fort.

Die Antwort des Superindenten: gehen Sie zum Teufel! verstand er nicht eher, bis sie einige Mal wiederholt wurde, weil Zorn und Pflaumensauce die kräftige Stimme erstickten. Die unverhoffte Anweisung an den Satan gab dem armen Schaafmilch die Besinnung wieder, er raffte sich auf, wälzte mit Hilfe des Sekretärs die, dem Scherbenberge bei Rom gleichenden Trümmer von der seufzenden Kreatur, ließ alle Handtücher herbei holen, die sein Wäschschrank bewahrte, wusch und rieb den Gönner aus allen Kräften, konnte aber nur die Pflaumensauce, nicht den gerechten Zorn von dessen Gesichte waschen.

Nach ausgemittelter Ursache des schrecklichen Ereignisses, wurde zwar der triefende Gönner etwas ruhiger, und erzwang ein Lächeln, als er vernahm, daß Hänschen Schaafmilch blos die Absicht gehabt, ihm die höchste Ehre zu erzeigen, ja er that sogar Vorsprache für den Buben, den sein Vater exemplarisch züchtigen wollte; aber der günstige Augenblick war dennoch verflogen, und keine Hoffnung, die gute Laune wieder herzustellen, da auch die noch übrigen Champagnerbouteillen bei dem allgemeinen Erdbeben ihr Grab unter dem Tische gefunden hatten.

3. Die Blumen.

Eine gewisse sanfte Verzweiflung leuchtete aus den Blicken des armen Pfarrers, als sein Töchterlein ihn mit kindlichem Mitleid in einen Winkel zog, ihn vertrösten

daß sie Alles wieder gut machen werde. Zwar hatte der keusche Gast ihre aufblühenden Reize keines Blickes gewürdigt, dennoch schmeichelte sie sich, daß die dritte Ueberraschung, welche sie mit zarter Weiblichkeit ausgesonnen, durch eine milde Rührung die vorigen etwas derben Eindrücke verlöschen werde; es nahte nämlich nunmehr einer der wichtigsten Augenblicke in dem täglichen Leben des Superintendenten, das Stündlein des Mittagschlummers. Das Gastzimmer am Ende eines langen Ganges war mit Besemen geschmückt und bereitet, ein hoch aufgeschwollenes Bett, wozu sämmtliche Hausgenossen ihre Kissen hatten hergeben müssen, sollte die schweren geistlichen Glieder zur Ruhe einladen, junge belaubte Birken, sonst nur dem Pfingstfeste geweiht, waren vom Förster erbeten und in allen Ecken des Zimmers aufgestellt worden, um durch ihren narkotischen Duft den Schlaf zu befördern. Alle diese Anstalten vernahm der ruhebedürftige Feuerbiß mit Wohlgefallen, und setzte sich sogleich in Bewegung, um die wohl gepolsterte Ruhestätte zu erreichen. Anneliesschen begleitete ihn, sich schon im Voraus kitzelnd mit der freundlichen Wirkung, die ihre empfindsame Veranstaltung hervorbringen würde, und diesmal irrte sie nicht.

Zwar stutzte der Superintendent im ersten Augenblicke, als er die Thüre des ihm angewiesenen Zimmers öffnete, und, statt des einsamen Morpheus, eine große Gesellschaft von zwölf hübschen Bauerdirnen darinnen antraf; allein er errieth sogleich den Zweck dieser feisten Versammlung. [W]aren die Nymphen auch nicht, dem gewöhnlichen Ko-

stüm gemäß, weiß gekleidet, so hatten sie dagegen rothe und grüne Friesröcke bei Dutzenden über einander gezogen, und eine Jede hielt in zwei blauen Fäusten den Korb, in welchem sie Butter und Käse zu Markte zu tragen pflegte, der aber jetzt mit Blumen aller Art, wie sie der Herbst nur immer noch hervorbrachte, angefüllt war. Sobald der ehrwürdige Schlafkandidat erschien, streuten sie nicht allein diese Blumen in dicken Haufen von der Stubenthüre bis zum Bette, sondern sie überschütteten auch damit das Lager selbst sehr reichlich, und warfen das Uebrige ihm so treuherzig an den Kopf, daß seine ganze Perücke voll Tausendschönchen hing.

Nun ist aus den Hamburgischen Zeitungen zur Genüge bekannt, daß, so oft Blumen in Deutschland gestreut werden, diejenigen erhabenen Personen, welche der Gegenstand dieser Ehrenbezeugung sind, sich jederzeit von tiefer Rührung ergriffen fühlen. Auch Feuerbiß konnte einer solchen poetischen Schmeichelei nicht widerstehen; er lächelte und nickte sehr freundlich den Maulaufsperrenden Nymphen zu, lobte das Töchterlein wegen dieses allerliebsten Einfalls, gähnte aber auch zugleich so weit umfassend, daß Annelieschen mit ihrer holden Schar sich alsobald höflich zurückzog. Dem Vater berichtete sie, er dürfe nunmehr vollkommen ruhig sein, denn durch die Blumen sei Alles ausgeglichen worden, und sonder Zweifel werde der Gast nach einem süßen Schlummer mit strahlender Heiterkeit wieder in die Gesellschaft treten. Dieses frohe Ereigniß mit Sehnsucht erwartend, studirte Pastor Schaafmilch auf ein

geschickte Wendung, das unter dem Tische abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen, war nach einigen Stunden völlig vorbereitet, und konnte nicht begreifen, warum seine hochverehrte Obrigkeit noch immer zögere zu erscheinen, da der Sekretär versicherte, daß dieselbe nie mehr als anderthalb Stunden der Sieste zu widmen pflege. Man wartete, man schlich an die Thüre, man hörte schnarchen, man ging zurück und wartete wieder. Als aber schon die vierte Stunde ablief, da fand man es doch bedenklich, das Konsistorium noch länger schlafen zu lassen. Die Thür wurde leise geöffnet; da lag der schnarchende Leichnam, das Gesicht so blau als die schönen Hände der Blumenstreuerinnen, mit dicken Schweißtropfen bedeckt, und die sehr mühsame Respiration bei diesem todtenähnlichen Schlummer zeigte an, daß ein Schlagfluß nahe sei. Man rüttelte und schüttelte ihn, man gab ihm Hirschhorn zu riechen, man riß Thüren und Fenster auf, und es gelang endlich, den Betäubten zu erwecken, den der allzu starke Blumenduft, verbunden mit dem Duft der Birken, aus dem engen, fest verschlossenen Zimmer beinahe in das noch engere und noch fester verschlossene Grab befördert hätte. In's Leben rief man ihn zurück, aber einen sehr heftigen Kopfschmerz, als Nachwehen dieser Begebenheit, vermochte man nicht zu lindern. Eine heitere Laune paart sich bekanntlich sehr ungern mit Kopfschmerzen, hatte sich folglich auch hier verdrängen lassen; mürrisch und einsilbig saß der hohe Gast auf seinem Lehnstuhle, und Alles, was, außer dem Tabaksrauch, zwischen seinen Zähnen hervorging, war eine Ver-

wünschung des Blumenstreuens. So verschwand auch diesmal wieder Schaafmilch's Hoffnung, seine Noth in einem günstigen Augenblicke an das große Superintendentenherz zu legen.

---

4. Das Hängeschloß und 5. der Ofen.

Leider hatte das Schicksal seine Tücke noch nicht erschöpft; die üble Laune des Gönners sollte noch einen starken Zusatz durch die Angst erhalten. Schon seit mehreren Monaten streifte eine starke Räuberbande in der Provinz umher, welche den neuesten politischen Grundsatz: „was man kann, das darf man auch," so unverdrossen in Ausübung brachte, daß es in der ganzen Gegend nur noch wenige Dörfer gab, wo es nicht ausgesehen hätte, als habe ein fremdes, siegreiches Heer daselbst bivouaquirt.

Eben als die Feuerbissischen Kopfschmerzen ein wenig nachzulassen begannen, stürzte ein bleicher Bote in das Zimmer, den ein in der vorigen Nacht beraubter, und kaum eine halbe Meile entfernt wohnender geistlicher Mitbruder abgefertigt hatte, um seinen liebwerthesten Herrn Konfrater zu warnen, inmaßen einige der betrunkenen Räuber sich hatten verlauten lassen, sie würden in der folgenden Nacht gegen Wurstfeld ziehen — (so hieß die Schaafmilch'sche Gemeinde) — weil sie in Erfahrung gebracht, daß der reiche Herr Superintendent daselbst Küchenvisitation halte, und folglich zum wenigsten ein leckerer Speisevorrath zu erbeuten stehe.

Dem erschrockenen Gaste schlüpfte bei dieser Botschaft die Pfeife aus dem Munde. Er würde auf der Stelle haben anspannen lassen, um in die sichere Residenz zurückzukehren, wo man doch wenigstens nur Requisitionen und gezwungene Anleihen erlegte; allein es war ein dunkler Herbstabend, die Straße grundlos, der Regen kalt; es schien noch weit gefährlicher, jenen Politikern auf der Landstraße zu begegnen, als ihren Einbruch abzuwarten. Der geistliche Herr entschloß sich daher wider Willen zu bleiben und sich der Fügung Gottes zu unterwerfen. Um aber diese göttliche Fügung mit menschlichen Kräften zu unterstützen, ersuchte er seinen Wirth, solche Veranstaltungen zu treffen, daß nicht die Räuber sie unvorbereitet überfallen möchten, als die fünf thörichten Jungfrauen ohne Lampen, oder als die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spieß. Man berief sogleich den Nachtwächter in den geheimen Rath, und es wurde noch ein Adjunktus dieser wichtigen Person für die künftige Nacht creirt. Alle Kettenhunde liefen los und ledig herum, alle Hofthüren wurden verrammelt. Durch diese Maßregeln noch nicht gänzlich beruhigt, erhob sich der Herr Superintendent auf sein Zimmer, um mit eigenen Augen zu untersuchen, ob sich daselbst keine Fallthüre und kein verdächtiger Winkel befinde, wo die gefürchteten Gäste sich verbergen könnten.

Diese Untersuchung fiel nun zwar gänzlich zum Vortheil des Zimmers aus, wo, die Mauselöcher ausgenommen, sich keine bedenkliche Oeffnung zeigte, aber er machte bei dieser Gelegenheit eine andere Entdeckung, die ihm für

sein nächtliches Wohlbefinden von Wichtigkeit schien. Um nämlich den verderblichen Blumen- und Birkenduft gänzlich aus dem Zimmer zu verbannen, hatte man weislich Thüren und Fenster aufgemacht, auch den Zweck dadurch vollkommen erreicht, hingegen der kühlen, nassen Herbstluft einen so freien Durchzug verstattet, daß die geistlichen Zähne und Gebeine darob klapperten und schauderten, und die Zunge das Verlangen von sich gab, den Ofen ein wenig zu heizen. Auf der Stelle erging der Befehl an die Magd, des dürren Holzes einige Arme voll herbei zu schleppen, und den Freund, der uns im Winter durch seine Wärme an die schwarze Brust lockt, damit zu füllen.

Nach diesen Veranstaltungen setzte man sich etwas beruhigt zur Abendtafel, und als der schäumende Porter, den Champagner ersetzend, fleißig kreiste, der Nachtwächter fleißig in's Horn stieß, und die Kopfschmerzen von dem Magen überwältigt wurden; da sah man das Konsistorium noch einmal guter Dinge, und in dem Pfarrer regte sich noch einmal eine leise Hoffnung, daß wenigstens am andern Morgen das versöhnte Schicksal ihm lächeln werde. Um keine Vorsichtsmaßregeln zu vernachläßigen, wurde noch spät der Küster auf den Thurm geschickt, mit dem Befehle, die Sturmglocke zu läuten, sobald er Lärm im Dorfe vernehme. Durch alles dieses beherzt und durch den reichlich genossenen Porter schläfrig gemacht, erhuben sich Se. Hochehrwürden, unter Vortretung zweier Wachskerzen, in Dero Schlafgemach, entließen die demüthigen Begleiter mit lal-

lender Zunge, und verschlossen und verriegelten die Thüre hinter sich.

Dem Pfarrer kam sein Gastzimmer in diesem Augenblicke vor wie eine Schatzkammer (nur keine deutsche), oder wie das grüne Gewölbe in Dresden, denn es enthielt, unter allen geistlichen Diamanten des ganzen Landes, den großen Pitt. Um so mehr zitterte er für dessen treue Bewahrung. Gern hätte er seinen Schatz in der Stille bei Seite geschafft, da er sich erinnerte, daß man sogar im Kriege Alles in Sicherheit bringt, was gewisse Menschen, die nicht einmal Räuber heißen wollen, Belieben tragen könnten, mitzunehmen. Da nun aber das bei Seite schaffen einer so ansehnlichen Superintendenten-Masse nicht thunlich war, so fiel es dem Pastor Schaafmilch um so schwerer auf das Herz, daß, bei einem etwaigen Einbruch der Räuber, keiner von allen Bewohnern des Hauses einer so großen Gefahr ausgesetzt war, als sein hochverehrter Konsistorialpräsident. Das Zimmer nämlich lag, wie schon erwähnt, am Ende eines langen Ganges, von welchem eine kleine Treppe in den Hof führte. Diese Treppe, wenn sie wie eine Art von Brückenkopf wäre befestigt worden, hätte allerdings tapfern Widerstand leisten können; allein sie war nur mit einer schwachen Thüre gegen den Zugwind versehen, die statt des Schlosses durch ein bloßes Gewicht zugehalten wurde; gelang es den Räubern bis in den Hof zu bringen, so waren auch die Treppe und der Gang in ihrer Gewalt; hingegen da, wo der letztere mit dem Hauptgebäude zusammenhing, befand sich noch eine verschließbare

Pforte, welche die hinter ihr Hausenden deckte. Der Gang war folglich der nächsten und größten Gefahr blosgestellt. Zwei Thüren, rechts und links auf demselben, konnten die nächtlichen Requirenten locken, und sie würden ihre Mühe hinter beiden belohnt gefunden haben; denn die eine führte zu dem Superintendenten, die andere zu der Schinkenkammer. So weh dem guten Schaafmilch auch der Verlust aller seiner Schinken gethan haben würde, so zitterte er doch noch weit mehr für seinen hohen Gast, und das Schloß, welches er von diesem mit weiser Vorsicht umdrehen hörte, beruhigte ihn nicht ganz, da ihm leider nur allzuwohl bewußt war, daß sowohl dieses Schloß, als das an der Schinkenkammer, unter die invaliden gehörten, die beim ersten Angriffe einer rüstigen Faust weichen würden. Zum Glück besann er sich, daß an der Bodenthüre noch ein recht gutes Hängeschloß befindlich, weil sein seliges Annelieschen auf diesem Boden ihr liebstes Habe, die Wäsche, zu trocknen pflegte. Er eilte daher besagtes Hängeschloß zu holen, befestigte es leise an der mit einem Anwurf versehenen Thüre des Konsistorial-Schlafgemachs, warf noch einen trüben Blick auf die Schinkenkammer, die er nicht mit gleichen Schutzwaffen ausrüsten konnte, verfügte sich aber wenigstens mit dem Troste zu Bette, daß Se. Hochehrwürden gegen einen coup de main völlig in Sicherheit waren.

Die gefürchtete Nacht verging, wie es ihm schien, ganz ruhig, denn er schlief nach seiner Gewohnheit ungestört bis an den lichten Morgen. »Gott sei Dank!« sagte er gä

nend, als er in den Schlafrock kroch, »nun will ich auch sogleich das Hängeschloß wieder abnehmen, weil es doch möglich wäre, daß der Herr Superintendent früher als gewöhnlich seine Ruhestätte verließe.«

Er ging und unterwegs kitzelte er sich mit dem Gedanken, wie gerührt Se. Hochehrwürden sein würden, wenn Sie erführen, mit welcher außerordentlichen Vorsicht man für Dero Sicherheit zu wachen beflissen gewesen. Leise nahte er sich der Thüre, leise nahm er das Hängeschloß ab, weil er den Gast noch im erquickenden Morgenschlummer begraben vermuthete. Aber — wie groß war sein Schrecken, als, nach kaum erfolgter Wegräumung des Hängeschlosses, die Thüre mit Ungestüm aufgerissen wurde, und der Superintendent wie ein rasender Ajax vor ihm stand.

»Herr!« so donnerte er den in eine Bildsäule verwandelten Schaafmilch an, »haben Sie mich denn durchaus ermorden wollen?«

Um diesen schweren Vorwurf zu verstehen, muß der Leser wissen, daß gehäufte Leiden in dieser schrecklichen Nacht den frommen Feuerbiß trafen. Wir wollen nicht einmal der bangen Besorgniß vor Räubern erwähnen, welche verursachte, daß er fünf Minuten später als gewöhnlich einschlief. Indessen schlief er doch nun und zwar so fest, daß, wenn die Schlacht bei Aspern vor seiner Thüre wäre geliefert worden, er nichts davon gehört haben würde.

»'s Glück kommt im Schlafe,« pflegt man, ich weiß warum, zu sagen; denn das Unglück kommt weit

öfter im Schlafe als das Glück. So auch hier. Den meisten Schaden fügen gewöhnlich dumme Leute zu, die es recht gut meinen. Die Magd begnügte sich nicht damit, den Ofen nach Vorschrift ein wenig geheizt zu haben; sondern, als es ihr bei ihrer letzten Umsicht auf dem Hofe so kalt vorkam, daß sie die Hände unter der Schürze verbergen mußte, so meinte sie bei dem Herrn Superintendenten sich ein doppeltes Trinkgeld zu verdienen, wenn sie bis Mitternacht beständig fort in seinem Ofen die hellste Flamme lodern ließe. Zwei Stunden brach die gute Seele sich von ihrem Schlafe deswegen ab, und erst als ein Kohlenhaufen gleich dem Schwefel in der Solfatara glühte, schlich sie, sehr zufrieden mit sich selbst, in ihr Bett.

Schon dadurch, daß der Ofen in diesem Herbste zum ersten Male geheizt wurde, entstand ein schädlicher Dunst im Zimmer, und der Rauch drang aus den unverschmierten Ritzen; da jedoch die Fenster, um dieser Beschwerde vorzubeugen, geöffnet, und erst beim Eintritte des Gastes wiederum verschlossen wurden, so hatte dieser nichts davon gespürt, und war in Gottes Namen eingeschlafen. Nun aber begann das Feuer, durch die liebevolle Sorge der Magd, immer heftiger zu wirken, keine russische oder finnische Badstube war mit dem Schlafzimmer des Superintendenten zu vergleichen; seine sonst geschmeidigen Schuhe schrumpften wie Horn zusammen, und aus der Perücke, die er über einen Stuhl gehängt hatte, triefte die Pomade herab. Auf seiner Stirn perlte der Schweiß, jedes Haar auf seinem beschornen Kopfe trug einen Thautropfen, und

seine röchelnde Brust beneidete den Fischen den Vorzug, durch die Kiefer athmen zu können. Blos gewissen Thieren, die in den Ritzen der Bettstellen ihre fruchtbaren Kolonien errichten, schien dieses Uebermaß von Wärmestoff nicht unbehaglich, sie krochen bei Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und machten sich mit dem ehrwürdigen Schläfer so familiär, als ob sie ihn zeitlebens gekannt hätten. Bis Mitternacht widerstand Morpheus diesen vereinten Angriffen auf seine Macht, dann wich er endlich und räumte das mit Schweiß und Blut bedeckte Schlachtfeld. Die Athemzüge des unglücklichen Feuerbiß wurden immer schneller, immer schwerer, und vielleicht würde er bald den letzten gethan haben, wenn er nicht glücklicherweise, bei dem Herumwälzen in dem etwas schmalen Bette, sich mit solcher Gewalt gegen den Bettpfosten gestoßen hätte, daß er mit einer großen Beule am Kopfe halb und halb erwachte.

Sein erstes Erwachen glich aber nicht dem, vom Maler Müller beschriebenen, Erwachen Adam's, der sich behaglich im Paradiese fand; der Superintendent hingegen glaubte sich in der Hölle. Kaum hatte er noch so viel Kraft, sich aus dem Bette bis an's Fenster zu schleppen, und dieses aufzureißen. Ein kalter Luftstrom drang herein, kühlte zwar in Kurzem das Zimmer bis auf zwanzig Grad Reaumür wieder ab, hemmte aber auch die übermäßige Ausdünstung des feisten, nur mit einem dünnen Nachtgewande bedeckten Körpers so schnell, daß eine heftige Verkältung die nothwendige und nur zu bald sich zeigende Folge davon ..r. Ein nagender Schmerz meldete sich in den priester-

lichen Eingeweiden, und suchte sich mit Gewalt Luft zu machen. Der Superintendent, der sich von allen Bequemlichkeiten des Hauses am Abend hinreichend unterrichtet hatte, warf den seidenen Schlafrock über, tappte nach der Thür und öffnete hastig das Schloß, weil gar keine Zeit mehr zu verlieren war. Himmel! da stieß er zu seinem größten Schrecken auf ein unerwartetes Hinderniß. Das Hängeschloß erlaubte der Thüre höchstens eine zollbreite Oeffnung, die unter diesen Umständen dem Patienten von gar keinem Nutzen war. Er rüttelte und schüttelte vergebens, jeder neue Versuch überzeugte ihn immer mehr, daß er wirklich eingesperrt sei, und jede körperliche Anstrengung setzte ihn der Gefahr aus, früher als er wünschen durfte, von seiner Bürde befreit zu werden. Er nahm sich männlich zusammen, und suchte überall, wo man sonst dergleichen anzutreffen pflegt, eine gewisse, zur Erleichterung der Menschheit wohlthätig ausgesonnene Erfindung; aber auch diese Hoffnung täuschte ihn, und die Gefahr wurde immer dringender.

Die Stimme des eben vorübergehenden Nachtwächters gab ihm wieder einigen Muth, er legte sich mit dem halben Leibe aus dem Fenster, entdeckte voll Vertrauen seine Noth, bat und befahl an die Hausthüre zu donnern, damit irgend eine mitleidige Seele zu seiner Erlösung herbeieilen möchte. Unglücklicherweise hatte der Nachtwächter die Furcht vor den Räubern durch eine so starke Portion Branntwein zu verscheuchen gesucht, daß er alle seine Sinne, und besonder das Gehör dadurch benebelt hatte. Nur so viel verna

er, daß die Stimme, welche ihn anrief, eine Klagestimme war, auch das Wort krank hatte er verstanden, und da es ihm öfter bei der Ausübung seines nächtlichen Amtes begegnete, daß man aus Häusern, wo schwere Patienten lagen, ihn um das Absingen eines Trost- oder Sterbeliedes ersuchte: so glaubte er auch jetzt zu diesem Liebesdienst aufgefordert zu sein, stellte sich deshalb dicht an die Mauer unter das offene Fenster, und hub mit gellender Stimme an zu singen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Je mehr der Superintendent von oben herunter brüllte, je mehr brüllte der Nachtwächter von unten hinauf; als nun der Erstere sah und fühlte, daß jede Hoffnung zu schleuniger Rettung verloren war, so faßte er plötzlich einen heroischen Entschluß; er zog nämlich sein Gesicht zurück und hängte statt dessen das Schild der, durch Thümmel wohlbekannten, holländischen Wirthin aus, und da der Ehrenmann nichts halb zu thun gewohnt war, so verstummte der Nachtwächter plötzlich, weil es ihm vorkam, als sei er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Um dieser zu entgehen, stellte er sich einige Schritte weiter, sang sein Lied mit großer Erbauung bis zu Ende, und wurde von dem Superintendenten mit großer Erleichterung accompagnirt.

Auch als der holde Sänger sich schon längst entfernt hatte, fuhr der Geplagte noch immer fort, seine Noth den Sternen zu klagen, die einzeln durch die Regenwolken [illegible]merten, und kaum hatte er im warmen Bette wie[illegible]inige Minuten Ruhe genossen, als der innere Sturm

und Drang ihn immer wieder an das Fenster rief, um seinem Herzen Luft zu machen.

So hatte er die schrecklichsten Stunden bis zum Anbruch des Tages durchwacht, seine Leiden verminderten sich endlich, und er wollte eben noch ein Stündchen der so nöthigen Ruhe pflegen, als ein gewaltiger Lärm unter demselben Fenster entstand, welches Zeuge seiner Schmerzen und seiner Beharrlichkeit, sich ihrer zu entledigen, gewesen war. Es hatte sich nämlich die liebe Schuljugend auf ihrer Wallfahrt zum Schulmeister unten versammelt, und mit großem Erstaunen die noch nie gesehene Verzierung der Mauer erblickt. Der muthwillige Haufe vergrößerte sich von Minute zu Minute, des Gelächters und der derben witzigen Einfälle wurden immer mehr und mehr; der Konsistorialpräsident, der sonst alle Katechumenen nur vor sich zittern zu sehen gewohnt war, stand jetzt lauschend hinter dem Vorhange, und wagte nicht mehr, weder auf die eine noch auf die andere Weise aus dem Fenster zu schauen; aber der Geifer des Zorns nagte an seiner Leber, und — in diesem Augenblicke nahm der Pastor Schaafmilch das Hängeschloß ab. Was Wunder also, daß die Donnerstimme ihm entgegen brüllte: »Herr! haben Sie mich durchaus ermorden wollen?« —

Das Schaaf verstummte vor seinem Scherer. So wie die schreckliche Begebenheit sich nach und nach entwickelte, wuchs auch die Verlegenheit des armen Pfarrers. Nichts als die heilige Betheurung, daß er es gut gemeint habe vermochte er den Vorwürfen seines erbitterten Gastes en

gegen zu stellen. »Lieber will ich mit einem verständigen Bösewicht zu thun haben,« fuhr dieser heraus, »als mit einem Narren, der es gut meint.« — Dies Donnerwort schlug auch die letzte Hoffnung zu Boden, den entrüsteten Gönner zu besänftigen.

6. Der Staarmatz.

Schon wurden, auf Befehl des Superintendenten, die schleunigsten Anstalten zur Abreise getroffen, schon schirrte der Kutscher die Pferde an, und Se. Hochehrwürden, mit großen Schritten das Zimmer messend, würdigten nicht einmal das aufgetragene Frühstück eines gnädigen Blickes. In dieser höchsten Noth gedachte Schaafmilch der Zauberkraft der Geschenke, welche bisweilen die drohendste Stirn entrunzelt. Er wußte von Hörensagen, daß auch der strenge Feuerbiß gegen diesen Zauber nicht unempfindlich war, und es konnte nur einen einzigen, doch allerdings sehr wichtigen Grund geben, der ihn noch abhalten konnte, sich dieses Mittels zu bedienen; er hatte nämlich nichts, was er für würdig hielt, ihm anzubieten.

Diesen Kummer theilte er flüsternd seinem Töchterlein mit, welches ihn hastig an seinen Staarmatz erinnerte. Das war in der That eines der liebenswürdigsten Thiere, welche jemals Federn getragen. Vor einigen Jahren erkrankte ein französischer Emigrirter, der auf einer Brot-Entdeckungsreise durch die Welt begriffen war, in dem kleinen Dorfe des Pastor Schaafmilch, wurde von diesem mit Allem, was er besaß, nämlich mit christlicher Liebe, unterstützt, und starb

zwar nicht eigentlich Hungers, aber doch in vertrauter Bekanntschaft mit diesem ältern Bruder der Pest. Sein Nachlaß reichte kaum hin, einen Sarg damit zu bestreiten; was sonst zu einem stillen Begräbnisse erforderlich war, lieferte der mitleidige Pfarrer gratis und nahm sich auch der Hinterbliebenen des Verstorbenen großmüthig an. Diese bestanden in einem alten magern Hunde und einem muntern Staarmatz, von welchem letztern der Selige oft zu sagen pflegte: bei wieder erlangter Gesundheit sei ihm nicht bange dafür, durch Hilfe dieses Staarmatzes an irgend einem Hofe ein einträgliches Amt zu erhalten, denn kein Höfling könne mehr und besser schwatzen, als der.

Wahr ist's, es war ein flinkes Thierchen, das den ganzen Tag über den Schnabel nicht zuthat, auch sonst so zahm und zutraulich, daß man dessen Liebkosungen unmöglich widerstehen konnte. Seit dem Tode des schönen Annelieschens hatte der betrübte Witwer sich immer fester an ein Geschöpf angeschlossen, das wenigstens eben so viel schwatzen konnte, als jene, und er bedauerte nur, daß der kleine Schwätzer nichts als französisch sprach, wovon er keine Silbe verstand.

Von einem solchen Lebensgefährten sich auf ewig zu trennen, war eine schreckliche Zumuthung, die Hans Leberecht Schaafmilch mit Entsetzen verwarf und lieber in Gesellschaft seines Staarmatzes fortdarben wollte wie bisher. Aber dazu hatte das Töchterlein gar keine Lust und das Söhnlein auch nicht. Schon trug Jene Verlangen, wie weiland ihre Frau Mutter, die Staarmätze, welche man Liebhaber nennt, um sich zu versammeln; und dieser brannte

vor Begierde, auf der Universität die Philisterpferde zu tummeln. Beider Wünsche legte sich das häßliche Thier, die Armuth, quer über den Weg, und wenn der Superintendent diesen Unhold nicht bannte, so konnte Anneliesschen ihre Jugend beim Spinnrocken vertrauren und der kleine Hans zu seinem Großvater in die Lehre gehen. Diese Gedanken fielen Beiden schwer auf's Herz, und das schlaue Töchterlein ließ in der Angst den Papa bemerken, daß es hier nicht blos darauf ankomme, eine fettere Pfründe durch den Staarmatz zu erlangen, sondern wenigstens die magere, die er besaß, zu erhalten; denn das finstere Schweigen des Konsistorialgewalthabers und die unter buschigten Augenbraunen roth wie das Gestirn des Mars schimmernden Augen ließen befürchten, daß er seinem unglücklichen Wirthe nicht blos ein Schloß vor die Thüre der Beförderung hängen, sondern ihn vielleicht gar bei Gelegenheit aus seiner bisherigen Thüre jagen würde, ohne ihm Blumen zu streuen. Bei dieser Möglichkeit schauderte der Pfarrer, und beschloß sogleich seinen gefiederten Liebling zu opfern, wenn er nur erst überzeugt sei, daß er dadurch seinen Zweck nicht verfehlen werde.

Dies auszumitteln, erbot sich das schnippische Anneliesschen. Frauenzimmer sind unter andern auch mit der Naturgabe ausgerüstet, von dem Brummen der Männer gar keine Notiz zu nehmen, wenn sie nicht wollen, sondern die Brummenden mit einer Unbefangenheit anzureden, als ob sie die beste Laune bei ihnen voraussetzten. Anneliesschen näherte sich schmeichelnd dem Superintendenten, erkundigte sich mit großer Theilnahme nach dessen kleiner Familie, und

fragte ganz zutraulich, ob man dieser nicht durch das Geschenk eines vortrefflich abgerichteten Staarmatzes ein Vergnügen machen könne? Plötzlich erheiterte sich das drohende Antlitz.

»Abgerichtet?« erwiederte er freundlich, »wirklich abgerichtet?«

»O er schwatzt Tausenderlei, das drolligste Zeug von der Welt, freilich nur französisch —«

»Französisch? desto besser!« Die Stirn entwölkte sich immer mehr und mehr. Um zu begreifen, wie der Zorn eines Superintendenten durch die Hoffnung, einen Staarmatz zu erhalten, so schnell verschwinden könne, muß man wissen, daß die älteste Prinzessin des fürstlichen Hauses, eine muntere oft muthwillige Dame, die Gönnerin unsers Ehrenmannes war, oder eigentlich nur sich gern über ihn lustig machte; wodurch er denn, wie mehrere seines Gleichen, sich hochgeehrt glaubte. Sie ließ ihm oft aus Küche und Keller das Beste zufließen, zog ihn auch nicht selten an ihre Tafel, und es waren die glücklichsten Augenblicke seines Lebens, wenn er zu Jemanden, der ihn besuchte, hingeworfen sagen konnte: Ich speise heute bei der Prinzessin. Dafür trug er ihr Stadtneuigkeiten zu und ließ sich gern ein wenig hudeln. Nur daß sie, und nach ihrem Beispiele der ganze Hof, ihn bisweilen T a r t ü f f e zu nennen beliebte, war ihm höchst zuwider. Ja unter vier Augen hätte sie nach Gefallen ihn mon cher Tartuffe anreden mögen, denn es ist unglaublich, wie viel ein Mensch unter vier Augen verträgt, we—zwei derselben fürstliche Augen sind; aber daß sogar

die Zofen ihm, wenn er durch das Vorzimmer ging, das verwünschte Tartüffe nachflüsterten, das war ihm sehr verdrüßlich und verbitterte oft den reinen Genuß seiner Hoffreuden. Indessen hielt er dafür, daß man in manchen Fällen nicht blos die Augen, sondern auch die Ohren zudrücken müsse; und die Gnade der Prinzessin war zu schmeichelhaft für seine geistliche Eitelkeit, als daß er um einer solchen Kleinigkeit willen sie hätte verscherzen mögen.

Fast hätte er sie ohnehin durch einen unglücklichen Zufall verscherzt. Die Prinzessin hatte nämlich auch einen Staarmatz, dem sie sehr gewogen war, und der die Freiheit hatte, sämmtliche Höflinge Spitzbuben zu nennen. Dieses Thierchen entschlüpfte eines Tages seinem Käficht, als eben der Superintendent zugegen war, die Prinzessin wollte es fangen, der geistliche Herr stand ihr pflichtschuldigst bei, erwischte es auch mit seiner nervichten Faust, hielt aber das zarte Vöglein so herzhaft, daß, als er es nun der Gebieterin überreichen wollte, es nur noch einmal nach Luft schnappte und verschied. Die schreckliche Folge davon war, daß er in sechs Wochen nicht zur Tafel gebeten wurde, eine der traurigsten Epochen seines Lebens. Um die Gnade der Prinzessin wieder zu gewinnen, wäre er gern noch einmal in die Bärenhaut gekrochen und hätte nach dem Dudelsack getanzt, folglich war der Staarmatz des Pfarrers ihm das willkommenste Geschenk, und in der Freude seines Herzens schüttelte er sogar dem Schaafmilch die Hand mit den Worten: »Sie sind ein braver Mann, Herr Pastor, ich ...de weiter an Sie denken.«

Wer war froher als der ehrliche Hans Leberecht! Er eilte auf der Stelle, den Staarmatz zu holen, während der Superintendent mit freundlicher Redseligkeit Annelieschen erzählte, daß er Ihrer Durchlaucht der Prinzessin, seiner Gönnerin, und er dürfe wohl sagen seiner Freundin, ein Geschenk damit machen wolle. Aber ach! diese wahrhafte Geschichte enthält schon der Launen des Schicksals so viele, daß man sich nicht wundern darf, es noch einmal sein böses Spiel treiben zu sehen. Der Staarmatz erschien und war allerliebst; allein das erste Wort, welches er den Superintendenten entgegen zwitscherte, war — Tartüffe! — Der gute Pfarrer und seine Familie, die in ihrem Leben von Tartüffe nichts gehört hatten, konnten gar nicht begreifen, warum in den Blicken ihres Gastes der kaum erloschene Zorn sich so plötzlich wieder entzündete? und warum er so hastig erklärte, er wolle den Vogel nicht haben? — Es ging sehr natürlich zu; denn vor der Seele des Konsistorialpräsidenten schwebten sogleich alle die Spöttereien, denen er sich aussetzen würde, wenn er einen Schwätzer nach Hofe brächte, der das vermaledeite Tartüffe von ihm gelernt zu haben schien. Ohne weitere Erklärung nahm er trocken Abschied, setzte sich in den Wagen und hinterließ den ehrlichen Pfarrer mit seinem verschmähten Vogel in der größten Bestürzung.

Das schlaue Töchterlein dachte der wunderlichen Begebenheit im Stillen nach, und meinte, das Wort Tartüffe müsse wohl etwas sehr unschickliches bezeichn

er, daß die Stimme, welche ihn anrief, eine Klagestimme war, auch das Wort krank hatte er verstanden, und da es ihm öfter bei der Ausübung seines nächtlichen Amtes begegnete, daß man aus Häusern, wo schwere Patienten lagen, ihn um das Absingen eines Trost- oder Sterbeliedes ersuchte: so glaubte er auch jetzt zu diesem Liebesdienst aufgefordert zu sein, stellte sich deshalb dicht an die Mauer unter das offene Fenster, und hub mit gellender Stimme an zu singen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Je mehr der Superintendent von oben herunter brüllte, je mehr brüllte der Nachtwächter von unten hinauf; als nun der Erstere sah und fühlte, daß jede Hoffnung zu schleuniger Rettung verloren war, so faßte er plötzlich einen heroischen Entschluß; er zog nämlich sein Gesicht zurück und hängte statt dessen das Schild der, durch Thümmel wohlbekannten, holländischen Wirthin aus, und da der Ehrenmann nichts halb zu thun gewohnt war, so verstummte der Nachtwächter plötzlich, weil es ihm vorkam, als sei er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Um dieser zu entgehen, stellte er sich einige Schritte weiter, sang sein Lied mit großer Erbauung bis zu Ende, und wurde von dem Superintendenten mit großer Erleichterung accompagnirt.

Auch als der holde Sänger sich schon längst entfernt hatte, fuhr der Geplagte noch immer fort, seine Noth den Sternen zu klagen, die einzeln durch die Regenwolken schimmerten, und kaum hatte er im warmen Bette wieder einige Minuten Ruhe genossen, als der innere Sturm

und Drang ihn immer wieder an das Fenster rief, um seinem Herzen Luft zu machen.

So hatte er die schrecklichsten Stunden bis zum Anbruch des Tages durchwacht, seine Leiden verminderten sich endlich, und er wollte eben noch ein Stündchen der so nöthigen Ruhe pflegen, als ein gewaltiger Lärm unter demselben Fenster entstand, welches Zeuge seiner Schmerzen und seiner Beharrlichkeit, sich ihrer zu entledigen, gewesen war. Es hatte sich nämlich die liebe Schuljugend auf ihrer Wallfahrt zum Schulmeister unten versammelt, und mit großem Erstaunen die noch nie gesehene Verzierung der Mauer erblickt. Der muthwillige Haufe vergrößerte sich von Minute zu Minute, des Gelächters und der derben witzigen Einfälle wurden immer mehr und mehr; der Konsistorialpräsident, der sonst alle Katechumenen nur vor sich zittern zu sehen gewohnt war, stand jetzt lauschend hinter dem Vorhange, und wagte nicht mehr, weder auf die eine noch auf die andere Weise aus dem Fenster zu schauen; aber der Geifer des Zorns nagte an seiner Leber, und — in diesem Augenblicke nahm der Pastor Schaafmilch das Hängeschloß ab. Was Wunder also, daß die Donnerstimme ihm entgegen brüllte: »Herr! haben Sie mich durchaus ermorden wollen?« —

Das Schaaf verstummte vor seinem Scherer. So wie die schreckliche Begebenheit sich nach und nach entwickelte, wuchs auch die Verlegenheit des armen Pfarrers. Nichts als die heilige Betheurung, daß er es gut gemeint habe, vermochte er den Vorwürfen seines erbitterten Gastes ent-

gegen zu stellen. »Lieber will ich mit einem verständigen Bösewicht zu thun haben,« fuhr dieser heraus, »als mit einem Narren, der es gut meint.« — Dies Donnerwort schlug auch die letzte Hoffnung zu Boden, den entrüsteten Gönner zu besänftigen.

6. Der Staarmatz.

Schon wurden, auf Befehl des Superintendenten, die schleunigsten Anstalten zur Abreise getroffen, schon schirrte der Kutscher die Pferde an, und Se. Hochehrwürden, mit großen Schritten das Zimmer messend, würdigten nicht einmal das aufgetragene Frühstück eines gnädigen Blickes. In dieser höchsten Noth gedachte Schaafmilch der Zauberkraft der Geschenke, welche bisweilen die drohendste Stirn entrunzelt. Er wußte von Hörensagen, daß auch der strenge Feuerbiß gegen diesen Zauber nicht unempfindlich war, und es konnte nur einen einzigen, doch allerdings sehr wichtigen Grund geben, der ihn noch abhalten konnte, sich dieses Mittels zu bedienen; er hatte nämlich nichts, was er für würdig hielt, ihm anzubieten.

Diesen Kummer theilte er flüsternd seinem Töchterlein mit, welches ihn hastig an seinen Staarmatz erinnerte. Das war in der That eines der liebenswürdigsten Thiere, welche jemals Federn getragen. Vor einigen Jahren erkrankte ein französischer Emigrirter, der auf einer Brot-Entdeckungsreise durch die Welt begriffen war, in dem kleinen Dorfe des Pastor Schaafmilch, wurde von diesem mit Allem, was er besaß, nämlich mit christlicher Liebe, unterstützt, und starb

zwar nicht eigentlich Hungers, aber doch in vertrauter Bekanntschaft mit diesem ältern Bruder der Pest. Sein Nachlaß reichte kaum hin, einen Sarg damit zu bestreiten; was sonst zu einem stillen Begräbnisse erforderlich war, lieferte der mitleidige Pfarrer gratis und nahm sich auch der Hinterbliebenen des Verstorbenen großmüthig an. Diese bestanden in einem alten magern Hunde und einem muntern Staarmatz, von welchem letztern der Selige oft zu sagen pflegte: bei wieder erlangter Gesundheit sei ihm nicht bange dafür, durch Hilfe dieses Staarmatzes an irgend einem Hofe ein einträgliches Amt zu erhalten, denn kein Höfling könne mehr und besser schwatzen, als der.

Wahr ist's, es war ein flinkes Thierchen, das den ganzen Tag über den Schnabel nicht zuthat, auch sonst so zahm und zutraulich, daß man dessen Liebkosungen unmöglich widerstehen konnte. Seit dem Tode des schönen Annelieschens hatte der betrübte Witwer sich immer fester an ein Geschöpf angeschlossen, das wenigstens eben so viel schwatzen konnte, als jene, und er bedauerte nur, daß der kleine Schwätzer nichts als französisch sprach, wovon er keine Silbe verstand.

Von einem solchen Lebensgefährten sich auf ewig zu trennen, war eine schreckliche Zumuthung, die Hans Leberecht Schaafmilch mit Entsetzen verwarf und lieber in Gesellschaft seines Staarmatzes fortdarben wollte wie bisher. Aber dazu hatte das Töchterlein gar keine Lust und das Söhnlein auch nicht. Schon trug Jene Verlangen, wie weiland ihre Frau Mutter, die Staarmätze, welche man Liebhaber nennt, um sich zu versammeln; und dieser brannte

vor Begierde, auf der Universität die Philisterpferde zu tummeln. Beider Wünsche legte sich das häßliche Thier, die Armuth, quer über den Weg, und wenn der Superintendent diesen Unhold nicht bannte, so konnte Annelieschen ihre Jugend beim Spinnrocken vertrauen und der kleine Hans zu seinem Großvater in die Lehre gehen. Diese Gedanken fielen Beiden schwer auf's Herz, und das schlaue Töchterlein ließ in der Angst den Papa bemerken, daß es hier nicht blos darauf ankomme, eine fettere Pfründe durch den Staarmatz zu erlangen, sondern wenigstens die magere, die er besaß, zu erhalten; denn das finstere Schweigen des Konsistorialgewalthabers und die unter buschigten Augenbraunen roth wie das Gestirn des Mars schimmernden Augen ließen befürchten, daß er seinem unglücklichen Wirthe nicht blos ein Schloß vor die Thüre der Beförderung hängen, sondern ihn vielleicht gar bei Gelegenheit aus seiner bisherigen Thüre jagen würde, ohne ihm Blumen zu streuen. Bei dieser Möglichkeit schauderte der Pfarrer, und beschloß sogleich seinen gefiederten Liebling zu opfern, wenn er nur erst überzeugt sei, daß er dadurch seinen Zweck nicht verfehlen werde.

Dies auszumitteln, erbot sich das schnippische Annelieschen. Frauenzimmer sind unter andern auch mit der Naturgabe ausgerüstet, von dem Brummen der Männer gar keine Notiz zu nehmen, wenn sie nicht wollen, sondern die Brummenden mit einer Unbefangenheit anzureden, als ob sie die beste Laune bei ihnen voraussetzten. Annelieschen näherte sich schmeichelnd dem Superintendenten, erkundigte sich mit großer Theilnahme nach dessen kleiner Familie, und

fragte ganz zutraulich, ob man dieser nicht durch das Geschenk eines vortrefflich abgerichteten Staarmatzes ein Vergnügen machen könne? Plötzlich erheiterte sich das drohende Antlitz.

»Abgerichtet?« erwiederte er freundlich, »wirklich abgerichtet?«

»O er schwatzt Tausenderlei, das drolligste Zeug von der Welt, freilich nur französisch —«

»Französisch? desto besser!« Die Stirn entwölkte sich immer mehr und mehr. Um zu begreifen, wie der Zorn eines Superintendenten durch die Hoffnung, einen Staarmatz zu erhalten, so schnell verschwinden könne, muß man wissen, daß die älteste Prinzessin des fürstlichen Hauses, eine muntere oft muthwillige Dame, die Gönnerin unsers Ehrenmannes war, oder eigentlich nur sich gern über ihn lustig machte; wodurch er denn, wie mehrere seines Gleichen, sich hochgeehrt glaubte. Sie ließ ihm oft aus Küche und Keller das Beste zufließen, zog ihn auch nicht selten an ihre Tafel, und es waren die glücklichsten Augenblicke seines Lebens, wenn er zu Jemanden, der ihn besuchte, hingeworfen sagen konnte: Ich speise heute bei der Prinzessin. Dafür trug er ihr Stadtneuigkeiten zu und ließ sich gern ein wenig hudeln. Nur daß sie, und nach ihrem Beispiele der ganze Hof, ihn bisweilen Tartüffe zu nennen beliebte, war ihm höchst zuwider. Ja unter vier Augen hätte sie nach Gefallen ihn mon cher Tartuffe anreden mögen, denn es ist unglaublich, wie viel ein Mensch unter vier Augen verträgt, wenn zwei derselben fürstliche Augen sind; aber daß sogar schon

die Zofen ihm, wenn er durch das Vorzimmer ging, das verwünschte Tartüffe nachflüsterten, das war ihm sehr verdrüßlich und verbitterte oft den reinen Genuß seiner Hoffreuden. Indessen hielt er dafür, daß man in manchen Fällen nicht blos die Augen, sondern auch die Ohren zudrücken müsse; und die Gnade der Prinzessin war zu schmeichelhaft für seine geistliche Eitelkeit, als daß er um einer solchen Kleinigkeit willen sie hätte verscherzen mögen.

Fast hätte er sie ohnehin durch einen unglücklichen Zufall verscherzt. Die Prinzessin hatte nämlich auch einen Staarmatz, dem sie sehr gewogen war, und der die Freiheit hatte, sämmtliche Höflinge Spitzbuben zu nennen. Dieses Thierchen entschlüpfte eines Tages seinem Käficht, als eben der Superintendent zugegen war, die Prinzessin wollte es fangen, der geistliche Herr stand ihr pflichtschuldigst bei, erwischte es auch mit seiner nervichten Faust, hielt aber das zarte Vöglein so herzhaft, daß, als er es nun der Gebieterin überreichen wollte, es nur noch einmal nach Luft schnappte und verschied. Die schreckliche Folge davon war, daß er in sechs Wochen nicht zur Tafel gebeten wurde, eine der traurigsten Epochen seines Lebens. Um die Gnade der Prinzessin wieder zu gewinnen, wäre er gern noch einmal in die Bärenhaut gekrochen und hätte nach dem Dudelsack getanzt, folglich war der Staarmatz des Pfarrers ihm das willkommenste Geschenk, und in der Freude seines Herzens schüttelte er sogar dem Schaafmilch die Hand mit den Worten: »Sie sind ein braver Mann, Herr Pastor, ich werde weiter an Sie denken.«

Wer war froher als der ehrliche Hans Leberecht! Er eilte auf der Stelle, den Staarmatz zu holen, während der Superintendent mit freundlicher Redseligkeit Anneliesschen erzählte, daß er Ihrer Durchlaucht der Prinzessin, seiner Gönnerin, und er dürfe wohl sagen seiner Freundin, ein Geschenk damit machen wolle. Aber ach! diese wahrhafte Geschichte enthält schon der Launen des Schicksals so viele, daß man sich nicht wundern darf, es noch einmal sein böses Spiel treiben zu sehen. Der Staarmatz erschien und war allerliebst; allein das erste Wort, welches er den Superintendenten entgegen zwitscherte, war — Tartüffe! — Der gute Pfarrer und seine Familie, die in ihrem Leben von Tartüffe nichts gehört hatten, konnten gar nicht begreifen, warum in den Blicken ihres Gastes der kaum erloschene Zorn sich so plötzlich wieder entzündete? und warum er so hastig erklärte, er wolle den Vogel nicht haben? — Es ging sehr natürlich zu; denn vor der Seele des Konsistorialpräsidenten schwebten sogleich alle die Spöttereien, denen er sich aussetzen würde, wenn er einen Schwätzer nach Hofe brächte, der das vermaledeite Tartüffe von ihm gelernt zu haben schien. Ohne weitere Erklärung nahm er trocken Abschied, setzte sich in den Wagen und hinterließ den ehrlichen Pfarrer mit seinem verschmähten Vogel in der größten Bestürzung.

Das schlaue Töchterlein dachte der wunderlichen Begebenheit im Stillen nach, und meinte, das Wort Tartüffe müsse wohl etwas sehr unschickliches bezeichnen;

aber was? das hätte sie für ihr Leben gern gewußt. Auf dem Edelhofe hätte sie es wohl leicht erfahren können, denn die Junker wurden daselbst von einem französischen Hofmeister erzogen, dem es in seinem Vaterlande durchaus nicht hatte glücken wollen, ein berühmter Haarkräusler zu werden; aber — wie würde der Herr Gouverneur sie schamroth gemacht haben, wenn das Wort Tartüffe nun wirklich etwas bedeutete, wonach ein sittsames Mädchen nicht fragen soll. Lieber bezähmte sie ihre Neubegier noch eine Weile, und gab ihrem Bruder den Auftrag, sich bei dem Sprachmeister in der Stadt Raths zu erholen, und bei seinem nächsten Besuche in den Ferien ihr wenigstens verblümt zu berichten, was ein Tartüffe für ein Ding sei. Hänschen brachte ihr die gewünschte Erklärung und Anneliesschen begriff nun sogleich, warum der Herr Superintendent sich gegen den Staarmatz so ungeberdig bewiesen, nachdem er zuvor das heftigste Verlangen bezeigt, Ihro Durchlaucht, die Prinzessin, damit zu beschenken. Er mußte also doch wissen, daß ein solches Geschenk der Prinzessin angenehm sein werde, und da ihrer geheiligten Person das Wörtlein Tartüffe unmöglich zuwider sein konnte, so schoß plötzlich der Gedanke durch Anneliesschens Kopf: »wie, wenn ich den Staarmatz ihr brächte? — wie, wenn ich dem Vater eine bessere Pfarre verschaffte?« — Es wurde ihr ganz warm dabei, ihr Auge funkelte und ihr Herz klopfte. Von dem lieben Papa, den sie eben so unbeschränkt zu beherrschen anfing als die liebe Mama es gethan hatte, erhielt sie leicht die Erlaubniß, mit der

Frau Pächterin nach der Residenz zu fahren, um ihren Großvater, den Schuster, zu besuchen; des Dorfes Viehhirt lieferte ihr einen sehr ziemlichen Käficht aus Weidenzweigen geflochten; der kunstreiche Staarmatz wurde hinein gesperrt, und wenige Tage nachher stellte sich das hübsche Mädchen mit einer Mischung von Schüchternheit und Keckheit an die Paradetreppe des Schlosses, um der Prinzessin, welche eben spaziren fahren wollte, den mit Blumen besteckten Käficht zu überreichen. Ihro Durchlaucht fanden großes Gefallen sowohl an dem Vogel als an dem naiven Landmädchen; sie geruhten beide in ihr Zimmer kommen zu lassen, fanden beide sehr unterhaltend, liehen den kindlichen Bitten der Tochter ein gnädiges Ohr und erkundigten sich auf der Stelle, ob nicht eine einträgliche Pfründe vacant sei? Allerdings fand sich eine solche, nur war sie bereits einem wackern Greise zugesagt worden; da aber dieser Greis keinen französischen Staarmatz zu überreichen hatte, so verstand es sich von selbst, daß er nachstehen mußte. Die Prinzessin ließ dem Herrn Superintendenten ihre Willensmeinung eröffnen, daß er den Pastor Schaafmilch von Wurstenfeld nach Krondorf versetzen solle. Feuerbiß stutzte nicht wenig über diesen unerwarteten Befehl, und begab sich sogleich nach Hofe, um wenigstens einen Versuch zu machen, diesen Eingriff in seine Rechte zu hintertreiben. Schon schritt er gravitätisch durch das Vorzimmer, da hörte er dicht neben sich das verhaßte T a r t ü f f e! Zornig wandte er den Blick nach der verwegenen

Zofe, von der, wie er meinte, dieser Willkommen herrühre; aber siehe, da hing der wohlbekannte Staarmatz in einem vergoldeten Käficht, lachte überlaut und wiederholte sein Tartüffe wohl noch zwanzigmal, wechselte jedoch bisweilen, da er eben in der Laune zu schwatzen war, mit coquin! und grand coquin!

Jetzt errieth der Superintendent augenblicklich den Zusammenhang der Geschichte, und so fest er auch entschlossen gewesen, gegen alle etwaige Gönner des Pastor Schaafmilch zu Felde zu ziehen, so fühlte er doch, als ein erfahrner Höfling, sogleich, daß er es nicht wagen dürfe, sich dem Staarmatze der Prinzessin freventlich zu opponiren. Der ehrliche Hans Leberecht empfing zu seinem höchsten Erstaunen den Ruf nach Krondorf, und bald wurde der gefürchtete Feuerbiß nicht blos sein Gönner, sondern sogar sein wärmster Freund; denn die Prinzessin hatte das hübsche Annelieschen zu ihrer Kammerfrau erhoben, und da Ihro Durchlaucht nicht selten einer vertrauten Kammerfrau bedurften, so spielte sie bald eine der wichtigsten Rollen am Hofe, und die Reihe war nun an ihr, sich von den Kindern des Superintendenten Blumen streuen zu lassen. Dankbar pflegte sie den Staarmatz, den Schöpfer ihres Familienglücks.

Englands politisches Testament.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1780 eine Broschüre von wenigen Bogen, die in Paris bei dem Buch-

händler Desanges verkauft wurde. Man wird leicht errathen, welche Tendenz diese Schrift hatte. »Die Zeiten sind nicht mehr, wo Freundschaft und Religion so treue Gefährten der Menschheit waren, daß man einen König von England und einen König von Frankreich in demselben Bette schlafen sah; die Zeiten sind nicht mehr, wo der Leopard im Schatten der Lilien ruhte.«

»Es ist um euch geschehen,« so hebt das testirende England seinen Spruch an, »meine letzte Stunde hat geschlagen — meine Macht, die alle Meere von einem Pole zum andern beherrschte, und alle übrigen Mächte zu verschlingen drohte, die stürzt zusammen und verschwindet — meine stolze Nebenbuhlerin triumphirt, und die übrigen lauern schon auf den entscheidenden Augenblick, um aus meiner Vernichtung Vortheil zu ziehen.«

(Die arme Patientin hat sich doch nachher wieder ein wenig erholt.)

»O Pitt! als du die Zügel des Staates ergriffest, als deine glückliche Kühnheit meine Feinde, aber auch meine Triumphe vermehrte, als du den mächtigen Dreizack in meine Hand gabst, konntest du voraussehen, daß er mir so schnell entrissen werden würde; — (Es scheint, die Patientin war damals hypochondrisch. Sie wirft einen Blick auf ihre Herkunft, sie bereut, daß sie dieselbe, wie alle parvenus — warum sagte sie nicht: wie alle Völker — mit dem Schleier des hohen Alterthums bedecken wollen; sie gesteht, daß sie von herumirrenden Wilden in dicken Wäldern entsprungen, daß sie durch eine Menge Aben-

teuer unterjocht worden, durch die Römer, deren vergoldete Kette sie geliebt — (gibt es doch heutzutage Völker, welche eiserne Ketten lieben) — durch die Sachsen und Dänen — daß sie eine Sklavin unter Canut dem großen gewesen, mit Blut befleckt unter Edmund Ironside, abergläubisch unter Eduard dem Bekenner, und endlich der Raub eines normännischen Bastards, der seine Rechte auf ein Vermächtniß gründete, dessen Giltigkeit er durch sechzig tausend Säbel bewies.» — (Hat man denn jetzt bessere Rechte? und beweist man sie anders?) —

Die hypochondrische Kranke vergießt nun bittere Thränen über die öftern Einfälle der Engländer in Frankreich; über die bei Creci und Azincourt errungenen Lorbeern; über die Abscheulichkeiten, welche in diesem Kriege vorfielen — (und in welchem Kriege fallen denn keine Abscheulichkeiten vor?) — über die schändliche Hinrichtung des Mädchens von Orleans; über den schnellen Verlust aller Eroberungen, die so viel englisches Gold und englisches Blut gekostet hatten, und wovon am Ende doch nur ein leerer Titel übrig blieb.

Im Verlaufe der Jeremiade, welche die Patientin über ihren Lebenslauf anstimmt, kommt sie denn auch auf die Enthauptung Karl's des Ersten, dieses mehr unbesonnenen als verbrecherischen Monarchen, dessen Ermordung sie sich bitter vorwirft. (Man vergesse doch nicht, daß eigentlich ein Franzose dieses politische Testament geschrieben hat.) Auf Cromwell wird wacker geschimpft — (mein Gott! wie die Gesinnungen sich ändern). — Dieser

berühmte Bösewicht, heißt es, citirte Moses und Josua, indem er das Parlament kassirte. Ludwig dem XIV. wird der Vorwurf gemacht, daß er die Schlüssel von Dünnkirchen diesem Bedienten eines Bischofs übergeben, und daß er, nach dessen Tode, mit seinem ganzen Hofe Trauer angelegt, während blos Mademoiselle den Muth gehabt, in einem farbigen Kleide bei Hofe zu erscheinen, und auf diese Weise Frankreichs Ehre zu retten. (Es ist höchst sonderbar, die Ehre eines ganzen Landes für gerettet zu halten, wenn eine einzige Person mit Charakter handelt. Was übrigens am Hofe Ludwig XIV. geschah, könnte sich wohl in der Folge noch öfter erneuern. Cromwell war ein Thor, daß er sich nicht die Krone auf das Haupt setzte. Wäre das geschehen, so würden seine Nachkommen vielleicht noch heute regieren, und man würde seinen Namen nur mit Ehrfurcht nennen.)

Nachdem die Kranke noch trübe Blicke auf die Neger und auf ihre Kolonien geworfen, klagt sie, daß sie neun und zwanzig Millionen Pfund Sterling Schulden habe und folglich bankerott machen müsse. (Ihre Schulden sind seitdem gewaltig angewachsen, und doch machte die stolze Nachbarin eher bankerott als sie.) Reuig beschließt sie, zwischen Irland, Schottland und ihr künftig eine vollkommene Gleichheit einzuführen; das Sistem der Kolonien in Amerika erklärte sie für unsinnig, da es ja höchst thöricht sei, ein Landhaus von einer Länge von ein tausend fünf hundert Meilen, zwei tausend Meilen weit von seiner Wohnung zu besitzen. Sie thut Verzicht darauf, wie

auch auf die kleinen Landhäuser auf den Antillen. Sie bedankt sich bei Frankreich, daß es sie von den Forts in Afrika entledigt hat. — (Frankreich kann jetzt diesen Dank zurück geben.) Das Etablissement am Senegall allein soll ihr jährlich dreißig tausend Pfund Sterling zu unterhalten gekostet haben. Sie überläßt den übrigen Europäern die Thorheit, Komptoire zu errichten, und Flotten in Ostindien zu halten, blos um das Vergnügen zu haben, die Ohren der Damen mit Diamanten zu schmücken, die Zimmer mit gemalter Leinwand zu tapezieren, den Magen mit einer bittern Pflanze und die Nase mit einem schwarzen Pulver zu vergiften. Sie will künftig blos handeln; eine allgemeine Handelsfreiheit einführen, und alle Häfen allen Nationen öffnen.

(Wollte Gott, sie wäre bei diesem guten Vorsatze geblieben!) — Alle Zölle sollen aufgehoben werden, das Wort Kontrebande soll man nicht mehr hören. (Amen!) Dann werde man auch weder Kriegsschiffe noch stehende Heere mehr zu halten gezwungen sein. »Bis zum letzten Jahrhundert,« ruft sie aus, »kannte Europa die traurige Nothwendigkeit nicht, mitten im Frieden den Schein des Krieges zu behaupten, und tausende von Müßiggängern zu ernähren, damit sie beim ersten Wink bereit sein möchten, das ihnen bezeichnete Schlachtopfer zu erwürgen.« — (Die gute Kranke kannte damals die neuesten Einrichtungen noch nicht, durch welche alle Völker Europa's in stehende Herre verwandelt worden sind.) —

Sie kommt nun zu ihrem eigentlichen Zwecke, leistet

Verzicht auf den Rang, den sie vormals unter den Mächten eingenommen, und überträgt ihre ganze Größe an Frankreich.

»Ich setze Frankreich zu meiner Universalerbin ein; zwar hat es mir oft viel Böses zugefügt, aber das verzeihe ich ihm gern um der guten Absichten willen für das allgemeine Wohl.« (Man sieht, daß Frankreich schon damals, wie jetzt, blos um des allgemeinen Wohls willen (pour le bien général) gegen England kämpfte.) — »Ich überlasse an Frankreich meine Herrschaft über die Meere und theile mit ihm den amerikanischen Handel.« (Fromme Vorsätze, die ein Kranker bisweilen faßt und vergißt, so bald er gesund wird.) —

»Wenn aber aus der Tiefe meines Elendes mein Rath ihm noch nützlich sein kann, so werde ich ihm zurufen: es ist dir gelungen (?) eine Macht zu demüthigen, die seit vielen Jahrhunderten deine Nebenbuhlerin war, benutze meine begangenen Fehler, sieh und vermeide die Klippen, an welchen mein unbesonnener Stolz scheiterte. Sei weder so thöricht Kolonien anzulegen, noch Eroberungen zu machen. Jede Kolonie ist ein Auswuchs des politischen Körpers, der diesen am Ende zernagt. Denke nur an deine ostindische Kompagnie, die, trotz Colbert's Genie, der Unterstützung Ludwig XIV. und des Kredits, den Lau's Sistem ihr verschaffte, dennoch zu Grunde ging. Dieses Beispiel und hundert andere werden dem jungen Fürsten, der Frankreich beherrscht (Ludwig XVI.), eine nützliche Lehre geben, und seine bekannte Mäßigung bürgt

dafür, daß er groß genug sein wird, um den Wahnsinn der Eroberungen zu verachten.» (Qui'l sera assez grand pour dédaignes la manie des conquêtes.)

Hierauf vermacht die immer schwächer werdende Patientin ein Legat an Spanien, nämlich Gibraltar, und wirft zuletzt noch einen politischen Ueberblick auf alle Nationen. Dieser ist für uns das Merkwürdigste, weil er einige Prophezeiungen enthält, die leider eingetroffen sind. Die Dänen scheinen ihr das einzige Volk, das einer guten Gesetzgebung sich zu erfreuen habe, und sie weissagt ihnen Glück, wenn sie nicht von der Wuth, ferne Kolonien zu besitzen, ergriffen werden, und wenn ihr kleines Komptoir zu Tranquebar nie ein Pondichery oder Madras wird. — Die polnische Feudalregierung zerstört den ganzen Einfluß, den Polen auf das Interesse von Europa haben sollte. — Der Koloß, den Peter der Erste aus dem Schlamme hervorzog (tiré de la boue), den die berühmte Frau, seine Nachfolgerin, zu formen begann (ébauché) und der von der heutigen Beherrscherin dieses Reichs vervollkommt worden; dieser Koloß ist noch weit entfernt, furchtbar zu sein. (Da befand sich die Patientin in einem großen Irrthume.) — Die Türkei wird, durch die Erschlaffung des Sultans und durch die Unfähigkeit seiner Veziere, von ewigen Stürmen heimgesucht werden, obgleich die Abgestumpftheit des Volkes und dessen Hang zu Vergnügungen sie dafür schützen sollte.

Deutschland hat in dem Kriege von 1630 das

Uebergewicht verloren, welches die Eroberungen und Intriguen Karl's V. ihm verschafft hatten; es ist im westphälischen Frieden gedemüthigt und herabgesetzt worden. (humiliée et dégradée). Deutschland wird nie furchtbar sein, so lange es, gleich dem Reiche des großen Moguls, unter so viele souveräne Nabobs vertheilt ist.

Das Berliner Genie war zum Wunderthun geboren. Ohne Menschen hat es Soldaten geschaffen, ohne Gelehrte eine Akademie, ohne Waren einen Handel. Mit zwei oder drei Häfen am Meere, und Etablissements in beiden Indien, wird Preußen noch ein Weilchen glänzen (aura encore quelques éclairs), und dann in seinen ersten Zustand zurück sinken. Sein jetziger ist allzu widernatürlich. Wer nur eine Million Menschen hat, sagt Montesquieu, der kann nicht mehr als zehn tausend Mann halten.

Betrachtet Holland! seine politische Existenz neigt sich zum Ende. Von eifersüchtigen und laurenden Mächten umringt, sieht es täglich ein Blatt von seiner Ehrenkrone reißen und stirbt langsam. — (Es ist todt.)

Von Italien werde gar nicht geredet, weil es sich ganz den frivolen Künsten weiht. Der Italiener scheint nur dann eine Existenz zu haben, wenn er den Meißel in der Hand hält oder eine Arie trällert.

Es gibt noch eine Macht, welche ein gewisses Uebergewicht erlangt hat, durch den Schrecken, den sie einflößt, wenn sie zu einer Partei sich hinneigt, durch die Güte ihrer Konstitution, durch die Achtung, die man ihren Sit-

ihrer Uneigennützigkeit, ihrem Geiste der Unfeindseligkeit (esprit de neutralité) schuldig ist; sie wird jenes Uebergewicht verlieren, wenn der Luxus, die Thorheit der Manufakturen und des Handels bis zu ihr dringen. Nur das arme Sparta war frei und mächtig. (Meint die Patientin die Schweiz?)

Es folgen nun noch eine Menge bittere Sarkasmen gegen alle Vertheidiger und Anhänger von England, welche klar beweisen, daß der Notarius, dem die Kranke ihr Testament diktirte, kein Engländer war. Indessen muß man doch gestehen, daß dieses politische Testament viele Wahrheiten enthält, die der Herr Notarius damals selbst kaum ahnen konnte, und daß sogar die großmüthige Ernennung Frankreichs zur Universalerbin wohl noch in Erfüllung gehen könnte. Ob aber dieses Ereigniß pour le bien général ausschlagen werde? — das muß die Zeit lehren.

Der Bauchredner.

Ein Wundermann ist in Paris aufgetreten, er heißt Comte. Seiner Aussage nach haben seine Zaubereien ihn schon oft in Lebensgefahr gebracht. In Spanien wollte man ihn verbrennen; die deutschen Bauern wollten ihn todt prügeln (ein Umstand, von dem man in Deutschland nichts erfahren hat), besonders zu Freiburg (welchem Freiburg?), wo er sie ein wenig zu arg vexirte. An einem andern Orte erneuerte er das Wunder von Bileam's Eselin. Ein Bauer, dessen fauler Esel nicht fort wollte, schlug

das Thier gewaltig, da that es plötzlich seinen Mund auf und sprach: „Hat der liebe Gott uns nicht Alle gleich erschaffen? es ist Zeit, daß wir einmal unsere Rollen wechseln. Steig ab und laß mich auf dir reiten.“ — Der Bauer, der in seinem Leben keine andere Esel als Zweibeinige hatte sprechen hören, entsetzte sich gewaltig, sprang hastig herunter und lief davon, fest überzeugt, daß sein armer Grauschimmel vom Teufel besessen sei.

Ein anderesmal setzte Herr Comte die ganze Reisegesellschaft in einer Diligence in großes Schrecken. Es war finstere Nacht. Plötzlich lassen sich mehrere Stimmen draußen am Wagen vernehmen: den Beutel oder das Leben! Alle zittern, Alle greifen in ihre Taschen und holen die Beutel hervor. Comte thut dasselbe, und, da er dem Fenster am nächsten sitzt, so sammelt er alle die unfreiwilligen Gaben, um sie den vermeintlichen Räubern zu übergeben, deren Stimmen sich darauf entfernen. Man wünscht sich Glück in der Diligence, noch so mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein, man schwatzt über die Begebenheit bis zum anbrechenden Tage, wo denn endlich der Künstler sie auslacht und ihnen ihr Geld zurück gibt.

Das größte Verdienst hat Herr Comte sich in der Revolutionszeit um eine Kirche erworben, in der sich mehrere schöne Statuen befanden, welchen die Sanscülotten die Köpfe abschlagen wollten. Kaum erhoben diese Vandalen das Beil oder die Keule, als diese Statuen anfingen zu sprechen und ihren Henkern das Gewissen zu schärfen. Man kann denken, daß auch die Verwegensten davon liefen.

Im vorigen Sommer ließ Herr Comte in Paris seine Kunstfertigkeit öffentlich bewundern, und nahm viel Geld ein. Unter andern ahmte er die Stimme eines Gastwirths nach, der unten in seinem Keller ist, und mit Jemanden, der oben steht, spricht, auch sogleich die Treppe nach und nach heraufkommt. Er wußte diese stufenweise Annäherung der Stimme so täuschend darzustellen, daß, als sie nun endlich im Saale selbst anlangte, die ganze Versammlung aufsprang und nachsuchte, in der festen Meinung, es müsse sich Jemand versteckt haben; man überzeugte sich aber bald, daß die Stimme blos in Herrn Comte's Bauche versteckt war, und sein Triumph war vollkommen.

Indessen, so kunstreich auch dieser Mann sein mag, so gehört er doch immer nur zu einer sehr untergeordneten Klasse von Bauchrednern. Die erste derselben bilden die politischen Bauchredner. Hier entwickelt sich die Kunst auf einer weit höhern Stufe; hier kommt es nicht blos darauf an, sechs oder acht Menschen in einer Diligence, sondern vielen Millionen durch Furcht die Beutel aus der Tasche zu locken, und, wohl verstanden, sie ihnen nicht zurück zu geben; denn alles Zurückgeben, wenn es auch geraubtes Gut wäre, ist diesem bauchrednerischen Ruhme verkleinerlich. Hier kommt es nicht darauf an, Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen. Hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten — und wären es Heiligen-Köpfe — sondern sie, wo möglich, abzuschlagen, wenn sie sich

zu denken unterfangen. — Es gab zu allen Zeiten große politische Bauchredner und es gibt deren auch noch. Bald scheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geschrieben worden; bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksversammlung; aber der Zeitungsschreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen; es war immer nur die Stimme des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von fünfzig tausend auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußte, um dadurch zu überreden, sie lebten noch.

So wie Herr Comte sein Meisterstück bewies, indem er einen Gastwirth aus der Tiefe des Kellers herauf nach und nach immer näher brachte, und ihm sagen ließ, was dem Künstler beliebte; so legt auch ein politischer Bauchredner sein Meisterstück ab, wenn er zum Beispiel die Stimme einer ganzen Nation nachahmt, die aus der Tiefe ihrer Dummheit und ihres Aberglaubens herauf immer näher rückt, und selbst gehorsamst bittet, aufgeklärt und unterjocht zu werden. Diese Nation muß natürlich nicht ein Wort davon wissen; aber die Täuschung muß dennoch so groß sein, daß das ganze versammelte Europa darauf schwören kann, es habe die Bittenden gar deutlich vernommen.

Eben so täuschend muß der politische Bauchredner die Stimme der Freundschaft nachzuahmen wissen. Es gibt deren, die jeden Fürsten überreden können, er habe diese

Stimme wirklich gehört, der er denn auch wohlgemuth folgt bis zum Abgrunde. — Aber nicht blos auf fremde Nationen wirket die erhabene Kunst des Bauchredners, sie zeigt sich auch bei seiner eigenen Nation im höchsten Glanze. Wohin das Volk sich nur immer kehrt und wendet, vernimmt es, in diesem Winkel die Stimme des Patriotismus, in jenem die Stimme der allgemeinen Wohlfahrt, in diesem die Stimme der väterlichen Liebe, in jenem die Stimme der Religion; es ist immer nur Eine Stimme, nämlich die, welche aus dem Bauche der Herrschsucht hervorgeht; aber das Volk schwört Stein und Bein, es sei unmöglich, hier getäuscht zu werden.

Nur mit einer einzigen Stimme ist es bis jetzt noch nicht gelungen, sie täuschend hervorzubringen, nämlich mit der Stimme der Nachwelt. Diese haben selbst die größten politischen Bauchredner, trotz aller Mühe, die sie sich gegeben, noch nicht hervorzubringen gewußt. Indessen kümmert sie das auch wenig; sie genießen vor der Hand die Früchte ihrer Zauberkunst, befinden sich wohl dabei und lachen die Mitwelt aus.

Quodlibet.

(Zum Theil uralte Anekdoten.)

Die Ueberlegenheit der römischen Legionen erklärt Vegetius aus der Strenge ihrer militärischen Strafen. Die kleinsten Vergehen gegen die Kriegszucht zogen Verminderung des Soldes, Vermehrung der Arbeit, Degradation,

Beschimpfung und bisweilen sogar den Verlust der Freiheit nach sich. — Als in der Schlacht bei Straßburg eine Cohorte von sechs hundert Reitern die Flucht ergriff, ließ Julian sie in Weiberkleidern durch das Lager spaziren. Sie brannten vor Begierde, diesen Schimpf auszulöschen, und zeigten bald nachher in einem hitzigen Treffen, daß sie Männer waren. — Hatten sich ganze Korps an der Kriegszucht schwer versündigt, so wurde der zehnte Mann geköpft oder auch todt geprügelt. —

Die Römer wußten nichts von dem Organ des Muthes, welches Gall an dem Schädel des General Wurmser in einem so hohen Grade entdeckte; sie verstanden aus den plattesten Schädeln Helden zu bilden. Die Franzosen haben diese Kunst ihnen abgelernt, denn unmöglich läßt sich annehmen, daß das Organ des Muthes in irgend einem Lande ein Nationalorgan sei. Es gibt wilde Völker, welche die Köpfe ihrer Kinder in gewisse Formen pressen, wornach sie Alle einander ähnlich sehen. Ein Regent, der eine solche moralische Presse für die Köpfe seiner Unterthanen erfunden hat, macht aus ihnen was er will.

* * *

Das auffallendste Beispiel von der (jetzt verschwundenen) Ehrfurcht für die Geheimnisse der Religion hat sicher Kaiser Heinrich von Luxemburg gegeben. Er war 1313 bis in die Gegend von Sima vorgerückt. Hier nahm er das Abendmahl aus den Händen eines Dominikaners, Bernhard von Montepulciano, der ihm auch die sogenann-

Ablution oder den Spülkelch reichte. Bald darauf wurden seine Eingeweide von den heftigsten Schmerzen zerrissen. Die Aerzte argwöhnten sogleich, daß ihm Gift gegeben worden, und verschrieben ihm ein Brechmittel; aber Heinrich wollte lieber sterben, als den Leib des Herrn Christus, wenn auch vergiftet, auf diese Art wieder von sich geben. Und er starb wirklich!

* * *

Allen großen Rechenmeistern zur Uebung hat ein Schlaukopf die Frage aufgeworfen: wenn Alexander der Große täglich zehn Bouteillen Blut getrunken hätte, wie viele Jahre hätte er leben müssen, um Alles das Blut zu trinken, welches durch ihn und um seiner Herrschsucht willen vergossen worden? — Die Auflösung dieser Frage wird um so schwüriger, weil es zu Alexander's Zeiten noch keine Bülletins gab, aus welchen man die Summe der Erschlagenen hätte zusammen rechnen können.

* * *

Vor etwa vierzig Jahren gab der berühmte Franklin, in einem Brief an einen Freund, folgende seltsame Instruktion, um schwimmen zu lernen, die wohl schwerlich von Vielen zu befolgen gewagt werden möchte. »Wähle,« sagt er, »eine Stelle im Flusse, wo das Wasser nur nach und nach tiefer wird, gehe hinein bis an die Brust, kehre dann dem Strome den Rücken zu, und richte das Gesicht gegen das Ufer, welches du verlassen. Wirf nun zwischen dir und dem Ufer ein Ei in's Wasser, welches sogleich untersinken wird. Das Wasser muß aber so klar sein, daß du

das Ei auf dem Grunde sehen könnest, und es muß tief genug liegen, damit du nicht, ohne unterzutauchen, es erreichen könnest. Um dir Muth zu machen, bedenke, daß du dich dem Ufer näherst, wo das Wasser immer seichter wird; daß, wenn du die Knie beugst, diese schon eine geringere Tiefe unter sich haben werden, als deine Füße; und daß, so bald du nur willst, der Kopf aus dem Wasser hervorragen werde. Nun wirf dich kühn hinein, arbeite mit Händen und Füßen, um das Ei zu erhaschen; da wirst du finden, daß das Wasser dich wider deinen Willen trägt, und daß es gar nicht leicht ist, unterzusinken. Deine Anstrengungen, um zu dem Ei zu gelangen, werden dich dann von selbst schwimmen lehren. Nur die Furcht verbanne. — Eine Person, die nicht schwimmen kann, und zufällig in's Wasser fällt, würde sonder Zweifel sich lange oben erhalten, wenn sie nur Gegenwart des Geistes genug hätte, das Umdrehen und Untertauchen zu vermeiden, sondern ruhig in einer natürlichen Stellung zu bleiben.»

Franklin beschließt seinen Unterricht mit den Worten: »Wenn ich Kinder zu erziehen hätte, so würde ich, bei übrigens gleichen Vortheilen, immer diejenigen Schulen vorziehen, wo man schwimmen lernen kann, eine so höchst nützliche Kunst, die, wenn man sie einmal versteht, sich nie wieder vergißt.»

* * *

In Zeiten, wo das Worthalten immer seltener wird, mag man sich gern an folgende Begebenheit aus dem vier-

zehnten Jahrhundert erinnern. Friedrich von Oesterreich saß in der Traußnitz gefangen, Ludwig von Baiern bot ihm die Freiheit unter harten Bedingungen. Friedrich ging sie alle ein. Als er aber nachher gewahr wurde, daß er sie unmöglich erfüllen konnte, kehrte er sich nicht daran, daß der Papst den abgedrungenen Vergleich ohnehin schon vernichtet hatte, auch allenfalls bereit war, ihn noch einmal zu absolviren, sondern ging geradewegs nach München und warf sich seinem Gegner in die Arme. Aber dieser Gegner verdiente auch das bewiesene Vertrauen, er empfing den Biedermann als seinen besten Freund, speiste mit ihm an Einer Tafel und schlief mit ihm in Einem Bette; ja er gab ihm sogar die Staathalterschaft von Baiern, als er selbst seinem bedrängten Sohne nach Brandenburg zu Hilfe ziehen mußte. — O warum haben unsere Zeiten keine Beispiele von solchen edelmüthigen Feinden aufzuweisen! —

* * *

Rudolph von Habsburg ist derjenige Kaiser, der den größten und schönsten Nachruhm hinterließ, der jemals einem Monarchen zu Theil geworden. Seine Redlichkeit war nämlich so allgemein anerkannt, daß es noch lange nach seinem Tode ein Sprichwort blieb, wenn man einen nicht ganz zuverlässigen Menschen bezeichnen wollte: Der hat Rudolph's Redlichkeit nicht. — Was ist die Eroberung einer Welt in den Augen des Philosophen gegen solchen verdienten Ruhm? — Leider haben wir jetzt in keiner europäischen Sprache ein solches Sprichwort.

* * *

Derselbe Rudolph wünschte sich oft nicht mehr als vierzig tausend brave Deutsche zu Fuß und vier tausend zu Roß, mit welchen er, nach seiner Meinung, die ganze Welt erobern wolle. Wie würde er sich wundern, wenn man ihn jetzt an die Spitze von zehnmal so vielen Deutschen stellte, und er doch geschlagen würde.

* * *

In des Abbé André histoire générale et paticuliere von **Böhmen** findet sich folgende merkwürdige Stelle von **Karl dem Großen**: »Der neue Kaiser hatte sich allzugierig nach Eroberungen gezeigt, um nicht auch an die von Böhmen zu denken. Ohne Zweifel sah er mit Verdruß, daß dieses, von den Provinzen seines Reichs umgebene Land seinem Scepter noch nicht huldigte. Aber unter welchem Vorwand sollte er ein Volk angreifen, welches, **weit entfernt sich feindlich gegen ihn zu benehmen, seine Siege über die Abaren dadurch begünstigt hatte, daß es ihm einen freien Durchmarsch verstattete.** — Ei! könnte es Karl dem Großen wohl je an einem Vorwand mangeln? Wäre nicht falscher oder wahrer Eifer für die Belehrung der abgöttischen Böhmen hinreichend gewesen?« — (Oder auch nur die Versicherung sie glücklich machen zu wollen.) — »Konnte er nicht eine alte Abhängigkeit von den französischen Monarchen vorschützen und sie auffordern, ihn für ihren Herrn zu erkennen? — Es gab aber auch noch andere Gründe, die seiner **kriegerischen Rastlosigkeit** und seinen **ehrgeizigen Entwürfen** zu Hilf

kamen.“ — (Daß doch Alles in der Weltgeschichte wiederkehrt, und daß doch ewiglich Niemand sich dadurch warnen läßt!) —

* * *

Man klagte oft über die Menge der Klöster in Europa. Es gibt Länder in Asien, wo sie noch weit häufiger sind. Der Reisende Pinto, als er die Tartarei durchstreifte, fand neben einer Pagode, von einer einzigen Mauer umschlossen, hundert und achtzig Klöster für beide Geschlechter, von nicht weniger als zwei und vierzig tausend Mönchen und Nonnen bewohnt; die Dienerschar ungerechnet. Jedes Kloster hatte seinen eigenen Götzen. Eines derselben, dem Gott der Sonnen-Atomen gewidmet, war von einer verwitweten Schwester des Chans gegründet worden, die sich mit einer geringen Begleitung von sechstausend Weiber dahin zurückgezogen, und aus Demuth den Titel Kehrbesen im Hause Gottes angenommen hatte.

* * *

Zum Trost und nachahmungswerthen Beispiel für alle Ehemänner stehe hier eine Beobachtung von Boissy d'Anglas (demselben, der sich in der französischen Revolution berühmt gemacht), die er im Jahre 1785 einem seiner Freunde in einem Briefe mittheilte. »Dicht unter meinem Fenster haben zwei Schwalben ihr Nest gebaut, die ich mit großem Vergnügen belausche. Das Weibchen brütet jetzt, und das Männchen bringt ihr zu essen mit er sehr erbaulichen Pünktlichkeit. Es war eben in die-

ser Absicht ausgeflogen, als ich sehr deutlich eine fremde Schwalbe bemerkte, die ganz in der Stille meiner Frau Nachbarin einen Besuch abstattete, und sehr wohl empfangen wurde. Ich war, zu meinem großen Skandal, Zeuge ihrer gegenseitigen Liebkosungen, und konnte an der Untreue der Frau Nachbarin gar nicht zweifeln. Zu ihrem Unglück kam das Männchen dazu und schien eben so skandalisirt zu sein als ich. Es verfolgte den fremden Näscher, kam zurück, mißhandelte die Treulose zwar nicht, beklagte sich aber bitterlich, und das Weibchen zwitscherte sehr demüthig, vermuthlich um sich zu rechtfertigen. Ob ihr das ganz gelang, weiß ich nicht, aber so viel sah ich wohl, daß der Hausfriede nicht lange dadurch gestört wurde. Das Männchen flog wieder nach wie vor aus und ein, und der Galan ließ sich nicht mehr blicken.»

»Der Verfasser des Emil,» so schließt Boissy d'Anglas, »liebte die Schwalben sehr. Hätte er etwas dergleichen beobachtet, so würde sich seine Zuneigung wohl vermindert haben. Was mich betrifft, ich werde sie künftig nicht mehr ansehen.»

* * *

Im Haag erschien einmal (es ist schon ziemlich lange her) ein Buch über den Schlaf (du Sommeil), welches zwar nicht einschläfert, aber doch auch nicht eigentlich erklärt, wie man schläft. Die Nerven sollen während des Schlafs stumpf sein; und was dergleichen mehr ist, was recht gut klingt, aber nichts erklärt. An poetische

Floskeln, die auch nichts erklären, hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Er vergleicht die Reizbarkeit mit einer Uhr, die wieder aufgezogen werden muß; er läßt die Nerven von den äußern Gegenständen erschüttern, gleichwie der Wind ein Aehrenfeld bewegt; dann läßt er sie wieder wie ein Schiff zwischen zwei entgegen gesetzten Strömen schwanken; den leichten Schlummer, den die Hitze verursacht, vergleicht er mit einem flüchtigen Vogel, oder mit einem eigensinnigen Liebhaber. Die virösen Theilchen (molécules vireuses, ich weiß das Wort nicht zu übersetzen) der narkotischen Mittel nennt er eine furchtbare Armee, gegen welche die Natur alle ihre Truppen aufmarschiren läßt, u. s. w. Kurz, der Herr Verfasser hätte besser gethan zu schlafen, als über den Schlaf zu schreiben. Dieses Wunder, welches uns nur deshalb nicht mehr wunderbar vorkommt, weil wir es täglich sehen, hat wohl Niemand einleuchtender erklärt, als Gall, einer der größten und schärfsten Beobachter seiner Zeit, dessen Genie erst die Nachwelt gehörig zu würdigen wissen wird.

* * *

Es gibt einen handschriftlichen Roman (vermuthlich befindet er sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris) unter dem Titel: Jean d'Avennes, der eine gewisse kleine Liebesintrigue der Königin von Frankreich mit dem Sultan Saladin auf eine Art erzählt, wie sie sonst nirgends erzählt wird. »Die Königin,« heißt es, »lernte Saladin auf europäischen Reisen kennen und verliebte sich in ihn.

Mit gleichen Gesinnungen fand sie ihn im Morgenlande wieder. Er zeigte sich ihr unter den Mauren von Ptolemais — (demselben St. Jean d'Acre, wo Napoleon's Glück zum ersten Male scheiterte) — er forderte die christlichen Ritter zum Kampfe heraus. Sie erkannte ihn, und ließ ihn bekomplimentiren. Er antwortete so galant, daß die Königin die Begierde nicht unterdrücken konnte, den liebenswürdigen Muselmann wieder zu sehen. Sie bildete sich ein, oder stellte sich wenigstens so, daß bei einer Zusammenkunft es ihr gelingen würde, ihn zu bekehren, und ihm die Stadt des heiligen Grabes abzuschwatzen. Sie wußte das ihrem Gemahl so glaubwürdig vorzuspiegeln, daß der schwache König ihr erlaubte, mit einem Paß versehen, sich nach Jerusalem zu begeben, und die Bekehrung zu versuchen. Die schöne Missionärin reiste ab, prächtig gekleidet, und der Sultan mangelte nicht, ihr vor den Thoren der Stadt entgegen zu kommen. Zum Glück hatte der König seiner Gemahlin einen sehr braven Ritter, Namens Chauvigny, als Begleiter und Ehrenwächter mitgegeben. Dieser war von der ersten Zusammenkunft gar nicht erbaut, denn es kam ihm gerade so vor, als ob zwei Liebende nach einer langen Trennung sich wieder sähen. Als nun vollends die Königin erklärte, sie bedürfe seiner Begleitung jetzt nicht, sondern wolle sich mit Saladin einschließen, um an dem Heil seiner Seele zu arbeiten, so näherte sich ihr Chauvigny und flüsterte ihr in's Ohr: »Wenn Ihr auf diese Weise eine Seele retten wollt, so möchte am Ende Eure eigene darüber zum Teufel fahren

Mit diesen Worten packte er sie ziemlich unsanft, zog sie zu sich auf sein Roß und jagte mit verhängtem Zügel davon. Bei der Zurückkunft nach Europa ließ der König sich von ihr scheiden.»

Der Gelehrte, der diese Anekdote ausgehoben hat, vermuthet, sie enthalte die etwas entstellte Geschichte der Eleonore von Guyenne.

* * *

Bocaz hat ein lateinisches Buch geschrieben: de Casibus illustrium virorum et foeminarum. Es enthält unter andern folgende Erzählung: Alexander der Große schrieb an Aristoteles und begehrte, er solle ihm einen Mann schicken, der ihn recht oft an die weisen Lehren seines Erziehers erinnerte. Die Wahl des Aristoteles fiel auf seinen Freund und Schüler Kallisthenes, einen der wackersten Männer, der, nach langem Weigern, nur mit Widerwillen gehorchte. Kallisthenes reiste ab und fand den Eroberer an der persischen Grenze, wo er bereits zwei Schlachten gegen Darius gewonnen hatte. Der Philosoph wünschte ihm Glück dazu, und rühmte sein menschliches Betragen nach diesen Schlachten. „Wie!» rief Alexander, »auch du schmeichelst mir? um Wahrheit, nicht um Schmeichelei von dir zu hören, habe ich dich hieher berufen.» — »Herr!» sagte Kallisthenes, »ich lobe dich, aber ich schmeichle dir nicht. Es ist eben so wohl die Pflicht des Philosophen, schöne Thaten zu rühmen, als schlechte zu tadeln.»

Er folgte nun dem Heere, sah die Schlacht bei Arbela innen und das persische Reich zerstören, und fand noch

immer nur Ursache, den Eroberer zu rühmen (??) bis in den lybischen Wüsten, im Tempel des Jupiter Amon, der übermüthige Eroberer von den Schmeichlern überredet wurde, er sei ein Gott! — Da trat Kallisthenes in den Kreis seiner Anbeter, und fragte: »Ist es wahr? glaubst du ein Gott zu sein?« —

Noch erröthete Alexander, allein er bejahte die Frage. »Immerhin,« sagte Kallisthenes, »hege den eitlen Wahn; die Philosophie lächelt zu solchen Anmaßungen; doch vergiß nie, daß, um Gott ähnlich zu sein, du nur Wohlthaten um dich her verbreiten mußt.« — Als bald darauf Alexander sich täglich berauschte, um eines Freudenmädchens willen eine Stadt in Brand steckte, seinen Freund Clibus erstach, da war Kallisthenes kühn genug, ihm zu sagen: er verdiene nicht einmal unter die Menschen gezählt zu werden, viel weniger unter die Götter. Natürlich mußte er diese Verwegenheit mit dem schmählichsten Tode büßen. — Ihm geschah Recht. Ein Philosoph, der einen Eroberer auch nur einmal zu rühmen vermag, verdient einen entehrenden Tod. Selbst dann, wenn die Eroberungen nur mit dem Vorsatz zu beglücken gemacht würden; in den Augen der Philosophie bleiben sie doch immer ein Raub.

* * *

William Jones, Mitglied der Universität zu Oxford, hat 1770 die Geschichte des Thames Kuli Chan oder Nader Schach aus einem persischen Manuskripte übersetzt. Dieser Bösewicht ließ sich vom Volke den B

freier von Persien nennen. Alles zitterte vor ihm, und er raubte alle benachbarte Provinzen, die ihm anstanden. Endlich wurde er (zur Ehre der göttlichen Gerechtigkeit, die oft lange schlummert) von dreien seiner eigenen Generale ermordet. »Die Mörder,« sagt der persische Geschichtschreiber, »spielten Fangball mit einem Kopf, den kurz zuvor die ganze Welt nicht hatte bändigen können.« — Ein Franzose, Namens Dabaisson, hat ein Trauerspiel aus der Geschichte dieses Wütherichs verfertigt, welches 1780 großen Beifall erhielt, aber jetzt — nicht mehr gespielt wird.

* * *

Wie doch die Deutschen sich verändert haben! — noch im fünfzehnten Jahrhundert, als Kaiser Sigmund mit seinem Gefolge in Siena erschien, sagte eine gewisse Lucretia, vor deren Fenstern er vorüberzog, und deren Worte Aeneas Sylvius uns aufbehalten: »Wo findet man unter allen Volgken dergleichen Leute! Sie haben noch alle kruses Haar und sind mit uffrechten Achseln grades Libes.« (Jetzt gehen sie verzweifelt gebückt und die Achseln sind nicht mehr uffrecht, weil sie schwer zu tragen haben.) »Beschaw die Keyserlichen geelgeferwten Haar. O was loblicher Angesichten sie haben! alle Milchfarwe Halse, wohin sie sich keren. Was starker Brusten! Das ist ein ander Geschlecht der Menschen, dann unser Erbriche tut geboren.« — Auch von den Gesandten Kaiser Friedrich III., die nach Portugal geschickt wurden, um die Prinzessin Eleonore zu [illegible]hen, heißt es in dem sogenannten weissen Kunig: [illegible]elben Botschaft hetten auch schön gelbe Haar und

von Art krauß, und gingen mit ihrem Haupt aplegen bloß und trugen Perlein widen, darob sich das Volk in bemeltem Kunigreich vast verwundert.» — Daß die krausen gelben Haare unter den Deutschen nicht mehr gefunden werden, hätte eben nicht viel zu bedeuten, wenn wir nur die starken Brusten noch hätten!

* * *

Wenn im Mittelalter irgend ein Eisenfresser einen Krieg begann, mit dessen Gerechtigkeit es übel aussah, so pflegte er doch wenigstens in den Fehdebrief zu setzen, daß er seine Ehre wollte bewahrt haben. Heutzutage hält man das für unnöthig; es werden die schändlichsten Kriege geführt und man nimmt sich nicht einmal die Mühe, seine Ehre dabei zu bewahren. Was ein gewisser Cusanus, ein Schriftsteller des Mittelalters, lateinisch schrieb, das muß man jetzt in allen Sprachen wiederholen: »Man trennt die Ehre vom Rechte. Durch die Befehdung allein glaubt man die Ehre zu retten, und hat man diese dem Gegner angekündigt, so meint man auch ein Recht zu haben, Alles wegzunehmen, was ihm gehört. — Ein Jeder läßt den Zügel schießen und übertritt die Gesetze ungestraft.» — Dieser Cusanus hat schon das Gleichniß von den Spinnweben, in welchen nur die kleinen Fliegen sich fangen; er nennt aber Heuschrecken statt der Fliegen, und behauptet, vormals hätten auch die wildesten Eber sich darin verwickelt. Ach! dieses vormals war eine gute Zeit!

* * *

Die Schweizer haben den Ruf der Biederkeit und Treue nicht immer behauptet. Als Ludwig XII. und die Sforza's um Mailand sich balgten, hatten die Letztern acht tausend Schweizer geworben, mit welchen sie dem Erstern die gemachten Eroberungen sehr schnell wieder entrissen. Aber Ludwig sandte Hilfsvölker, unter denen sich gleichfalls zehn tausend Schweizer befanden, deren Oberster die Schweizer des Herzogs aufwiegelte, und sie warnte, nicht gegen ihre Brüder zu fechten. Unglücklicherweise hatte Sforza sich so ganz auf die bekannte Schweizertreue verlassen, daß er sich ohne Bedenken in Novara mit ihnen einschloß. Da kündigten sie ihm förmlich den Sold auf, bedungen sich freien Abzug von den Franzosen, und wollten den Verlassenen des Feindes Rache Preis geben. Kaum konnte er noch von ihnen erhalten, daß sie ihn, als einen gemeinen Schweizer verkleidet, mit sich ausziehen ließen. Aber auch diese demüthige List rettete ihn nicht; ein Schweizer aus Uri verrieth ihn durch ein gegebenes Zeichen, man nahm ihn gefangen und schickte ihn nach Frankreich, wo er noch zehn Jahre lang bis an seinen Tod im engen Gefängnisse schmachtete. Die Schweizer ließen zwar dem Verräther den Kopf abschlagen; aber sie vergaßen, daß sie sämmtlich Verräther waren, die gleichen Lohn verdienten. Ein Geschichtschreiber, Namens Pirkelheimer, sagt, nicht allein die Schweizer, sondern auch die Deutschen hätten dadurch bei andern Nationen großen Schimpf auf sich geladen, und von dem alten guten Rufe der Treue und Redlichkeit viel eingebüßt.

Inhalt.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.